This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

49518/3

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. Per. III 2/1

Diesch 1734. compl. ett.

Prometheus.

Für Licht und Recht.

Zeitschrift

in zwanglosen Heften,

herausgegeben

von

Heinrich Zschokke

und seinen Freunden.

Erster Theil.

Aarau.

Im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

1832.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 2 JUL 1963
OF OXFORD
LIBRARY

Ein Vorwort.

In Tagen, da die Gährungen unſers alten Welttheils Sinn und Theilnahme der ganzen Leſewelt faſt für alles Andere, als ſich ſelbſt, verſchlungen haben, ſieht es einem Wagſtück ziemlich ähnlich, mit einer Art Zeitſchrift hervorzutrete n, die wenig oder nichts mit den politiſchen Wirren des Augenblicks zu ſchaffen hat. Und doch glaubt' ich, es könne dem Gemüthe Vieler, wie dem meinigen, eben wohlthun, ſich zuweilen vom Schauſpiel des Parteihaders abzuwenden und den Geiſt durch Beſchäftigung mit Gegenſtänden ganz anderer Art zu erheben oder zu zerſtreuen.

Dem Herausgeber dieſer Blätter gewährten, in ſeiner Zurückgezogenheit, gewiſſe Erinnerungen aus ſeiner Vergangenheit, die an ihn gerichteten Briefe edler Männer, ihm von ihnen hinterlaſſene Handſchriften u. ſ. w. hohen Genuß. Er gefällt ſich in dem Glauben; ſie könnten auch Andern ähnlichen Genuß gewähren. Ja, es iſt ihm ſogar gewiſſermaßen Pflicht geworden, davon bekannt zu machen, indem einige jener Edeln ihn kurz vor ihrem Tode, wie z. B. Karl v. Bonſtetten, dazu ermunterten, oder, wie Jochmann von Riga, durch Vermächtniß der Handſchriften, dazu beauftragten. Einige noch lebende

Freunde gesellten sich mit Ermunterungen und Verheißungen hinzu, Beiträge zu spenden, wie sie Lesern von höherer Bildung vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn dürften. — Ueber dies Willkommen- oder Nichtwillkommenseyn, und damit zugleich über die Fortsetzung des Unternehmens, welchem man, wie früh oder spät es ende, doch einen bleibenden Werth verleihen möchte, hat die öffentliche Meinung zu entscheiden.

Vom Inhalt dieses ersten Heftes bedarf es keiner weitern Erklärungen. Nur in Betreff der Briefe vom göttlichen All ist zu sagen, daß sie sich, als Bruchstück, hier zu einer öffentlichen Ausstellung vorfinden; und zwar nicht sowohl, um Urtheile über Richtigkeit oder Unrichtigkeit der darin gegebenen Ansichten über die höchsten Angelegenheiten der Sterblichen, als vielmehr darüber zu vernehmen, ob Verhandlungen einer Wissenschaft, welche bisher nur wie Sache und Eigenthum der Schulgelahrtheit betrachtet wurde, jedem gebildeten Laien mittheilbar werden können, ohne an Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe einzubüßen? — Ich weiß sehr wohl, die Aufgabe ist schwer zu lösen. Darum eben auch die Ausstellung dieses Bruchstücks! Da ein helleres und reineres Wissen vom Göttlichen erst ein reineres und inbrünstigeres Wollen des Göttlichen möglich macht: so ist Philosophie die wahre Lebensweisheit, und sie sollte das Gut aller reifern Geister seyn, nicht bloßes Schulgut. Denn eine höhere Kenntniß und Erkenntniß vom ewigen Wesen der Dinge, wie sie der glücklichern Entfaltung jeder Wissenschaft frommt, läutert und steigert auch das Religiöse in unserm Gemüth und erhebt uns über die sinnlichen, kindlichen

Kirchlichkeiten der Völker hinauf zum Leben und Weben im heiligen Geiste Jesu Christi. Dahin aber sollen alle Geister anringen.

Es sei mir erlaubt, noch eins beizufügen. Meine in der Betrachtung des göttlichen Alls entwickelten Ideen sind das Ergebniß von einem Lebenslauf, in dessen wechselnden Verhältnissen der Blick des Geistes immerdar auf dies Eine und Höchste hin gerichtet war. Ich theile es jetzt erst mit, nun ich dem Abend meines Lebens entgegentrete. Das Widerlichste, was mir widerfahren könnte, wäre, wenn man mich etwa zum Urheber einer neuen Schule machen, oder mich der Thorheit fähig halten wollte, danach verlangt zu haben. Ich will, gleich Andern, nur in der Geisterwelt, so weit meine mäßige Kraft reicht, anregen. Es gibt freilich bloß ein Weltall, nur eine Religion, nur eine Allwahrheit. Aber jeder der Sterblichen, auf besonderm Standpunkte, baut und bildet da seine eigene innere Welt, seine eigene innere Religion, seine eigene persönliche Ueberzeugung aus. Daher die beharrliche und naturnothwendige Mannigfaltigkeit der Weltansichten, Kirchen und philosophischen Lehrgebäude.

Wie höchst verschiedenartig der jetzige und künftige Inhalt dieser Zeitschrift seyn möge, wird man doch in Allem ein und dasselbe Ziel wieder erblicken — Licht und Recht. Und darum wurde das Titelwort Prometheus gewählt. Aber man denke dabei an den Prometheus im erschütternden Schauspiel des Aeschylos, an den unbeugsamen Dulder und Kämpfer für Entthierung, für Vergöttlichung des menschlichen Geschlechts.

Die edlern und höhern Geiſter auf Erden, welche ſeit Jahrtauſenden für das Gotteslicht und ewige Recht in der Menſchheit, wider ſtolze Gewalt und Brutalität der Erdengötzen unermüdet ſtritten, unverzagt bluteten, waren ſie nicht alleſammt die Prometheen unſers Geſchlechts?

Aarau. Heinrich Zſchokke.

Inhalt.

Seite

Vom göttlichen All . . . . . 1.

Erinnerungen an Karl Gustav Jochmann, von Pernau . . . . . 91.

Graf Gustav von Schlabrendorf in Paris über Ereignisse und Personen seiner Zeit . . . . . 148.

Bureaukratie 150. — Winterfeld und Friedrich II. 151. — Der Bischof von Aversa 152. — Schwache Regierungen 153. — Weiber und Priester 153. — Die Jesuiten 154. — Die Fürstenbraut 155. — Geschichte und Geschichtschreiber 155. — Die Kunst zu lügen 157. — Rivarol 157. — Diplomatische Lauerer 158. — Ehrlichkeit 158. — Adel. Preßfreiheit. Dogmen. 159. — Meinungswäsche 160. — Forster und Friedrich II. 160. — Fichte's geschlossener Handelsstaat 161. — Die Deutschen 162. — Schlabrendorfs Wahlspruch 163. — St. Simon 163. — Prophezeiungen 165. — Bemerkungen über die Sprache 166. — Königlicher Wahnsinn 171. — Hochschule der Weisheit 172. — Physiognomie von Paris am 10. August 1792 175. — Physiognomie von Paris am 21. Jänner 1793 177. — Gnomen 178. — Regierungswechsel 179. — Die öffentliche Vernunft 180. — Baron Hompesch 182. — Der Freiherr von der Trenk 187. — Franzosen und Engländer 189. — La Grange 190. — Cabanis 191. — Die Theophilanthropen 191. — Ehrlichkeit 192. — Schlabrendorfs Glaubensbekenntniß 193. — Bergasse 194. — Urtheile 194. — Lafitte und der Pamphletschreiber 196. — Das Danaidengeschäft 198. — Der geheime Einfluß auf die französische Revolution 198. — Mary Wollstonecrofft 199. — Mysticismus 203.

K. E. Oelsner in Paris über Personen und Ereignisse seiner Zeit 205.

Bonaparte und Napoleon 208. — Die Berner Gesandtschaft im J. 1798 zu Paris 209. — Der heutige Adel 210. — Maltebrun 212. — Polizei 214. — Sieyes 216. — Ganilh 219. — Holland und Pauw 222. — Das gelbe Fieber 223. — Das Römerreich unter Konstantin 224. — Soldatenstand 229. — Elemente der Revolution 232. — Selbstbeschauung 235. Italiener 238. — Apophtegmen und Anekdoten 239.

Seite

Erinnerungen an Heinrich Peſtalozzi . . . . . 245.

Erſte Bekanntſchaft mit Peſtalozzi 245. — Der Schriftſteller fürs Volk 248. — Er in Stans 252. — Wie er war 255. — Sein Landgut: Neuenhof 256. — Seine Ausſichten 257. — Seine Armuth 257. — Sein Wille zur Selbſthülfe 258. — Vergebliche Anſtrengung 259. — Anmerkungen 289.

Die Glücksſpiele . . . . . 262.

Hundert Seifenblaſen von K. G. Jochmann . . . . . 273.

Vom göttlichen All.

Erste Betrachtung.

Gegenseitige Verständigungen.

1.

Glanvill an Beda.

Die Klage.

1. — — Du hatteſt es errathen, ehrwürdiger Beda. Ja, mich quält ein Geheimniß, wie dich hinwieder ein anderes Geheimniß beglückt. Tauſche mir das deinige für das meinige aus, wenn es möglich iſt.

Ich will dir mein Innerſtes offenbaren. Ich verſprach es dir. Aber es kann nur ſchriftlich geſchehen. Das geſprochene Wort verhallt zu ſchnell; es tritt meiſtens zu ungewählt und zweideutig daher und bringt Mißverſtändniſſe wider Willen des Redners. Oft wird auch der Faden der Gedanken auf unwillkommene Weiſe, durch plötzliche Einwendungen des Andern, zerriſſen. Ich gehöre zu den langſamen Denkern.

Die Tage, welche ich, während meines Beſuches, in deiner anmuthigen Villa genoß, würden zu den heiterſten meines Lebens gehören, wenn dies Leben noch durch irgend eine Heiterkeit verklärt werden könnte. Aber der Nebel desſelben iſt zu dicht. Ich ſehe längſt keine Sonne mehr.

Du ſiehſt ſie noch, o du Seligſter unter den Sterblichen! — Beda, biſt du ein höheres Weſen, oder der Verblendetſte unter allen Adamskindern?

Erinnerſt du dich der ſeltſamen, faſt möcht' ich ſagen, erſchrecklichen Worte, die du mir ſprachſt, als wir beide, am Abend vor meiner Abreiſe, noch allein im Schatten der Akazien deines Gartens ſaßen?

„Ich glaube an keinen Gott," ſagteſt du: „ich weiß ihn. Ich glaube an keine Unſterblichkeit; ich habe Gewißheit derſelben."

Beda! hätte ein Anderer alſo geredet, ich würde ihn für einen unſerer wahnſinnigen Geiſterſeher gehalten haben; oder für einen Menſchen, der nicht weiß, was Glauben, was Gewißheit ſei. Du biſt Beides nicht.

Sprechen wir offen mit einander. Die holdeſte der Feen unterm Himmel iſt die Täuſchung, dieſe reizende Mutter des Glaubens und der Hoffnung. Wehe dem aber, der im Zaubergarten derſelben vom Baum der Erkenntniß eine Gewißheit naſchen will! Er hat lebenslang das verlorne Paradies zu beweinen.

Weitaus der Großtheil der Sterblichen handelt und wandelt noch willig und gläubig im ſchönen Traumreich. Man lebt ſich, vom erſten Schlummer an der mütterlichen Bruſt hinweg, durch die Spiele der Kindheit, ſo allmälig, leiſe und tief ins reifere Alter hinein, daß man kaum einmal an den Gedanken ſtößt: Warum denn das ſo und nicht anders ſei? Woher und wozu dies Alles? Oder fragt: Wodurch hat ſich das ganze Weltall ins Daſeyn hereingebaut? Könnte nicht ebenſowohl gar nichts ſeyn? Und warum iſt Etwas, warum Alles da?

Ja, Fragen dieſer Art werden den meiſten Menſchen ſogar grundalbern ſcheinen; einigen noch gottlos dazu. Denn die Welt iſt doch nun einmal vorhanden, und wir ſind es mit ihr, ohne zu begreifen, wie? Gott hat es ſo geſchaffen und, nach unſerm Ermeſſen, ſehr weiſe eingerichtet. Das muß genügen und genügt. Und auf der feſtgetretenen Landſtraße des Alltags-Lebens fortwandernd in Geſellſchaft aller Zeitgenoſſen, gilt Jedem die gewohnte Anſicht zuletzt für Naturgang und die Uebereinſtimmung anderer ehrlicher Leute mit uns, für Bürgſchaft des Wahren.

Wir ſchwimmen mit Allem, was ſich um uns regt und bewegt, den Strom der Jahre ohne Arg hinab. Erzogen und belehrt, erziehen und belehren wir Andere; finden des Lebens höchſte Aufgabe im Betrieb eines Berufs, unſer Daſeyn zu veranmuthigen, oder hungerlos zu friſten. Wir arbeiten und ruhen, lieben und hadern, jauchzen und weinen, bis das Haar ergraut, bis das Aug im Tode bricht, und der Vorhang des etwas verworrenen und kaum halb verſtandenen Schauſpiels fällt.

Jeder tröſtet ſich, wie ers vermag, mit irgend einer Erwartung von Dingen nach dem Tode. Zwar kam niemand der Verſtorbenen aus dem Jenſeits, als Bote, zurück. Aber man hat doch Verheißungen. Und die unbezwingliche Luſt am Daſeyn erleichtert denen, welche Unſterblich-

keit versprechen, das Geschäft des Ueberzeugens. Ueberdem wird in Christenkirchen, Pagoden, Judenschulen und Moscheen nicht nur die Weltverwaltung Gottes umständlich auseinander gesetzt; sondern wir kennen sogar Eigenschaften, Verhältnisse, Thaten und Beschlüsse des höchsten Wesens ziemlich genau aus Katechismen, mosaischen Büchern, aus Koran und Zendaveſta. Der Unendliche hat sich, was mehr, als Alles, sagt, persönlich in Hindostan, Kleinasien, Peru, Arabien ꝛc. vor Alters gezeigt oder auserwählten Menschen offenbart. Die Ueberlieferung ist sorgfältig von Rabbinen, Braminen, Priestern, Marabuts, Mufti's bewahrt. Sie ist um so glaubwürdiger geworden, je älter und dunkler sie wurde; nur mit der einzigen Beschränkung, daß jede Glaubenspartei sich vorbehielt, die Ueberlieferung aller übrigen, wie baare, klare Lüge und heillose Ketzerei, mit Beil und Schwert, Steinigung, Sklaverei, Scheiterhaufen und Brandmarkung, zur Ehre Gottes, zu verfolgen oder zu bestrafen.

Der alte Glaube an die Götter Latiums mußte, nach den Tagen des Cäsar Augustus, untergehen und dem christlichen Sinn für das Ueberirdische schon darum weichen, weil die Legionen Roms, von einem Ende der Welt zum andern umherziehend, bei allen Völkern andere Altäre, andere Gottheiten, andere Ueberlieferungen fanden. Die in unsern Tagen erweiterte Völkerkunde, und der allgemeinere Verkehr der Nationen vermittelst der Druckerpresse und des Welthandels, erschüttert nothwendig den alten Ueberlieferungsglauben der Religionsparteien abermals in seinen Grundvesten.

So schlägt denn mitunter auch dem Gläubigsten der Gläubigen, früh oder spät, eine Stunde der Versuchung, in welcher er an den Versicherungen der Schule oder Kirche irre wird. Er fragt, wie Pilatus einst: „Was ist denn Wahrheit? Sind Vorstellungsarten darum falsch, weil sie von den Leuten in Mekka oder Jeddo, in Rom oder Lassa, als Ketzereien verflucht werden? Sind sie darum wahr, weil sie, gegeben mit der Muttermilch, in die Gesammtheit unserer Begriffe hineinwuchsen und mit denselben, ich möchte sagen, in uns verknörpelten?“

Man ruft uns Blutzeugen der Wahrheit auf. — Beweist denn aber der Tod des Märtyrers, daß seine persönlichen Ueberzeugungen auch die der übrigen Welt seyn müssen? Auch der Parse, der Jude, der Bramine, auch ein Vanini, ein Giordano Bruno, die man der Gottesverläugnung bezüchtigte, starben für Vorstellungsweisen, die sie nicht vom Bau des eignen Gedankenthums abreißen konnten, ohne

dieſen aus allen Fugen zu ſtoßen. Mich dünkt, nicht die Wahrheit, für welche der Märtyrer blutete, ſei das Herrlichſte von ihm geweſen, ſondern das Sterben ſelber um Etwas, das ihm höher, denn der Reiz des Lebens galt, und was ihn gegen die Macht der Natur mächtiger, als ſie ſelbſt, machte.

Wir ſprachen, Beda, an jenem Abend vom heutigen Gähren der Meinungen in den chriſtlichen Kirchen; vom Zwieſpalt der Gottesgelahrten unter ſich und mit den Laien; von den raſchen Umwälzungen im Reiche der Philoſophen, ſeit Kant und Fichte, Schelling und Jakobi, bis Hegel und Troxler. Aber, erinnere dich, die Anfechtungen des Zweifels foltern das Menſchengeſchlecht ja nicht erſt ſeit geſtern.

Mag die Sage vom Sündenfall des erſten Paares doch immerhin aus Geſängen vorſündflutlicher Weltalter in die ägyptiſchen Tempel herübergeklungen ſeyn, oder, andern Quellen entfloſſen, ſich zuletzt unter dem Griffel des iſraelitiſchen Geſetzgebers verſteinert haben; — mag Hiobs Jammer über das Loos der Tugend auf Erden längſt vor Salomon und Moſes, oder erſt unter den Thränenweiden Babylons gehört worden ſeyn: ſtets wohnet darin Hinweiſung, daß der Menſch, beim erſten Inſich-Erwachen, voller Entſetzen über den Widerſpruch ſeines innern Geſetzes mit dem Geſetz der Natur oder des Schickſals, die Frage über den Urſprung des Uebels gethan, welche nachher jedes Jahrtauſend wieder nachſeufzte.

Und, Beda, in der That, warum werden Muth und Opfer des Gerechten gemeinhin mit Dornen gekrönt, während verbrecheriſche Schlauheit ſich der Umarmungen des Glücks freut? Sage mir, warum ward dem Menſchenherzen die Liebe gegeben, wenn es zuletzt doch daran verbluten muß? Warum dem Geiſte des Menſchen der ewige Durſt nach Wahrheit, wenn er zuletzt, in Zweifeln vergarnt, verzweifeln muß?

Wahrlich, unter allen Geſchöpfen ragt der Sterbliche als das unſeligſte hervor. Der Fels, wie die Pflanze, ſtehen ihrer unbewußt da, und vergehen gefühllos unter der zermalmenden Ferſe der Zeit. Sie kennen keine Freude; aber ſie ſind dafür jammerlos. Das Thier empfindet, neben der Luſt, wohl auch den Schmerz des Daſeyns; aber es lebt doch nur im Punkt der Gegenwart, ohne Leiden um Vergangenes, ohne Zittern vor Künftigem. Nur der Menſch wird von dem, was nicht mehr iſt und von dem, was noch nicht iſt, zugleich und noch mit dem gepeinigt, was eben der Augenblick auſſerdem Böſes be-

schert. Wiegen die Freudengenüsse des Lebens wohl alle Bitterkeiten desselben auf? Wer möchte doch von der Wiege bis zum Sarge, Alles und durchaus, wie es war, zweimal hintereinander leben?

Die Vernunft ist am Ende die ärmlichste Trösterin, und unser Bewußtseyn eine matte Leuchte. Es ist dies schon oft gesagt worden! Das Leben des Menschen ist durchaus nichts, als Uebergang von einer Geburtsnacht zu einer Todesnacht. Wozu dient ihm das Licht des Bewußtseyns zwischen beiden? Daß er die Finsterniß hinter sich erblicke, aus der er kam, und die Finsterniß vor sich, in die er wieder verschwinden wird? — Gieb mir volles Licht, oder ewige Nacht!

Es ist wahr, Beda, ich kann beim Fackelschein der Vernunft auch die Dinge anstaunen, die sich daran unterwegs, auf der Wanderung von einer Nacht zur andern, erhellen. Ja, ich staune es an, dies Räthselreich der sogenannten Wirklichkeit; dies Zauberbild auf dem Nichts gemalt, oder auf einem unbemerkbaren Etwas. Ich bewundere das weite Weltall voller Ereignisse und Gestalten, für deren Menge, Arten, Größen und Zahlen, Namen und Maße fehlen. — Aber die Bewunderung so vieler Pracht und Macht artet oft zu grauenvoller Verwunderung aus, bei dem Gedanken: „Was ist dies All? Warum ist es vielmehr nicht vorhanden, als daß es vorhanden ist? Warum ist nicht vielmehr ein All-Nichts? — Sollte nicht ein Nichts möglicher, als ein Etwas seyn? Von wannen stammt das Weltall, welches ich zwischen der Nacht der Geburt und des Todes sehe? — Aus einer dunkeln Allmachtshand? — Sage mir, von wannen die Hand?

Was ist denn zuletzt wahr und wirklich? Alles? oder vielleicht Nichts? Es giebt Menschen, sie sehen nicht Farben und Formen, wie ich; sie hören die Töne nicht, wie ich. Mir ist süß, was ihnen bitter. Woran liegts? Anders die Sinne, anders die Welt! Was ist denn nun diese eigentlich an und für sich, da sie doch das Meiste durch mich ist; oder da ich sie nur erkenne, als wie sie für mich zu seyn scheint. Ich bemerke Ordnung und Zweckmäßigkeit in Allem waltend. Spricht aber diese Ordnung wirklich aus den Dingen zu mir her, oder sprech' ich sie in die Dinge hinein, vermöge der nothwendigen Art und Weise meiner Sinne und meines Erkennens? Sind die in mir waltenden Gesetze des Denkens, vermöge deren ich Alles, was erscheint, unter sich verbinden muß, darum auch Gesetze dessen, was ausser meinem denkenden Ich besteht? Wer bürgt dafür, daß das Weltganze für sich ein ganz Anderes sei, als ich mir's vorstelle; gleichwie im Kaleidoskop Blumenblättchen,

Splittern und Flittern, verworren für sich durcheinander, dem Auge in regelmäßigen, zierlichen Gestalten entgegentreten?

Die allgemeinen Gesetze des Denkens zum Bau der Erkenntnisse durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind in allen Menschen die gleichen; daher auch im Allgemeinen eine gewisse Art der Uebereinstimmung. Jene Gesetze bleiben so unwandelbar dieselben, wie die der Natur, nach denen die Biene unwillkürlich ihre Honigzellen, der Ameisenlöwe seine Fallgruben, der Biber sein Wasserhaus baut. Was aber wird bei der Naturnothwendigkeit unserer Erkenntnißgesetze aus dem Stolz unserer Willensfreiheit? Denn ich will, *je nachdem ich denken muß*. Was wird aus jener Freiheit beim unabwehrbaren Einfluß der Erziehung, der Gewohnheitsmacht, der Altersstufe, der Nervenreizbarkeit, und im weichen Zuge der uns mit sich fortflutenden Schicksale?

Fragen, wie diese, haben Tausenden unsers Geschlechts, und nicht den unedelsten, herbe Trostlosigkeit gebracht. Tausende mögen im stummen Verzagen aus der Welt gegangen seyn. Tausende flüchteten sich, verzweifelnd, um sich selber zu vergessen, in gemeines wildes Lustleben, in wüste Zerstreuung; oder in die Klosterstille und Klosterstrenge irgend eines Kirchenglaubens, der das Selbstdenken verpönt. Der *Weg des Unglaubens* führt endlich wieder zur blinden Dummglaubigkeit; aber der *Weg des Zweifels* entweder zum Sieg oder Tod aller Wahrheit.

Beda, ich aber sehe den Tod. Denn mir sind selbst die Krücken des Glaubens gebrochen, und all mein Forschen zeigt nur den bodenlosen Abgrund des Ungewissen aller menschlichen Erkenntniß tiefer und tiefer.

Du aber wandelst noch im schönen Träumen von der Göttlichkeit der Vernunft, von der Hoheit des menschlichen Geistes. Verleihe mir doch ein Plätzchen in deinem Himmelreich! —

2.

Beda an Glanvill.

Werth des gemeinen Menschenverstandes.

2. Eben in jenen Zweifeln, o mein Glanvill, welche die Hoheit des menschlichen Wesens mit Demüthigung bedrohen, erkenn' ich erst dessen Würde. Im erhabenen Zorn des Geistes über die eigne Ohnmacht inner den Schranken der Natur, erblick' ich des Geistes Macht glänzender, als in allen vergänglichen Schöpfungen menschlicher Kunst. Ohne Verdienst, ohne Schuld wegen seines Daseyns, steht unser Geist, wenn kein Gott,

doch einem Göttlichen gleich, auf dem Marchſtein des Seyns und Nichtſeyns, und richtet die nur gerechte, nicht vermeſſene, Frage an das Ur alles Weſens und Seyns: „Wer biſt Du? Wer bin ich?“ — Des Menſchen Daſeyn allein ſchon gab ihm Vollmacht zu ſolcher Aufforderung und Frage.

Kein anderes uns bekanntes Weſen kann dieſe Frage ins Weltall hineinrufen. Der Menſch nur kann es; er ſoll es! — Saget nicht: „Ihm antwortet niemand draußen!“ — Habet Ihr auch ſchon drinnen gehorcht? Saget nicht: „Nacht und Finſterniß ringsum!“ Würdet Ihr von Finſterniß wiſſen, wenn Ihr kein Licht in Euch trüget? oder vom Irrthum, wenn Ihr keine Wahrheit hättet?

Zwar nie wird ein ſterblicher Oedipus das Alles löſende Wort zum Schlüſſel des alten Welträthſels finden; und der Jahrtauſende Scharfſinn oder Erfahrung wird nicht das letzte Geheimniß aus den Tiefen der Natur zu Tage fördern. Doch eben dies, was den Blöden wohl des Muthes beraubt, beurkundet die Göttlichkeit des Forſchergeſchäftes. Der Weg zum Wiſſen des Wiſſenswürdigſten iſt Bahn der Aſſymptote durch die Unendlichkeit. Fürwahr, der Weiſe müßte ja im Entſetzen und Grauſen vergehen, könnt' er je das Ende dieſer Bahn ſchauen!

Das Betrachten des göttlichen Alls iſt wahrhaft hoheprieſterliches Geſchäft; Aufſchauen in das Allerheiligſte der ewigen Stiftshütte zu dem, der da iſt, war und ſeyn wird.

Reiche mir die Hand, Glanvill. Wir wollen, wenn auch getrennt, du in deiner, ich in meiner Heimath, gemeinſam die Luſt des beſchaulichen Lebens genießen. Du biſt dafür reif. Ich ſchreibe dir; ich theile dir die Blätter mit, welche ich in Stunden ſeliger Einſamkeit mit den Ergebniſſen meines Nachdenkens füllte. Du antworteſt. Deine Einwürfe oder Zweifel ſollen mich ſo wenig kränken, als dich meine Ueberzeugungen. Denn ich will dich nicht zu mir bekehren; ich kann dich nicht in mein Ich verwandeln. Jeder hat ſeine innere Welt, deren Baumeiſter er ſelber ſeyn muß.

Aber vielleicht regt dann und wann eines meiner Worte in dir höhere Thätigkeit des Geiſtes an; vielleicht wird dir in dieſer Erregung mancher deiner größten Gedanken heller, dem du bisher in ſeiner Dunkelheit zu wenig Beachtung widmeteſt.

Glanvill, auch ich einſt verſpottete, wie du, die Ohnmacht der menſchlichen Vernunft neben ihren rieſenhaften Wünſchen. Aber glaube mir

auch, das Verzweifeln an aller Gewißheit unſerer Erkenntniſſe iſt der erſte Schritt zur Gewißheit. Nur ſoll die Verzweiflung uns nicht lähmen, ſondern reizen und vorwärts jagen, das Aeuſſerſte zu wagen. Der Schiffer, wenn er im Meerſturm Untergang ſieht, geht unter, ſobald er ſich aufgiebt; er findet noch Rettung durch die Tollkühnheit der Verzweiflung.

Ich habe unter Männern und Weibern, die eine gewiſſe Stufe von Bildung und Kraft des Selbſtdenkens gewonnen hatten, bemerkt, daß ſie, und zwar nach vollendetem Alter ihrer Mannbarkeit, häufig Zweifler wurden. Der Zeitpunkt des Mannbarwerdens ſelbſt führt, mit Wachsthum und Entfaltung der ganzen Natur des Körpers, einen krankhaften Zuſtand desſelben herbei. Iſt aber der Leib, dies Werkzeug des Geiſtes, vollendet und feſt, tritt gewöhnlich auch ein ähnlicher Zuſtand für den Geiſt ein. Des Jugendalters vornehmſte Kraft ruht im Gedächtniß. Sein Thun beſteht meiſtens im Lernen und Glauben, im Empfangen und Behalten. Dann erſt aber erſtarkt, wird er ſelbſt ſchaffend, und er lebt voller in der Thätigkeit des Verſtandes; lernt durch eigenes Forſchen, und urtheilt, bevor er glaubt. Dann öffnen ſich vor ihm die Pforten des Zweifels, durch welche allein der Eingang zum Tempel der Wahrheit ſtatt findet.

Du, Glanvill, biſt vor der Pforte geblieben. Viele andere ſtehen da mit dir, kleinmüthig wie du, und hoffnungslos den Altar der Göttin zu ſchauen, den ſie ſuchten.

Entſtricke dich von allen vorgefaßten Schulmeinungen und Kirchenſatzungen; tritt rein du ſelbſt, angethan mit der eigenen Kraft deines Geiſtes, ohne fremde Waffe, ohne Glauben und ohne Argwohn, an das heilige Geſchäft.

Alſo hab' auch ich begonnen, als ich ausging, Gott zu ſuchen. Auch ich hatte ihn einſt verloren. Es war mir um nichts Anderes zu thun, als Ruhe in der Gewißheit, nicht Ruhe oder Betäubung nur im frommen Glauben, zu finden. Am wenigſten hat mich je das verächtliche Gelüſt verlockt, Stifter einer neuen Schule zu heißen. Wem die Weisheit als ein Werkzeug der Eitelkeit dient, wer durch ſie einen Namen unter Menſchen, oder Ehrenſtufen, oder Reichthum und Wohlleben erzielt, wird an ihr der Judas Iſcharioth. Er küßt ſie, um ſie zu verrathen. Ich möchte der Welt lieber eine einzige Wahrheit, als mir eine Welt erobern.

3. Wohlan, o mein Glanvill, an's Werk! Es scheint mir aber am zweckmäßigsten, daß wir, um uns verständlich zu bleiben, genau von dem Punkt ausgehen, von welcher die gesammte Menschheit ausging und noch immerdar ausgeht, Kenntniß und Erkenntniß der Dinge zu gewinnen.

Nämlich immer und überall hebt der menschliche Verstand seine Thätigkeit damit an, daß er, im arglosen Vertrauen auf das Zeugniß der Sinne, das Mannigfaltige des ihn umringenden Weltalls beobachtet, von einander unterscheidet, ordnet und benennt. Ehe er sich Rechenschaft zu geben weiß von dem, was Begriffe sind und wie er sie bildet, begreift er schon das vielfache Einzelne in gewisse Allgemeinheiten der Vorstellung; und ehe er sich selber zum Gegenstand wird, versteht er schon den Zusammenhang der Aussendinge.

So scheidet er nach bestimmten, bleibenden Kennzeichen das Leblose (Unorganische) vom Belebten (Organischen). Er nennt das in Raum Ausgedehnte Stoff, und unterscheidet ihn wieder von der Kraft, die denselben im Raum bewegt und ändert. Kräfte und Stoffe nimmt er in allen Körpern wahr; aber nicht in allen dasjenige, was er Leben nennt. Der fallende Stein bewegt sich, aber er ist leblos. Hingegen Pflanzen, Thiere und Menschen verrathen Leben, oder die wunderbare Macht, welche durch sich selbst mancherlei Stoffe und Kräfte zu einem Eigenganzen (Individuum) gliedert, dessen einzelne Theile Werkzeuge werden zur Anziehung, Aussonderung oder Verwandlung von Stoffen und Kräften, um das Ganze zu erhalten, oder in davon ausgehenden neuen Eigenganzen zu vervielfältigen.

Aber gleichwie die Pflanze durch ihr Leben höher steht, denn das Leblose: so erhebt sich wieder das Thier über die Pflanzenwelt. Denn es verkündet in seinen Bewegungen etwas Anderes, als die Pflanze. Es äussert Empfindung von Lust und Schmerz; es gewahrt die Dinge um sich her. Es hat Seele.

Auch der Mensch ist beseelt, wie das Thier; denn er gewahrt und empfindet, wie dieses. Er ist belebt, wie die Pflanze. Sein Leib ist ein Verein von Stoffen und Kräften, wie jeder andere Körper. Aber in ihm ist eine noch höhere Macht thätig, durch die er, seiner selber bewußt, das All der Dinge überschaut, begreift, versteht, und vermöge deren er in sich ein Gesetz der Sittlichkeit oder Heiligkeit kennt, welches weder für Thiere noch Pflanzen gilt. Diese folgen dem Gesetz der Naturtriebe. Im Menschen wohnt ein Bewußtseyn der Freiheit, durch

welche er selbst den Trieben des Lebens, den Begierden der Seele entgegenstrebt. Da ist mehr, als nur Seele; — da ist der Geist.

Mögen Stoff und Kraft, Leben, Seele, Geist zuletzt an sich eins und dasselbe, oder Verschiedenartiges seyn. Nehmen wir sie einsweilen wie sie der gemeine Menschenverstand nimmt, als besondere Arten der Wesen, da sie sich doch in ihren Erscheinungen und Merkmalen so scharf von einander auszeichnen.

Von dieser Eintheilung alles dessen, was uns die Welt zeigt, von dieser Ansicht des gemeinen Menschenverstandes wollen wir ausgehen. Nicht deswegen, weil sie in sich das Untrügliche und Wahre ist, sondern weil doch irgend ein Wahres darin wohnen muß. Wie hätte sie sonst Gemeineigenthum des menschlichen Geschlechts werden können?

4. Es liegt in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes der Keim des Wahren, oder nirgends, eben weil sie aus dem Verstand der gesammten Menschheit, nicht einer einzelnen Person übereinstimmend hervortraten, ohne Mühe und Aufwand von Scharfsinn, ohne Absicht, ohne Uebereinkunft zwischen Weltaltern und Welttheilen. Unsere Aufgabe bleibt nur, in diesen Aussprüchen das Unbestimmte fester zu bestimmen. Und so verfolgen wir denselben Weg, welchen unser ganzes Geschlecht, seit Anbeginn der Menschheit, zur Erkenntniß des Wahren nahm. Die Philosophie, diese Sehnsucht der Geister nach dem Unbedingten und Ewigwahren, ist der sechstausendjährige Läuterungsprozeß unserer Kenntnisse und Erkenntnisse.

Die nie veraltende Majestät des Weltgebäu's rief den schlichten Menschenverstand schon früh von der Bewunderung des Sichtbaren zur Verehrung des Unsichtbaren. Wer denn hat je mit Augen das Leben gesehen in der Pflanze, das Empfindende im Thier, das Denkende im menschlichen Leibe? Und doch gab der Sterbliche aller Zeiten und Zonen dem Niegesehenen einen Namen, da er am Vorhandenseyn dessen, was da wirkte, nicht zweifeln konnte. — Mit seinen Sinnen bemerkte der Mensch überall die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, aber damit erkannte er auch zugleich die Endlosigkeit und Beharrlichkeit des Wechsels, und daß eben die Unbeständigkeit der Dinge beständig währet. — So offenbarte sich dem Blick seines Geistes, was sein leibliches Auge nicht sah: ein Unendliches in der Allheit des Endlichen, ein Wandelloses in allem Wandel der Erscheinungen. Dies Weltspiel dauerte aber durch die Jahrtausende fort

in einer Größe, unzerstörbaren Ordnung und Herrlichkeit, unendlich höher, als jede menschliche Weisheit und Gewalt, daß selbst die rohesten Völker von der Ahnung unsichtbar waltender Wesen erfüllt wurden, vor deren Allmacht sie sich ehrfurchtsvoll beugten.

Ging das gesammte Menschengeschlecht in seiner Ahnung des Höhern und Göttlichen ganz irre? Wahrlich, Glanvill, wenn die standhafte Aussage der Sinne, wenn die sich immer wiederholende Erfahrung ein ewiger Betrug, wenn Wollen und Wissen des sich bewußten Geistes nichts denn Selbstverblendung wäre: so würde in der sechstausendjährigen Lüge vom wundervollen Weltall allein Göttlichgroßes wohnen; die Wirklichkeit aber kaum werth seyn, der Schemen dieser Lüge zu heißen.

Jener Ausspruch des menschlichen Geschlechts über das, was da ist, einstimmig, wenn nicht im Besondern, doch im Allgemeinen; einstimmig im Vertrauen zur Sinnesbelehrung, im Glauben an Uebersinnliches, im Wollen des Guten und Heiligen, ist ein Schrei der innern Wahrheit, welchen keine Spitzfindigkeit der Schulen, keine Verketzerungswuth der Kirchen, kein Witz des Zweifels zum Schweigen treibt. Er entspringt, indem das Sich-Unbewußte der Dinge, im Bewußtseyn der Geister, mit diesem zur schlechthinigen Einheit aufgeht, und sich das Tiefeste des unendlichen Alls im Höchsten kündet und verklärt.

Glanvill, du selber weißt es, immerdar kehrt doch der Zweifler von der Unentschiedenheit seiner Ansichten wieder zur Einfalt des gesunden Menschenverstandes zurück; und anerkennt im gemeinen Leben eine Gewißheit und Wahrheit, die er in einseitiger Grübelei verschwunden sah. Wer am hölzernen Schreibtisch seines engen Stübchens den Glauben an das Heiligste, den Glauben an Freiheit, Ewigkeit und Gottheit eingebüßt hatte, fand draußen in den lebendigen Ordnungen der Erde und des Himmels, ohne schulgerechte Schlüsse, Alles wieder.

Nur aus einseitiger Richtung des Denkens entsteht Zerworfenheit des Geistes mit sich selber. Wodurch irgend immer das Vernunftgesetz zur Lüge und die allgemeine Sinnen-Aussage zum Wahnsinn gestempelt werden soll, das kann nie Sache der Menschheit werden. Es geht in Vergessenheit unter, geächtet vom gesunden Menschenverstand.

3.

Glanvill an Beda.

Gemeiner Menschenverstand, neben Philosophie.

5. Nein, Beda, wahnsinnig bin ich noch nicht. Ich zweifle weder am Daseyn einer Welt ausser mir, noch an meinem eigenen Daseyn. Ich halt' es, wie du, mit dem gesunden Menschenverstande; wiewohl wir in hundert Fällen nicht wissen, ob er kränkelt oder auf wessen Seite er der gesunde sei?

Aber es scheint: bei dem, was unsere fünf Sinne geben, wie richtig oder unrichtig es auch seyn möge, und bei den Satzungen und Urtheilen des gemeinen Verstandes, sollen und müssen wir es leider in dieser besten Welt bewenden lassen, und nicht höher, nicht über den Genuß des Irdischen, hinausstreben wollen. Das Vernunftgesetz, welches vollkommen bei uns das fehlende Naturgesetz der höhern Triebe ersetzt, von welchen die Thiere geleitet werden, reicht für den Hausbedarf der menschlichen Gesellschaft hin; aber schwerlich darüber hinaus. Wie der Adler, wenn er sich zur Sonne erheben will, vergebens mit seinen Schwingen die feinern, reinern Luftschichten des Dunstkreises schlägt und immer wieder zur Erde heimkehren muß, der er angehört: so strebt der Geist mit ausgebreiteten Fittigen der Vernunft umsonst in das Uebersinnliche hinaus. Und wenn er sich schon im Gebiet desselben erhoben zu haben glaubt, befindet er sich am Ende, recht besehen, in den traumhaften Gefilden der Fantasie und Ahnung.

Oder, welche unumstößliche Gewißheiten haben wir, seit Plato und Aristoteles, im Reich des Uebersinnlichen entdeckt? Eine zahllose Menge philosophischer Lehrgebäude ward aufgeführt, und stürzte wieder zusammen. Unser Wissen blieb Stückwerk. Stehen nicht immer noch, bis auf den heutigen Tag, die Schulen der Festgläubigen (Dogmatiker) und Zweifellustigen (Skeptiker) einander so feindselig gegenüber, wie vor Altem? oder die Schulen derer, die das gesammte Weltall vergeistigten, und derer, die alles Geistige zur Eigenschaft des Stoffes machten? Führen nicht heut noch die offenbarungsweisen Mystiker und die strengen Vernunftweisen ihren tausendjährigen Krieg unentschieden fort?

Vermittelst unserer erweiterten Erfahrungen im Gebiet der Naturkunde, diese hier im weitesten Sinne genommen, haben wir unsere höhern und allgemeinern Vorstellungen allerdings geläutert und berichtigt; aber in Rücksicht der Erkenntniß des Uebersinnlichen haben wir noch keinen einzigen Schritt vorwärts gethan. Oder was wissen wir

Bestimmteres über das Wesen der Dinge, über das Wesen des menschlichen Geistes, über das Wesen Gottes, als schon das Alterthum wußte? Was wissen wir, Träumereien, Hoffnungen, Vermuthungen abgerechnet, von der Unsterblichkeit der Seele, oder auch nur vom Zusammenhang derselben mit dem Körper, oder von der zweideutigen Freiheit des menschlichen Willens irgend Erweisbareres, als diejenigen wußten, die vor uns lebten? — Wenn die Philosophen mit all ihren mehrtausendjährigen Mühen auch nur eine einzige unzerstörbare Gewißheit gewonnen hätten, von welcher sie, als dem allgemeinsten Grundsatz in ihren Forschungen, unvermeidlich ausgehen müssen: würden heut denn noch die mannigfaltigsten Lehrmeinungen neben einander im schreiendsten Widerspruch bestehen können? Die Anstrengungen des menschlichen Geistes, das Uebersinnliche zu ergründen, gleichen dem Kreisflug des Käfers, welcher am Faden in der Hand des Knaben ins Weite hinausstrebt und immer wiederkehrt, von wannen er kam.

Beda, die Thatsachen von der Eitelkeit aller Versuche, zur Erkenntniß übersinnlicher oder göttlicher Dinge zu gelangen, bestehen unläugbar; und die seit mehr denn zwanzig Jahrhunderten stets wiederholten Versuche bezeugen hinwieder die nie zu beschwichtigende Sehnsucht der Menschheit. Warum dieser qualenreiche Widerspruch? Warum dieser ewige, brennende Durst, neben dem Unvermögen, ihn zu löschen? Ich möchte im Ernst fragen: ist die Vernunft eine Wohlthat für uns? Wer zuletzt die Folterschmerzen nicht mehr ertragen kann, endet gewöhnlich damit, sich selber zu betäuben, sei es im Strom gemeiner Lebensgeschäfte und sinnlicher Genüsse, oder im kindlichen Ueberlieferungsglauben irgend einer Kirchpartei. Ich bin zum Unglück für das Eine und Andere nicht stark oder schwach genug.

Ich unterscheide, wie du, kraft des einfachen, gesunden Menschenverstandes, allerdings sogenannte Stoffe und bewegende Kräfte derselben, oder gewisse Formen von beiden, die wir Pflanzen, Thiere und Menschen heißen. Ich kann auch das, was den Bau der Pflanzen, Thiere und Menschen so mannigfach gliedert, mit dem Namen des Lebens bezeichnen; oder das, was in Thieren, wie in Menschen, sinnlich gewahrt und empfindet, Seele nennen; und das, was den Menschen vom Thiere unterscheidet, das denkende Etwas nämlich, Geist taufen. Aber diese Unterscheidungsmittel für das thatsächlich Vorhandene, gar brauchbar zur Verständigung im gemeinen Leben, gewähren mir nicht das geringste Wissen von dem, was das Leben, was die Seele, was der Geist sei?

Du kannst freilich mir deine Vorstellungen davon mittheilen. Aber deine Vorstellungen sind, wie die meinigen, zuletzt wesenlose Gedanken, von denen sich nicht erweisen läßt, daß sie mit dem, was ausser ihnen besteht, unbedingt zusammenstimmen. Was über dem Horizont unserer Sinne hinaus liegt, das liegt auch ausser dem Machtkreis unserer Erkenntniß und Gewißheit. Durch welches Mittel sollten wir zur Gewißheit über Wirklichkeit, Beschaffenheit und Daseyn dessen, was mir Leben, Geist, Seele nennen, gelangen? Wir können nicht aus uns selber herausspringen. Bei jedem Versuch des Sprunges stehen wir jedesmal nur wieder in unserer Gedankenwelt. Unsere Vorstellungen können in sich vernunftgemäß, das ist, nothwendig, wahr und richtig seyn. Doch das gedankliche Nothwendige beweist nichts, als sich selber, in uns; nicht aber die Wirklichkeit des Gedachten ausserhalb der Gedankenwelt in einem Reiche, von dem uns alle Erfahrung abgeht; oder wäre ausser der Gedankenwelt nichts vorhanden? Alles, selbst das sogenannte Sinnliche, nur Vorstellung und nichts weiter? Das wäre Empörung des Geistes wider sein eignes Bewußtseyn und wahrhaftes Todtschlagen des gesunden Menschenverstandes.

Ich stimme dir bei; halten wir einsweilen noch diesen fest. Opfern wir den gesunden Menschenverstand auf, so ist alles übrige Licht der Vernunft das entbehrlichste Ding für Menschen und Vieh.

4.

Beda an Glanvill.

Das Werden der Kenntnisse.

6. Es ist durchaus nöthig, theurer Glanvill, daß wir, um Mißverständnissen auszuweichen, mit gewissen Worten, die wir einander geben, bestimmte Begriffe paaren. Deine Zweifel richten sich vornehmlich gegen die Gewißheit der Erkenntniß von übersinnlichen Dingen. Weniger scheint dir an der Wahrheit unserer Vorstellungen von sinnlichen Gegenständen zu liegen; oder vielmehr du bezweifelst im Allgemeinen wenigstens das Daseyn derselben nicht.

Reinsinnlich ist das, was durch die Sinne, oder eigentlich in ihnen empfunden wird. Aber du wirst dahin auch zählen müssen nicht nur was wir als körperlichen Schmerz oder Lustgenuß kennen, sondern ebensowohl die Gefühle der Trauer und Freude, Furcht und Hoffnung u. s. w. Denn alles dies wird unter dem Namen der Empfindung,

in der allgemeinen Bedeutung des Wortes, begriffen; alles dies ist in uns Aeusserung der Seele, und wird wie bei den Menschen auch mehr oder minder bei den beseelten Thieren angetroffen. Aber zur Unterscheidung werd' ich künftig die Erregung in den äussern Sinnwerkzeugen Gewahrung, hingegen Schmerz und Kitzel oder Wollust des Körpers Empfindung in engerer Bedeutung des Wortes, und endlich die von körperlichen Empfindungen häufig ganz unabhängige Lust oder Unlust der Seele, Gefühle nennen.

Der Geist also empfindet nicht; er ist das Wissende, Denkende. Wenn die seelischen Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle zu seinem Wissen oder Bewußtseyn gelangen, werden sie in demselben Gewußtes, also Gedankliches. Er hat Vorstellungen davon. Und diese geistigen Vorstellungen von seelischer Erregung und Thätigkeit bezeichne ich mit dem Namen der Wahrnehmungen. Die Seele gewahrt also in Empfindung; der Geist nimmt wahr im Bewußtseyn.

Du wirst mir erlauben, daß ich hier bekannte, am wenigsten widersprochene Thatsachen aufführe. Dahin gehört auch noch diese, daß im Bewußtseyn alle Empfindungen wahrgenommen werden können; aber die Seele kann keine Wahrnehmung, die ein blos gedankliches Seyn hat, empfinden. Den Grund davon suchen wir künftig.

7. Die erste und scheinbar reichlichste Kunde vom Daseyn der Dinge gewinnen wir vermittelst der seelischen Empfindungen. Durch sie schließt sich für unsern Geist die Fülle des weiten Weltalls auf. Wenn, wie in einigen Fällen der Starrsucht, plötzlich alle Sinnenthätigkeit ausstirbt und nur noch das geistige Bewußtseyn bleibt, steht der Geist zwar noch in sich, aber gleichsam weltlos.

Die Sinne belehren uns durchaus von nichts, als von ihrer eignen Erregung. Wir erhalten durch sie nur Kunde vom bloßen Daseyn der Dinge; nicht, wie das Erregende für sich beschaffen, sondern wie die Erregung im Sinn geartet, also das Erregende nicht für sich, sondern für uns beschaffen sei.

Ich bitte dich hier im Vorbeigehen zu bemerken, daß also nicht das Erregende der Inhalt der Empfindung ist, sondern er ist das Eigene ihrer Artung, wodurch sie von einer andern verschieden ist; ihre innere Seyns-Weise (denn ihre äussere Weise des Seyns wäre ihr Verhältniß zu andern).

Was wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen tasten,

durch Geschmack und Geruch gewahren, von dessen Daseyn sind wir überzeugt und gewiß, oder wenigstens vom Daseyn der in der Sphäre unsers Seelischen erregten Empfindung. Und im Allgemeinen, einzelne Sinnentäuschungen ausgenommen, ist das Zeugniß der Sinne dem menschlichen Geiste so wichtig, daß nicht nur der große Haufe, sondern auch eine beträchtliche Zahl älterer und neuerer Weltweisen, nichts für wirklich und sogleich außerhalb dem Geiste vorhanden hält, als das durch die Sinne erfahrene. Man würde wohl weniger am Daseyn Gottes gezweifelt, oder sich nur mit einem bloßen Glauben an Gottes Vorhandenseyn begnügt haben, wenn nicht nur die Vernunft mit ihren unverwerfbaren Gründen, sondern auch die Anschauung der Sinne dafür gesprochen hätte. Aber ich, könnt' ich Gott mit Augen schauen, würde dann erst Zweifler an der Gottheit werden.

8. Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, was wir empfinden, das kennen wir auch, als Empfundenes. Aber doch ist nicht übel gethan, wenn wir Kenntniß, in engerer Wortbedeutung, nicht mit der Empfindung selber verwechseln, sondern damit erst solche Empfindung bezeichnen, bei welcher zugleich ein Unterscheiden derselben von einer oder mehrern andern statt findet. Je vielfacher sich das im Sinn Erregte von einem andern unterscheidet, je bestimmter und deutlicher wird die Kenntniß.

Nicht der Mensch nur, auch das Thier hat Kenntniß dieser Art. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter, der Vogel sein Nest. Es ist im Seelischen ein gefühlsweises Unterscheiden des Inhalts der Gewahrungen; im menschlichen Wissen aber ein gewußtes.

Der Unterschied werde nun gefühlt oder gewußt, immer wird dazu ein Vergleichen mehrerer Dinge, oder Inhalte der Empfindungen, erfordert, sei es solcher, die gleichzeitig da sind, oder solcher, die früher und später bestanden. Durchs Gedächtniß tritt das Vergangene wieder in die Gegenwart, und durch dasselbe ist allein das in der Zeit Verschiedene vergleichbar unter sich. Die Thiere haben Gedächtniß; oft treueres als der Mensch. Es geht daher in ihrer Seele auch ein Vergleichen des Mannigfaltigen dessen vor, was sie gewahren. Dies Vergleichen ist aber eins und dasselbe mit dem gefühlsweisen Unterscheiden, jedoch so bewußtlos, wie bei der Pflanze, deren Wurzel oder Laub sich nur die ihr gemäßen Nahrungsstoffe aneignet, ohne die übrigen aufzunehmen; doch nicht so empfindungslos, wie bei der Pflanze.

Gleichwie nun jede Gewahrung, jede leibliche Empfindung, jedes Gefühl, jede Wahrnehmung nichts anders ausspricht, als ihre eigene Vorhandenheit: so ist auch alle Kenntniß nichts anders, als Kunde des in Empfindung oder Bewußtseyn Erregten, nicht des Erregenden.

9. Prüfen wir nun die Masse desjenigen genauer, wovon wir, vermittelst der Sinne allein, Wahrnehmung seiner Vorhandenheit erhalten, so ergiebt sich, daß solches insgesammt nur auf das beschränkt ist, was mit Stoff oder Materie in unmittelbarer Berührung steht, und was gleichsam uns stoffisch gegeben worden ist. Wir empfangen durch die Empfindung nicht mehr, als das Thier: blos Kunde vom Daseyn des Körperlichen; der Farben, Gestaltungen, Töne, Düfte u. s. w., oder der Bewegungen und Veränderungen der Stoffgebilde.

Aber wir wissen thatsächlich noch weit Anderes vorhanden im All der Dinge, als das, was wir durch die Sinne vernehmen. Wir bewundern ja auch Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfungen. Wir werden durch das Vollendete und Sinnreiche in der Kunst, und durch das Gerechte und Edle in menschlichen Handlungen, gerührt. Es ist, möcht' ich sagen, nur geistige Gesichtstäuschung, in so fern wir glauben, dies Alles mit unsern Sinnen zu schauen, die doch nichts, als das Stoffische und dessen Veränderungen gewahren. Hund, Affe, Elephant, Pferd, oder welches der Thiere uns das vorzüglichere zu seyn scheint, bleiben vor der Schönheit, vor der Wahrheit und Heiligkeit ohne Bewunderung, weil ihnen kein seelischer Sinn Kunde vom Daseyn des Schönen, Wahren und Guten verleiht. Wäre nichts Höheres in uns, welches weit Höheres wahrnehmen könnte: so würde unser Daseyn aus einer Reihenfolge mannigfacher Sinnes-Erregungen bestehen, die weder unsere Verwunderung noch Bewunderung wecken könnten. Das Leben ginge deutungslos an uns vorüber, wie das Bilderspiel der Zauberlaterne am gleichgültigen Blick des Thiers, während eben dies Spiel schon das Gemüth des menschlichen Kindes ergötzt.

Jenes Höhere nun ist der Geist, der kein Empfinden, sondern ein Wissen ist, und in dessen Bewußtseyn das Gewahrte zum Gewußten wird. In ihm ist ein Quell von Kenntnissen, die nichts mit dem gemein haben, was in den seelischen Sinnen erscheint. Er weiß sich selber daseiend (ist sich seines Selbstes bewußt), weiß von sich, und von Anderm, und von dem er sich unterscheidet. Er ist sich also des Mannigfaltigen von Vorstellungen bewußt, die kein seelischer Sinn ge-

wahrt, aber die er daſeiend kennt, und die aus ihm werden, die er ändert, wieder in die Einheit ſeines Selbſtes auflöſet und dadurch in ſich begreift.

10. Das Denkende in dir denkt ſich, das Empfindende in dir empfindet ſich. Die Thatſache des Bewußtſeyns und des Empfindens ſteht über allen Zweifel erhaben. Das Denkende hab' ich Geiſt, das Empfindende, welches wir mit den Thieren gemein haben, Seele genannt (3), ohne darum auszuſprechen, ob beide einerlei, oder weſenhaft Ungleiches ſind, oder was ſie in und an ſich ſeyn mögen? Aber wir unterſcheiden die reinen Vorſtellungen, das Gedankliche im Bewußtſeyn, von den Gewahrungen der Sinne, von den leiblichen Empfindungen, den traurigen oder heitern Gefühlen. Mithin können wir auch den Unterſchied ſinnlicher und überſinnlicher, oder, wenn du lieber willſt, nicht ſinnlicher, Kenntniſſe keineswegs hinwegläugnen.

Zu den nichtſinnlichen Kenntniſſen gehört das geſammte Wiſſen vom Daſeyn deſſen, was ſeeliſch ungewahrbar, unempfindbar, unfühlbar iſt. Dies Wiſſen kann aber in uns geworden ſeyn, entweder durch Selbſtthätigkeit des Geiſtes in Bezug auf das von den Sinnen Gegebene, wohin z. B. alle von Auſſendingen abgezogene Vorſtellungen, Begriffe und Urtheile zu rechnen ſind; oder durch inneres Wahrnehmen deſſen, was allem Vorſtellen, Begreifen und Urtheilen ſelber vorangeht, und worin jene Selbſtthätigkeit des Geiſtes, wie inner bleibenden Schranken, wird und ſich bewegt, — was ich Denkensgeſetz des Geiſtes nennen möchte; oder endlich durch inneres Wahrnehmen deſſen, was in uns ein Gewußtes iſt, ohne weder von den Sinnen gegeben, noch nach den Denkgeſetzen Gefolgertes und Erſchloſſenes, noch das Denkgeſetz ſelber zu ſeyn, wohin wir z. B. die unvertilgbaren Ideen des Unendlichen, des Heiligen, des Göttlichen zählen dürfen. Denn das Unendliche und Heilige iſt weder ſinnlich gewahrbar, ſondern vielmehr Gegenſatz von allem Sinnlichen; noch iſt es ein von der Auſſenwelt abgezogener Begriff, weil dieſe nichts zu einem Begriff liefern kann, was ſie nirgends, als Merkmal, an ſich trägt; noch iſt es das Geſetz des Denkens und Erkennens ſelbſt, weil wir weder unendlich, noch göttlich denken, und nicht die Vorſtellungen nach dem Unendlichen und Göttlichen ordnen, trennen und verbinden.

Obgleich alle Gedanken und Vorſtellungen, alſo auch alle Wahrnehmungen (6), oder Erregtheiten des Bewußtſeyns, an ſich ſelbſt nicht-

sinnlich (nicht empfindbar, nicht gewahrbar) sind, steht uns doch zu, von sinnlichen Vorstellungen zu sprechen, nämlich wenn wir diejenigen so nennen wollen, welche etwas durch seelische Gewahrung Gewonnenes enthalten. Im Gegensatz könnten wir Vorstellungen, die nichts durch die Sinnlichkeit Gegebenes haben, reine Vorstellungen nennen, oder nichtsinnliche, oder übersinnliche.

11. Aber zur Sache. Es ist überall kein Wissen von irgend einem Etwas möglich, ohne Kunde vom Daseyn desselben in Empfindung und Bewußtseyn. Das Wissen vom Daseienden ist also das Daseiende im Wissen selbst. Beide sind, wenn auch nach Beziehungen unterscheidbar, in sich selbst eins und dasselbe, schlechthin untrennbar. Es ist kein Wissen ohne Daseyn, kein Daseyn in uns ohne Wissen davon. Die Wahrnehmung (6) ist die Vorhandenheit des in uns Wahrgenommenen, und das Wahrgenommene eben die Vorhandenheit der Wahrnehmung. Das Eine ist nicht ohne das Andere möglich, weil beide eins und dasselbe sind.

Die Einheit des Daseyns und Wissens ist das Urgewisse; aller andern Gewißheiten Urgrund; das sich schlechthin durch sich selbst Verstehende, was keines Beweises fähig ist, aber auch keines Beweises bedarf. Wer sein Daseyn beweisen wollte durch sein Wissen desselben, würde wieder sein Wissen durch das Daseyn desselben erweisen müssen; also eins durchs andere, oder das Gleiche mit sich selber.

Wahrnehmung (6), oder Wissen des Daseienden, ist eine Erregtheit des Selbstbewußtseyns; und das Wahrgenommene in der Wahrnehmung, das Vorgestellte in der Vorstellung, ist wieder nichts anders, als die Wahrnehmung oder Vorstellung selbst nach der innern Weise ihres Seyns (7), und durch diese von andern Wahrnehmungen und Vorstellungen verschieden. Das Empfundene, oder das was ich empfinde, ist die Empfindung selbst, ihre Seynsweise, nämlich ihr So- und nicht Andersseyn, wodurch sie sich von übrigen unterscheidet.

Eine Empfindung kann täuschen, nicht aber über ihr Daseyn, sondern nur über ihre Veranlassung. Eine Vorstellung kann falsch seyn; aber nicht ihr Daseyn ist falsch. Denn auch die irrige Vorstellung ist vorhanden in mir, und zwar als solche. Das Täuschende dort, das Irrige hier, liegt also, weil unmöglich im Daseyn-Wissen, oder in der bloßen Kenntniß der Vorhandenheit, nirgend anders, denn erst in der Erkenntniß des Vorhandenen.

12. Erkenntniß ist das Bewußtwerden vom Verhältniß des vorhandenen Mannigfaltigen zum Gesetzthum des Geistes; das Einschauen in den Verband der Dinge, wodurch sie unter sich geeinet sind. — Kenntniß hab' ich durch bloßes Daseyn der Wahrnehmung, oder durch Wahrnehmung des Daseyns, in der Einerleiheit des Wissens und Seyns. Erkenntniß hingegen gewinn' ich erst im Bestreben, im Ungekannten, vermittelst der Einung des mannigfaltigen Gekannten im geistigen Gesetzthum, zu entdecken; in Wiedervermählung des getrennt bestehenden innern Wissens und äussern Seyns.

Ich fürchte, Glanvill, es begegne mir, was sonst schon Andern, daß ich dunkel rede oder unklar, weil ich mich allzusehr bemühe, verständlich zu werden. Daß du mich aber im Verfolg meiner Mittheilungen besser begreifen wirst, bezweifl' ich nicht, weil eine Wahrheit zugleich ihr Licht auch der andern zuwirft. Nur so viel füg' ich bei. Kenntniß und Erkenntniß sind scharf zu unterscheiden. Selbst die Sprache des gemeinen Lebens übt den Unterschied. Kenntniß ergiebt sich durch die bloße Aufnahme ins Gedächtniß von den verschiedenen Erregungen der Sinne, oder des Bewußtseyns; Erkenntniß hingegen allein durch Thätigkeit des Geistes, das Gekannte seinem Gesetzthum zu unterwerfen. Kenntniß begnügt sich an der Thatsache; Erkenntniß fordert zu ihr die Ursache, und zu jedem Dinge das, wodurch es ein Ding, d. i. ein Bedingtes ist; also die Bedingung. Jeder kennt die Bewegung, aber erkennt sie nicht ihrem Grunde nach. Das Thier kennt das Gewahrte, aber erkennt es nicht. Die Sinne finden nur; der Geist aber durch Selbstthätigkeit erfindet.

Wenn in der Kenntniß des Daseienden durch Gewahrung (6) und Wahrnehmung, also in der Einerleiheit des Seyns und Wissens, die Gewißheit wohnt: so kann die Ungewißheit nirgends, als in den Gebrechen der Erkenntniß, liegen.

Dies veranlaßt mich, einen Blick auf das Werden unserer Erkenntnisse zu werfen. Fasse dich in Geduld, Glanvill. Ich fürchte, mein künftiger Brief wird beinahe ein Buch werden; denn ich muß nebenbei Vieles berühren, wovon ich erst später dir bessere Rechenschaft geben könnte. Aber zu wichtig ists doch, einzusehen, wie wir von den Kenntnissen empor zu Erkenntnissen gelangen.

5.

Beda an Glanvill.

Das Werden der Erkenntniſſe.

13. Wohlan, mein Glanvill, laß uns mit einander von den zweifelloſeſten Thatſachen ausgehen.

Du weißt dich daſeiend. Du ſelbſt biſt das Wiſſende deines Daſeyns, das Daſeyn deines Wiſſens. Dieſe Einheit des Seyns und Wiſſens in dir iſt dein Geiſt; und ſie und er iſt ſich ſchlechthin Urgewißheit. (11.)

Dein Geiſt weiß ſich wirkſam in allerlei Vorſtellungen. Wirken heißt Daſeiendes ändern. Er, das Daſeiende, ändert alſo ſich, wird von ſich ein Anderes. Er denkt. Das Gedankliche iſt ſein Andersſeyn. Wir kennen das Daſeyn unſerer Gedanken thatſächlich, urgewiß; ſo gewiß, als der Geiſt ſich ſelbſt weiß. In jedem Gedanken für ſich iſt abermals Einheit des Seyns und Wiſſens, aber ein anderes Seyn, als dasjenige des Geiſtes. Denn im Gedanklichen iſt das Wiſſende ſelbſt ein Gewußtes geworden. Die Einheit des Wiſſenden und Gewußten iſt wiederum das Wiſſen ſelbſt. (9.)

Indem der Geiſt, wirkend in ſich, ein Andersſeyn wird, weiß er ſein Ur- oder erſtes Seyn verſchieden vom andern Seyn. In letzterm weiß ſich das Gewußte nicht ſelber, ſondern es wird gewußt. Die Gedanken denken nicht, ſondern ſie werden gedacht. Sie ſind das Mannigfaltige, Wandelbare, Bedingte. Der Geiſt aber weiß ſich, in ſeiner Urheitlichkeit, als das Eine, Gleiche, Beharrliche im Wechſel ſeines Andersſeyn oder ſeiner Gedanken.

Weil dein Geiſt ſich urgewiß, als das bleibende Eine im Wechſel ſeines Gedanklichen, als das Bedingende vom Daſeyn aller Vorſtellungen in ihm weiß: ſo hat das Gedankliche kein Daſeyn und Beſtehen für ſich, ohne den Denkenden. Darum nennen wir das blos Gedankliche ein Weſenloſes; hingegen das beharrliche Eine, welches unabhängig von allem Wechſel des Gedachten für ſich, als Erſtes, oder Urheitliches, beſteht: ein Weſen. — Das Gedankliche hat allerdings ebenfalls ein Seyn, denn es iſt vorhanden; aber es iſt nicht das Inſichſelbſt-Beſtehende des Geiſtes; dieſer weſet. Dein Geiſt hat Vorhandenheit, auch wenn er nicht denkt, und weiß ſich als denſelben, der er früher war, wenn er wieder denkt. Wie das Gewußte nun das Andersſeyn des Weſenden oder Wiſſenden, ſo iſt das (gedankliche) Seyn das

Andersseyn des Wesens. — Dies der wichtige Unterschied des Wesens und Seyns.

In Urheitlichkeit wesend, ist dein Geist ein Sichwissen; im Gedanklichen, oder Andersseyn, ein Vonsichwissen. Denn ohne alle Vorstellungen wüßte der Geist nicht von sich; aber ohne Sichwissen, ohne Urbewußtseyn des eigenen Selbstes, wäre kein Hervorgehen von Vorstellungen, keine Möglichkeit des Gewußten.

Im Vonsichwissen, welches nur ein (durch Vorstellungen) vermitteltes Sichwissen ist, wird der Geist sein Gewußtes, wird er Gegenstand (Objekt) seines Wissens, ohne dabei den Eigenstand seiner Urheit zu verlieren. Der gewußte oder gegenständlich gewordene Geist aber ist nur das Andersseyn (gleichsam gedankliches Abbild) des Eigenständlichen (Subjekt), und ein Sich-Erscheinen seines Selbstes.

14. Indem dein Geist sein Gedankliches, als etwas Unselbstständiges, Wesenloses oder Unsachliches (nicht Reales), Mannigfaltiges und Wechselndes kennt, weiß er sich hingegen urheitlich, als das in sich selbst Bestehende, Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche des aus ihm Bewirkten, oder Andersseyns.

Grade dies, daß er als das Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche, in seiner wesenlosen Gedankenwelt, weset, ist die Insichbedingung, das Gesetzthum seiner Wesenheit zum Wirken oder Aendern. Er kann nicht anders thätig seyn, nicht anders gedanklich werden, als inner seiner Wesensartung, oder inner seinem Selbstgesetz. Er kann nicht auffer sich wesen; kann sich nicht entwesen.

Das aus der Einheit und Ursachlichkeit seines Wesens Gewordene ist, obschon sein Andersseyn, dennoch untrennbar von ihm. Die Gedanken sind nicht getrennt vom Denkenden, sondern im Geiste selber vorhanden. Es ist überall kein Seyn für sich, ohne im Wesen.

So ist des Geistes Urheitlichkeit und Andersseyn, wenn auch ihm unterscheidbar, doch wesenhaft untrennbar eins. Es kann in ihm, als beharrender Einheit, nicht Zweiheit bestehen. Daher löst sich das Mannigfaltige, wie es von seiner Einheit auseinander trat, auch wieder in seine Einheit auf, und zwar in die Einheit des Seyns, welche das Gleichartige ist von der Einheit des Wesens. Das in die Einheit Unauflösbare des Mannigfaltigen ist dem geistigen Gesetzthum ein Unvereinbares, ihm Widersprechendes. Es wird vom Geist, als Falsches und ihm Feindliches, abgestoßen, weil es Zweiheit bringt, wo nur Einheit walten kann. (13.)

Das gedanklichgewordene Geſetzthum des Geiſtes wird von uns die Vernunft genannt. Das urheitliche Geſetzthum beſteht aber, als Weſen des Geiſtes, und bevor es ſich in Gedanklichkeit zur Vernunft erſchließt, unabhängig vom eigenen Gedachtwerden. Daher ſagen wir, die Vernunft entfalte ſich ſpät in den Kindern, obgleich wir auch dem Säugling nicht den weſenden Geiſt abſprechen.

Mag man übrigens die Vernunft, nach verſchiedenen Beziehungen, bald Erkenntnißgeſetz, bald Sittengeſetz (theoretiſche, praktiſche) heißen: ſie iſt immerdar eine und dieſelbe Vernunft; immerdar die gewußte, in ſich gleiche Wirkensweiſe des Geiſtes, um das All der Dinge in die eigene Wiſſens-Einheit aufzunehmen und zu umfaſſen.

Denn was und wie unſer Geiſt in ſeiner Unmittelbarkeit weſet und wirkt: fordert er im Seyn (13) deſſen, was er nicht iſt, daß es ſeie. Er drückt allen Wahrnehmungen (den reinen, wie den durch die Sinne gegebenen) gleichſam ſein eigenes Gepräge auf. Er will im All des Vorhandenen ſich ſelber wieder erblicken, und in ſeinem Selbſt das All, damit nirgends Zweiheit und Zwieſpalt wohne, und ſich die Geſammtheit des Mannigfaltigen in ein Ungetrenntes und Eins auflöſe.

Wie er, weſend oder wirkend in beharrlicher Einheit, zu einem Andersſeyn aus ſich geht, d. i. zum Mannigfaltigen des Gedanklichen: ſo iſt im geiſtigen Seyn, oder in der Vernunft, dieſelbe Einheit waltend, aus welcher die Mehrheit des Gedanklichen ſich entfaltet. Wie die weſende Einheit eben allein das Ur- und Sachliche iſt, aus welcher das Weſenloſe, das Seiende, erwirkt wird: ſo iſt die Vernunft-Einheit eben ſo wieder der Grund alles Denkbaren, das aus ihm gefolgert wird, weil es in demſelben enthalten iſt.

So wird das, was des Geiſtes Weſensnothwendigkeit, was ſeine Wirkensweiſe iſt, in der Vernunft ein Geſetz für die Seynsweiſe des Gedanklichen; und Alles wird dieſem Geſetz gemäß, der Zahl nach, als Einheit oder Mehrheit, der Beſchaffenheit nach (ob weſend oder ſeiend), als Urſach oder Wirkung, als Grund oder Folge, unterſchieden und verbunden. Die Beſtimmung aller Wahrnehmungen und Vorſtellungen, was ſie nach dieſem Geſetz ſind, iſt ihr Verhältniß zu demſelben und mithin auch ihr Verhältniß unter ſich. Denn ſie können unter einander keine andere Beziehungen haben, als im Gedachtwerden nach dem Geſetzthum des Geiſtes. Wie nun alle Dinge nach dem Zahl- und Beſchaffenheitsverhältniß unterſchieden werden, als Einheit oder Mehrheit, als Urſach oder Wirkung, als Grund oder

Folge: eben so nothwendig werden sie auch wieder, nach gleichen Beziehungen, unter sich oder, was dasselbe sagt, mit dem Gesetzthum des Geistes verbunden, die Folge zum Grund, die Wirkung zur Ursach, das Mannigfaltige zur Einheit. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie sind, nicht in so fern sie von einander unterschieden, sondern in so fern sie unter einander, folglich im Gesetz des Geistes, verknüpft werden können, ist ihr Vereinbarkeitsverhältniß.

Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit sind mithin die allgemeinsten Verhältnißbegriffe (von der Schule Kategorien genannt), in welchen sich die Geistesthätigkeit bewegt, die Gesammtheit alles Seyns zu unterscheiden, oder zu verbinden, zu kennen oder zu erkennen. Denn Kenntniß der Dinge wird durch ihre Unterscheidung von einander, Erkenntniß (12) derselben hingegen durch Wiederauflösung des Verschiedenen in seine Einheit gewonnen.

Wie wir die gedanklich gewordene Wissensnothwendigkeit (das Gesetzthum für das Denken) des Geistes Vernunft genannt haben, wollen wir den im Wissen wirkenden Geist Verstand nennen. Vernunft und Verstand sind in der That nicht Werkzeuge, Eigenschaften oder Beigaben unsers Wesens, sondern das Wesende selbst, einmal in Beziehung auf seine Unmittelbarkeit, das anderemal auf sein Mittelbarwerden (in Vorstellungen) gedacht. So sind auch die sogenannte Urtheils- und Denkkraft, das Vorstellungs-, Erkenntniß- und manches andere Vermögen, ein und derselbe Geist, wie er sich in verschiedenen Beziehungen darstellt und bezeichnet.

15. Vorhin sprach ich von Verhältnißbegriffen. Erlaube mir, mein Lieber, beiläufig dazu ein erklärendes Wort.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar in seiner Vorhandenheit (13); alles Uebrige weiß er in sich mittelbar, durch Wahrnehmungen, vorhanden. Er unterscheidet sich selbst als das Wirkende, Denkende, von seinen Wirkungen, den Gedanken; sich, als das Sachlichwesende von den an sich wesenlosen Vorstellungen; sich, als die Einheit seiner mannigfaltigen Begriffe und Urtheile; sich, als das Bedingende seiner wandelbaren Gedankenwelt.

So zerfällt das gesammte All des Vorhandenen in die zwei Urbegriffe der Kenntniß, Wesen und Seyn (13), worin sich Alles scheidet und vereint. Und damit entbinden sich zugleich die Grundbegriffe der Erkenntniß, Beschaffenheit (Wesen oder Seyn) und

Zahl (Einheit oder Mehrheit). Beide zeigen nur das Verhältniß des Gekannten zu einander selbst an. Aber das Verhältniß der Zahl und Beschaffenheit des Mannigfaltigen zur wesensnothwendigen Einheit im Geiste, wird der Grundbegriff der Vereinbarkeit des Gekannten mit dem Gesetzthum unsers Wesens, und vollendet erst die Erkenntniß. (12.)

Indem aber die Verhältniß- oder Grundbegriffe von Beschaffenheit (Qualität), Zahl (Quantität) und Vereinbarkeit (Modalität) wieder auf einander anwendbar seyn und sich gegenseitig umfassen können, fallen sie, wie die Urbegriffe selber, wieder in ein unzertrennliches Eines und Gleiches zusammen.

Scheidet der Verstand abermals, was da weset und ist, nach jenen Grundbegriffen: so gewinnt er Stammbegriffe für die Gesammtheit der Vorstellungen. Diese Stammbegriffe sind, in Bezug auf

Wesen:	Zahl	Allheit (Einheit) Ganzes	Beschaffenheit	Ursach (Sachliches) Grund	Vereinbarkeit	Nothwendigkeit (Unbedingtes) Daseyn.
und Seyn:						

Treten die Stammbegriffe aber nach dem Verhältniß ihrer Vereinbarkeit, als Unbedingtes und Bedingtes (Abspieglungen nur wieder des Wesenden und Seienden) gegensätzlich aus einander: so erhalten wir folgende neue Begriffsreihe, und zwar als

	(bedingend)		(bedingt)
Zahl:	Allheit (Einheit)	—	Einzelnheit (Vielheit)
	Ganzes (Maß, Form)	—	Theil (Inhalt)
Beschaffenheit:	Ursach (Wesen)	—	Wirkung (Seyn)
	Grund	—	Folge
Vereinbarkeit:	Nothwendigkeit Daseyn	—	Möglichkeit Nichtseyn.

Verwandelt der Verstand die drei Verhältniß- oder Grundbegriffe in Sätze, so werden sie zu den drei bekannten Urgrundsätzen des Denkens.

Aus dem Zahlbegriff wird der Satz der Einstimmung, oder des Nichtunterscheidbaren. Denn was nicht von einander unterschieden werden kann, oder das in sich Gleiche, ist Einheit.

Aus dem Beſchaffenheitsbegriff wird der Satz des zureichenden Grundes. Denn Alles ſteht nach ſeiner Beſchaffenheit entweder als Urſach oder Wirkung, als Grund oder Folge da; und was in einem zureichenden Grunde, als deſſen Folge, beruht, iſt mit ihm eins.

Aus dem Vereinbarkeitsbegriff wird der Satz des innern Widerſpruchs. Denn was ſich in ſich ſelber widerſpricht, iſt mit dem Geſetz des Denkens nothwendig unvereinbar, unmöglich.

Eigentlich beſagt jeder dieſer Urgrundſätze, die nur nach verſchiedenen Beziehungen verſchieden geſtaltet ſind, zuletzt eins und dasſelbe, ſo wie auch die Grundbegriffe wieder nur in die Einheit der Urbegriffe zurückfallen, und dieſe (Weſen und Seyn) das unzertrennliche Eine in ſich ſind, wenn gleich gedanklicherweiſe unterſcheidbar. Willſt du, ſo kannſt du jene oberſten Grundſätze alles Denkens und Erkennens gedankliche Ausprägungen des geiſtigen Geſetzthums nennen. Denn ſie ſind es.

16. Sämmtliche Geſchäfte des Verſtandes, im Allgemeinſten genommen, ſind ein fortwährendes Scheiden und Verbinden der Vorſtellungen; ein Auseinandergehen in das Mannigfaltige und Zurücktreten in das Eine und Gleiche. Die Sinne des neugebornen Kindes geben dem Geiſte desſelben ihre Gewahrungen des Einzelnen und Mannigfaltigen der Auſſenwelt, und der erregte Verſtand verſchmelzt ſogleich die einzelnen Vorſtellungen in eine, die ſie alle umfaßt und in ſich begreift, in einen Begriff. Anfangs freilich ſind dieſe Kindesbegriffe wohl kaum bedeutend verſchieden von den Geſammtgewahrungen einer gedankenloſen Thierſeele. Denn auch dieſe empfängt durch die Sinne, wie ſie ſich öffnen, eine Art Begriffe, und zwar dadurch, daß die Sinne eher den Umfang und das Ganze eines Gegenſtandes beachten und aufnehmen, als die einzelnen Theile und Merkmale desſelben. Du ſelber, trittſt du in ein fremdes Zimmer oder in eine fremde Gegend, wirſt unwillkührlich erſt das Ganze mit ſeinen Umriſſen ins Auge faſſen, bevor du die Aufmerkſamkeit dem Beſondern darin zuwendeſt. Dieſe Geſammteindrücke in der ſeeliſchen Empfindung vertreten beim Thiere die Stelle gedachter Begriffe, und bilden einen merkwürdigen Uebergang des Gleichartigen vom Seeliſchen zum Geiſtigen, von der Empfindung zum Gedanken.

Das Mannigfaltige mehrerer Begriffe wird vom Verſtande wieder geſchieden, und wieder durch das in ihnen Zuſammenſtimmende zu einer höhern Einheit verbunden, zum Urtheil. Im Grunde iſt ſchon jeder

Begriff für ſich ein einzelnes Urtheil über Verhältniß der Merkmale von verſchiedenen Dingen zur Einheit im Wiſſen; und jedes Urtheil hinwieder ein umfaſſenderer Begriff.

Alles Urtheilen und Begreifen iſt Streben des Geiſtes, das Mannigfaltige der Vorſtellungen mit ſeinem Weſen und Geſetzthum auszugleichen, d. i. in deſſen Einheit aufzulöſen. In dieſem Geſetzthum der Welt gegenüberſtehend und ſie erfaſſend, wird jedes ausgeſprochene Urtheil bei ihm zur gefolgerten Satzung, oder zum richtenden Satz über das Beurtheilte. Alle Urtheile ſind eigentlich alſo ſätzlich (kategoriſch); ſie mögen bejahend oder verneinend, muthmaßlich, beſtimmt oder unbeſtimmt ſeyn.

Da jeder ſolcher richtenden Sätze aber ein Werk der Erkenntniß (12) iſt von der Einheit im Mannigfaltigen: ſo ergiebt ſich daraus, daß es überhaupt nicht mehr Arten der Urtheile geben könne, als es Grund- und Stammbegriffe giebt. Denn in allen wird das Verhältniß des Verſchiedenen zum Einen und Unverſchiedenen in ihnen beſtimmt.

So kann man alſo die Urtheile, nach dem Zahlverhältniß, unterſcheiden in allgemeine und beſondere oder vollſtändige und unvollſtändige; nach dem Beſchaffenheitsverhältniß in beſtimmte (kategoriſche, worin die Erkenntniß der Einheit ohne Vorbehalt ausgeſprochen oder geſetzt wird) und unbeſtimmte, die Grund oder Folge muthmaßend vorausſetzen (hypothetiſche), oder zwiſchen zwei unvereinbaren Gegenſätzen, die zwiſchen einem Entweder und einem Oder ſchwanken (disjunktive).

Streng genommen iſt in jedem Urtheil das Vereinbarkeitsverhältniß das Wichtigſte, dem zu Folge ein Satz unbedingt (apodiktiſch, Nothwendigkeit ausſprechend) oder bedingt (problematiſch, die Möglichkeit andeutend) daſteht, und bejahend oder verneinend (Daſeyn oder Nichtſeyn) erklärt. Denn immerdar iſt im allgemeinen und beſondern, oder im vollſtändigen und unvollſtändigen Urtheil, das Beurtheilte für ſich ein Ganzes, und der Satz entweder unbedingt oder bedingt ausgedrückt, entweder behauptend oder verläugnend. Eben ſo ſind die beſtimmten (kategoriſchen) Urtheile für ſich ſelbſt Unbedingtes (Apodiktiſches) ausſprechend; die unbeſtimmten hingegen, mögen ſie in vorausſetzender (hypothetiſcher) oder gegenſätzlicher (disjunktiver) Form erſcheinen, bezeugen nur Bedingtes, Ungewiſſes (Problematiſches).

17. Vergleicht der Verſtand den Inhalt eines Satzes mit dem Inhalt eines allgemeinern, der ihn, als zu ſeinem Begriffsgebiet ge-

hörig, umfaßt, und findet ſich im Beſondern das Gleiche wieder, was im Allgemeinen: ſo ſchließt ſich das in beiden Ununterſcheidbare zuſammen, und der Schluß iſt die Einheit des Allgemeinen und Beſondern. Jeder Schluß wird alſo vom Verſtande auf dieſelbe Weiſe gebildet, wie ein Urtheil, oder Begriff. Jeder Schlußſatz iſt auch ein Urtheil, und jedes Urtheil eine Folgerung, oder verſteckter Schluß.

Weil aber in jedem Schluſſe, den wir machen, nach dem Beſchaffenheitsverhältniß, Grund und Folge in ihrem Verband dargeſtellt werden, erhellt daraus, daß es eigentlich nur drei (kategoriſche, hypothetiſche und disjunktive) oder vielmehr nur zwei Schlußarten geben könne, nämlich je nach der Beſtimmtheit oder Unbeſtimmtheit des allgemeinen oder Vorderſatzes, mit welchem das Beſondere verglichen wird. Da aber immerdar, und in jeder Schlußart, Grund und Folge ſich zuletzt einheitlich auflöſen, iſt jede nur eine von der andern abweichende Form des Urtheilens. Daher kann auch eine Schlußart ohne Mühe in die andere verwandelt werden; wie denn die obenerwähnten Urgrundſätze alles Denkens ebenfalls nur Abwandlungen der Form eines und desſelben Urſatzes (Seyn und Weſen ſind untrennliches Eins) heißen können.

In der That ſpiegeln ſich ſämmtliche Verhältnißbegriffe (Zahl, Beſchaffenheit und Vereinbarkeit) in den Urgrundſätzen des Denkens, und mit dieſen in den drei genannten Schlußarten, nicht undeutlich wieder.

In der beſtimmten oder ſätzlichen (kategoriſchen) Schlußart, worin ausgeſprochen wird, daß das, was der Gattung zukömmt, auch das Gleiche der unter ihr begriffenen Art ſei, offenbart ſich der Satz der Einſtimmung oder des Nichtunterſcheidbaren.

Die vorausſetzende (hypothetiſche) Schlußart, welche zeigt, daß auch die Folge gilt, wenn der Grund gilt, deutet auf den Satz des zureichenden Grundes zurück.

Die gegenſätzliche (disjunktive) Schlußart hinwieder, welche, wenn von zwei einander ausſchlieſſenden Vorſtellungen eine gilt, die andere nicht ſtatt finden laſſen kann, giebt nur in anderer Geſtalt den Satz des Widerſpruchs zur Schau.

18. Aber genug daran, lieber Glanvill. Es iſt mir nicht darum zu thun, eine Logik zu ſchreiben. Kehren wir lieber, nach dieſem Abſtecher, zum verlaſſenen Wege zurück.

Du erinnerſt dich noch meiner ſtrengen Unterſcheidung der Kenntniß oder Daſeynskunde, und der Erkenntniß (12) oder Kunde vom

Verhältniß des Seyns zum Weſen, der Thatſache zur Urſache, der Folge zu ihrem Grunde. Der menſchliche Geiſt ringt nach der Auffindung des Einen zum Andern und der Einung beider in ſeinem Wiſſen. Weil er in ſich ſelber, als ein Untrennbares Gleiches, Ein und Dasſelbe beſteht, kann er in ſeinem weſenden (das iſt wirkenden) Wiſſen nicht Entzweiung ſeyn und dulden.

Nun aber mahne ich dich an ein früheres meiner Worte, nämlich: daß nur da Urgewißheit vorhanden ſeyn könne, wo Daſeyn und Wiſſen ſchlechthin eins und dasſelbe ſind.

Einerſeits nun weiß ſich der Geiſt weſend, das iſt wirkend, denkend, mithin als Urſach ſeiner Thatſachen (der Vorſtellungen), Quell ſeines Andersſeyns (des Gedanklichen). Er iſt das Bewußtſeyn und Daſeyn; ein wiſſendes Seyn und ſeiendes Wiſſen. Er hat alſo unabhängig von allen Sinnesgewahrungen (denn mit welchem der Sinne könnte der Geiſt geſchaut werden?) ein reines Wahrnehmen der eigenen Vorhandenheit. Dieſe Kunde des Selbſtſeyns ſteht über jeden Zweifel erhaben. —

Aber eben ſo zweifellos iſt anderſeits die Kunde vom Daſeyn eines Etwas auſſer ihm, das er nicht Selbſt iſt und welches erſt auf dem Weg der Sinne ihm zugeführt wird. Der Zweifler darf ſagen: er wiſſe nicht, was die Dinge auſſer ihm an und für ſich ſeyn mögen; aber er kann das Daſeyn derſelben überhaupt nicht hinwegläugnen, oder für ungewiß halten.

Wir haben alſo zweierlei Quellen der Kenntniß (12) des Vorhandenen, nämlich die reine Wahrnehmung des Ueberſinnlichen, und die ſeeliſche Gewahrung des Sinnlichen. Beide enthalten für uns das Urgewiſſe. Wollet ihr das Daſeyn des Gedanklichen im Bewußtſeyn, das Daſeyn der Sinnenwelt in der Empfindung aufheben: ſo läugnet ihr Bewußtſeyn und Empfindung; ſo läugnet ihr eure geſammte Vorhandenheit hinweg, ohne die ihr doch nicht läugnen könntet. — Indem ihr aber den urgewiſſen Grund des geiſtigen Vonſich-Wiſſens (13) und des ſeeliſchen Gewahrens einer Sinnenwelt geſtattet: verleihet ihr dem Geiſt einen feſten Punkt, auf welchem fußend, er, ein Archimedes höherer Art, das dunkle Chaos des vorhandenen Alls der Dinge richten und lichten, bewegen und ordnen wird.

Zur Kenntniß der ſinnlichen, wie der nicht ſinnlichen oder rein gedanklichen Dinge gehört auch das Unterſcheiden derſelben von einander. Dies iſt nur möglich durch Gegenwart der Vergangenheit (im

Gedächtniß). Nur durch Gedächtnißhülfe bewerkstelligt sich das Vergleichen und Verbinden vieler einzelnen Wahrnehmungen zu einem Begriff derselben; die Vergesellung mehrerer Begriffe zu einem Urtheil und eine Verknüpfung der Urtheile zur Erfahrung. — Dies Alles ist freilich an sich selbst eine Verfahrungsweise des Verstandes gegen die einzelnen Wahrnehmungen. Aber auch das Thier sogar hat vermittelst des Gedächtnisses und der Empfindung eine Art Erfahrung, von der ich dir, wenn du mir zu folgen nicht ermüdest, künftig die Umgrenzungen und ihre Verschiedenheit von der menschlichen Erfahrung zeigen werde.

Hier soll nicht Rede von dieser seyn. Sondern ich will dich an die Thatsache erinnern, daß nicht nur das sinnlich Gewahrte in unserm Gedächtniß verharrt, sondern auch des Geistes reine Wahrnehmung von sich. Der Geist erfährt also sich selbst; ohnedem hätte er kein Wissen von sich; er wäre nur das Selbstbewußtseyn im Punkt ewiger (das ist vergangenheits- und zukunftsloser) Gegenwart.

19. Diesem zufolge mag uns wohl erlaubt seyn, gleichwie wir eine doppelte Kenntnißweise des Vorhandenen haben, auch von einer doppelten Erfahrungsweise zu reden; nämlich von einer mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung.

Mittelbare Erfahrung ist durch Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle des Seelischen im Geiste vorhanden. Unmittelbare Erfahrung, unabhängig von Sinneserregungen, ist im Geiste als sein übersinnliches Vonsichwissen aus dem reinen Wahrnehmen seines Andersseyns oder seiner Gedanklichkeit.

Weil nun in der einen, wie in der andern Art nichts als das Thatsächlich-Gekannte begriffen ist: so liegt Alles, was wir nicht mittelbar oder unmittelbar erfahren haben, ausserhalb unserer Kenntniß, mithin auch der Erkenntniß. Mit andern Worten: alle menschliche Erkenntniß beruht auf Erfahrung.

20. Wenn also in der Erfahrung des Thatsächlich-Vorhandenen, das ist in der Kenntniß oder Daseynskunde (Einheit des Wissens und Seyns) von den Dingen, die unanfechtbarste Gewißheit derselben ruht: so kann die Ungewißheit nicht in der Kenntniß des Vorhandenen, sondern allein in der Erkenntniß wohnen. (16.)

Und wer läugnet es? Nicht die Thatsachen des Bewußtseyns, nicht die Thatsachen unserer Empfindung will der Zweifel antasten; wohl

aber die Verſuche des Verſtandes: das Mannigfaltige zur Einheit, und die Thatſache zu einer Urſache zu erheben.

So breitet ſich denn zwiſchen dem Ungewiſſen der mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung, der ſinnlichen und nichtſinnlichen Daſeynskunde, jener unſichere Strom der menſchlichen Erkenntniß wie zwiſchen zwei feſten Ufern aus. Hier alſo iſt der alte Wogenkampf des Irrthums und der Wahrheit; hier liegen die unermeßlichen Schätze unſers Meynens, Wiſſens und Glaubens; hier das Beſte, Schönſte und Höchſte, was im unendlichen All des Seyns unſere Bewunderung, unſer Erſtaunen, unſer Entzücken erweckt und verdient; hier Alles, ohne welches die bloße Daſeynskunde der Dinge, ja ſelbſt das Daſeyn derſelben, bedeutungslos und ſonder mindeſten Werth für uns daſtehen würde. Wäre keine Wahrheit der Erkenntniß, keine Gewißheit unſers Geiſtes in ihr möglich, ja, mein Glanvill, dann wäre das vernunftloſe Thier unſerer Beneidung würdig; dann wäre das Träumen und Wähnen unſers Glaubens und Meynens köſtlicher, als die fruchtloſe Urgewißheit des Daſeyns von wechſelnden, in ſich zuſammenhangsloſen Dingen, — von wahren Weltalls-Trümmern!

21. Nur noch, bevor ich den Brief ende, Einiges über den Begriff, welchen ich mit den ſo eben von mir gebrauchten Wörtern „Wahrheit", „Gewißheit" u. ſ. w. verknüpfe.

Wahrheit iſt die dem Geiſte gegenſtändlich gewordene Einheit des Wiſſens und Seyns, oder Einheit der Erkenntniß und Kenntniß; Erfüllung vom Geſetzthum des Wiſſenden in ſeinem Gewußten. Bloße Kenntniß- oder Daſeynskunde des Thatſächlich-Vorhandenen enthält Wahrheit; iſt aber auch zugleich Urgewißheit. (11.) Stammt das Thatſächlich-Gekannte aus der mittelbaren Erfahrung, iſt ſie alſo durch ſinnliche Gewahrung ins Bewußtſeyn gegeben: ſo nennen wir die Uebereinſtimmung des empfundenen Seyns mit dem Geſetzthum des Wiſſens, Sinneswahrheit (in den Schulen auch poſitive, objektive, empyriſche u. ſ. w. geheißen). Stammt hingegen das Thatſächlich-Gekannte, oder der Gegenſtand der Erkenntniß, aus unmittelbarer Erfahrung des Geiſtes (19), aus reiner Wahrnehmung ſeines Selbſtes, ſeines Geſetzthums und der Thätigkeitsweiſe des Verſtandes: ſo nennen wir die Uebereinſtimmung des Geſetzthums mit dem rein gedanklichen Seyn der Vorſtellungen, reine Vernunftwahrheit (von den Schulen gewöhnlich als formale, logiſche, ſubjektive, transſcendentale u. ſ. w. bezeichnet).

Es versteht sich von selbst, daß wenn wir das Daseyn von etwas Sinnlich-Gewahrbarem behaupten und beweisen wollen, wir es nothwendig in der Sinnenwelt nachweisen müssen, und wir mit allen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen aus dem Gebiet der reinen Wahrnehmungen und Vorstellungen die schweigenden Sinne nicht Lügen strafen können. Eben hierin steht den Sinnen die entscheidende Stimme über Gewißheit zu; aber weiter kann und darf ihr Ansehen nicht ausgedehnt werden; nicht über ihr eigenes Gebiet. Sie liefern zur Erkenntniß nur Thatsachen der Erscheinungswelt. In reinen Vernunftwahrheiten hingegen giebt der Geist, mit der Kenntniß des Thatsächlichen seines Selbstes, den Stoff zur Erkenntniß. Davon belehrt kein Auge, kein Ohr.

22. Jede Wahrheit ist immer zugleich Gewißheit; und ganz richtig sagt man daher im gemeinen Leben: „Die Sache sei wahr und gewiß." Inzwischen findet doch ein Unterschied in der Bedeutung dieser Worte statt, der wenigstens eben so groß ist, als Unterschied des Wissens und des Gewußten.

Die Gewißheit spricht, bei der Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen des Erkennenden, den Stand des Wissenden zum Gewußten aus; Wahrheit hingegen das Verhältniß des Gewußten zum Erkenntnißgesetz. Die Gewißheit tritt aus dem Eigenständlichen, die Wahrheit aus dem Gegenständlichen des Geistes hervor. Die Sache ist wahr, und der Geist ihrer gewiß. In der Kenntniß des Wahren endet das Streben nach Erkenntniß; das Streben wird zur Ruhe in der Gewißheit. Eine erkannte Unwahrheit ist für uns eine vereinungsweis ausgedrückte Gewißheit (eine gewisse Unwahrheit), der zufolge wir ebenfalls von allem weitern Streben des Erkennens abstehen.

Ungewißheit dagegen ist noch keine Unwahrheit, sondern nur Unentschiedenheit und Nichtruhe im Erkennen des Gegenstandes. Sie gestattet noch die Möglichkeit der Wahrheit, wie des Irrthums. Der Zweifel, zwischen zwei Fällen wankend, bewegt zur Fortsetzung des Erkenntnißgeschäftes. Er stirbt allein in der Gewißheit, wie im Glauben, wenn dieser nicht etwa eine geistige Selbstbetäubung, eine verzweiflungsvolle Verzichtleistung auf alle Hoffnung ist, die Wahrheit zu erkennen.

Denn der Glaube, dies Fürwahrhalten aus Vernunftgründen von Dingen, über deren Daseyn die mittelbare Erfahrung (19) schweigt,

stützt sich nur auf Wahrscheinlichkeit, oder Scheinwahrheit. Der sogenannte nothwendige Vernunftglaube des Weltweisen von Königsberg gewährt daher nur Scheingewißheit z. B. vom Daseyn Gottes. Er aber suchte die Gewißheit der Erkenntniß davon in einer Gegend, wo, sie zu finden, mir grausen würde.

Doch, wenn du willst, mein Glanvill, darüber künftig!

6.

Glanvill an Beda.

Von der Unsicherheit der Erfahrung und persönlichen Gewißheit.

23. Wie manche Frage, ehrwürdiger Beda, wie manche Bedenklichkeit hätte ich dir mitzutheilen, und wie langsam schleicht meiner Ungeduld die Feder über das Papier!

Doch nimm vor Allem erst von mir das Bekenntniß, daß ich anfange, dir mit Lust und Vertrauen zu folgen.

Deute mir's nicht zu hart, wenn ich beim Beginn unseres Briefwechsels fürchtete, du werdest mir, wie der Großtheil neuerer Welt- oder Naturweisen, vom Sinai-Gipfel der Philosophie herab mir kategorische Imperative oder unverständliche Orakel von göttlichen Dingen aus den Wolken deines Himmels zumurmeln.

Zwar schaffst auch du dir, gleich ihnen, eine Sprache mit neuen Kunstwörtern; aber nicht ohne Nutzen, da die Wörter der Schulsprache, z. B. ihr Subjektives und Objektives, Transscendentales und Empyrisches, Absolutes und Indifferentes u. dergl. m. so abgegriffene Scheidemünzen geworden sind, daß man oft nicht weiß, für wieviel man sie empfangen, oder ausgeben soll?

Es ist der Mühe werth, über die allerhöchsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechtes in der reinsten und edelsten Sprache zu handeln. Werde du mein Prometheus und bringe das geraubte Licht dem Kinde des Staubes.

Der Mensch erlernt seine Sprache in der Kinderschule der Sinnenwelt; ein anderes Gebiet aber ist das weite Feld des Geistes. Und welche Mißverständnisse müssen allein schon durch Uebertragung der bildlichen Sinneszeichen auf das Uebersinnliche und Unbildliche erwachsen! Ist es ein Wunder, wenn die Forschenden sich in Mißverständnissen entzweien und ihr beständiger Zwist dem spottenden Volkshaufen nur neuen Lachstoff darbietet?

Mit dem Verfall der Sprachen, durch Abgegriffenheit ihrer Zeichen, deren Vieldeutigkeit im alltäglichen Verkehr sich keinem einzelnen Begriffe mehr scharf genug anschließt, ist der Verfall der höhern Wissenschaften bei den Völkern nothwendig enger verbunden, als man glaubt. Darum und vielleicht auch aus Ungewandtheit, oder weil der gelehrten Eitelkeit ein Klang neuer Wörter wie neue Einsicht schien, versuchten manche die Einschwärzung fremdländischer Ausdrücke in deutsche Rede. Weit entfernt aber, Verirrungen zu verhüten, riefen sie damit frische hervor, während der Philosophenmantel, ein Zuschnitt des scholastischen Mittelalters, den guten Geschmack beleidigte und eine große Zahl gebildeter Männer von ihnen verscheuchte.

Ja, ich dürste nach Ueberzeugung von den wichtigsten Dingen meines Lebens. Du hast recht, Beda, im Glauben stirbt der Zweifel nicht; ich fordere das Wissen. Nun giebt es freilich eine Wissenschaft; — sie hat es recht eigentlich mit dem Grund alles Wissens zu thun, und hat es doch noch am wenigsten zur Gewißheit gebracht. Sie trägt mancherlei Namen, und keiner sagt ihr ganz zu. Sie ist vielleicht die älteste aller Wissenschaften, aber erscheint noch in so jugendlicher Unbeholfenheit, daß sie kaum ihren eigenen Begriff feststellen kann, und daß Mancher glaubt, sie zuerst bei den Sterblichen einzuführen. Sie mag die Mutter, vielleicht die Zwillingsschwester der Religion selbst seyn; wird aber von der Mehrheit der Menschenkinder für eine Thörin, oft für Erbfeindin aller Religion gehalten und oft als solche geächtet. Siehe, das ist Philosophie! (5.) Der Name des Metaphysikers, Philosophen, Ideologen ist heutiges Tages häufig ein Spottwort gegen Männer geworden, die vor eitel Gelahrtheit untauglich im bürgerlichen Leben werden. Ihre Fertigkeit, Begriffe zu spalten, reiht man nicht selten zu jenen unnützen Künsten, mit denen Gaukler, Seiltänzer und Taschenspieler Erstaunen erregen und Verdruß hinterlassen.

Mich ficht die Verkennung nicht an, welche der Philosophie und ihren Geweihten von der großen Menge widerfährt; denn — ich kenne die große Menge. Wie das wiederkäuende Thier gleichgültig an Rosen und Lilien vorbeigeht, die sich nicht zu seinem Futter eignen, wandelt die Mehrzahl unsers Geschlechts ohne höhern Aufblick durch ein Daseyn, reich an Wunder-Räthseln, und verschmäht, was nicht zur Nothdurft oder Bequemlichkeit des Lebens unmittelbar beiträgt.

24. Kurz, wie verkannt die Philosophie noch immerdar im Range der Wissenschaften stehe, und von welchem Argwohn ich zuweilen selber

auch gegen die Wagstücke der Titanen-Geister befallen werden möge: ich will dir vertrauend folgen. Daran zweifle ich nicht, daß du die Wahrheit ehrlich liebst, und nur sie suchest. Ich billige es, daß wir einsweilen die Ansichten und Redeweisen des gemeinen Menschenverstandes, z. B. die Ausdrücke von Geist und Seele (6) beibehalten, damit wir nicht schon beim Antritt unserer Reise zum Thule des überirdischen Wissens in den Nebeln des Morimarusa an Sprachverwirrung erkranken. Auch dein Unterscheiden von Wahrheit und Gewißheit (22), von Kenntniß und Erkenntniß (12), von mittelbarer und unmittelbarer Erfahrung (19), sagt mir zu. Aber, was gewinnen wir dabei für unsere Sache?

Ist der Boden der Erfahrung, der allein gewissen Kenntniß des Daseienden, dieser festseyn sollende Punkt, auf welchen du die Ferse deines Archimedes stellst, nicht selber schon etwas sumpfiger Grund?

Du kennst ja die Unstätigkeit der Sinne in ihren Zeugnissen, und wie oft sie uns betrügen; die Ungleichheit ihrer Schärfe, nicht nur bei verschiedenen Menschen, sondern häufig bei der nämlichen Person! Heut ist mir bitter im Geschmack, was gestern süß war; dem Ohr heut überlaut, was gestern kaum vernehmbar. Wer kann beweisen, daß alle Menschen die Farben auf einerlei Weise sehen? oder die Gestalten der Dinge von gleicher Länge und Ausdehnung?

Und am Ende, wenn die Aussage der Sinne auch durch Abhörung anderer Zeugen, oder durch Vergleichung von mehrern eigenen Gewahrungen (6) berichtigt werden kann: so verdächtigt doch eben ihre Unzuverlässigkeit die strenge Richtigkeit aller und jeder Erfahrung, welche nachher der Verstand daraus auf Treu und Glauben baut.

Rechne nun noch zu den Täuschungen der Sinne die bekannten Treulosigkeiten des menschlichen Gedächtnisses, das ohnehin bei mancherlei Personen mannigfach anders geartet ist, bei dem Einen empfänglich für Namen, aber ungefällig für Oertlichkeiten; bei dem Andern thätig für Zahlen, aber widerspenstig gegen Geschichtliches. Oder sage mir selbst, Beda, stehen dir beim Schreiben und Denken oder im geselligen Gespräch jeden Tag die bekanntesten Thatsachen immer gleich gut zu Gebot? Wenn die Sinne irre leiten, wenn das Gedächtniß ohne unser Vorwissen hie und da Lücken läßt: welchen Trost haben wir an diesen falschgefärbten, durchlöcherten Erfahrungen? Ist daher nicht unsere lebenslängliche Arbeit ein fortwährendes Flicken und Ausbessern an demselben? Die redlichsten Augen- und Ohrenzeugen einer und derselben Begebenheit müssen, im Widerspruch ihrer Berichte, nicht selten einander

für boshafte Lügner oder Leichtsinnige halten, so wenig sah und hörte und vernahm jeder, bei gleicher Veranlassung, das Gleiche.

Tritt nun noch die wechselnde Gemüthsstimmung dazu, in welcher sich für den Beobachter die ganze Welt verwandelt, der sie heut finster, morgen heiter, heut ängstlicher, morgen gleichgültiger anschaut: was wird dann aus der Glaubwürdigkeit oder Gewißheit der Erfahrung? Die Erfahrung besteht nicht blos aus Sinnesgewahrungen, sondern auch aus Begriffen, die der Verstand von ihnen bildet, und aus Urtheilen. Aber die Stimmung ists, in der wir uns zu verschiedenen Zeiten befinden, welche Licht und Schatten in diese Urtheile wirft. Hast du dich nicht schon über dich selbst zuweilen verwundert oder geärgert, daß du ehemals für irgend etwas Begeisterung fühlen konntest, was jetzt dir widerlich dasteht, und umgekehrt? Aber die von der flüchtigen Laune empfangene Schattirung deines Urtheils bewahrt dir ebenfalls dein Gedächtniß. Und das nennst du Erfahrung?

Ich mag nicht einmal von der Verschiedenheit der Standpunkte reden, auf welchen die Menschen ihre Beobachtungen sammeln; nicht vom Einfluß der Erziehung, des Himmelsstrichs, der Schicksale, Umgebungen, der Gewohnheiten, Leibeszustände und Ungleichheiten der Geistesanlagen. Freilich Jeder macht Erfahrungen; aber welche sind die schlechthin richtigen? Jeder hat für sich persönliche Gewißheit von dem, was er gewahrte, empfand, fühlte und wahrnahm; allein die Ueberzeugung des Einen weicht von der des Andern ab.

Und wenn die Menschen oft vollkommen mit einander übereinzustimmen scheinen in ihren Ueberzeugungen, bleibt noch sehr unausgemacht, ob sie einander verstehen? Viele haben unwillkührlich in ihrem Erfahrungskreise mit irgend einem Worte ganz andere Vorstellungen verknüpft, als diejenigen, denen sie dies Wort geben, in der Meinung, sie theilen denselben ihre Vorstellung mit. Daher mitunter die lächerlichsten Mißverständnisse, nicht nur bei Kindern, die wir belehren, sondern auch bei Erwachsenen. Und gesetzt, ein Wort rufe bestimmt die gleiche Vorstellung in Allen an, so werden durchaus nicht mit dergleichen Vorstellung in Allen einerlei Nebenbegriffe und verwandte Bilder aus dem Schlummer geweckt. Immerdar werden die erregten Vorstellungen bei Jedem in andersartige Umgebungen gerückt.

So sind unabsichtliche Täuschungen, Irrungen und Mißverständnisse unausweichlich. So wird, was dem Einen bloße Meinung ist, dem Andern Glaubwürdigkeit, dem Dritten Gewißheit.

25. Ich will nichts mehr von der Trüglichkeit der Sinne sagen, sondern nur noch befügen, daß, selbst bei der strengsten Einstimmigkeit ihrer Zeugnisse, der Verstand (14) nicht zu aller Zeit, bei allen Menschen, gleichmäßig wirkt, ja nicht einmal bei einer und derselben Person. Eine andere ist seine Thätigkeit beim Kinde, eine andere beim Greise, eine andere beim lebenskräftigen Manne. Erst durch oft wiederholtes Einkehren in die nämliche Gegend vom Labyrinth der Dinge lernt der Verstand den Weg kennen; erst durch oft wiederholte Uebung seiner Kraft erwirbt er Gewandtheit und Sicherheit im Beobachten, Begreifen und Urtheilen. Aber auch diese Gewandtheit und Sicherheit wird wieder durch größere oder geringere Erregbarkeit der Einbildung, des Gedächtnisses, der Begierden und Gefühle ungleichmäßig.

Abgesehen von diesem Allen, bezweifl' ich sehr, daß es irgend einen Sterblichen gebe, der sich von allen Vorurtheilen, in die er nothwendig früher vergarnt wurde, als er selber prüfen konnte, ganz entstrickt habe. Unzähliges, das zu prüfen uns Gelegenheit, Vermögen und Zeit fehlen, müssen wir schlechterdings von Andern, die wohl irren konnten, auf Treu und Glauben empfahn und behalten. Und wie tief verwachsen gern vorgefaßte Meinungen in die spätern; Vorurtheile in unsere besten Urtheile! Sieh dich um, ehrwürdiger Beda, unter den Lehrgebäuden der europäischen Philosophen! Wie viele von diesen Gebäuden stehen denn rein und ungeschwärzt vom Ruß des Jahrhunderts und dem Rauch der Altäre? Man kann heut da wahrlich sogar eine monarchische Weltweisheit und eine republikanische aufweisen, und wieder eine Philosophie für evangelische, und eine für katholische Christen.

Und gieb mir's zu, so schwer es oft unsern gemeinen Schulmeistern auf dem philosophischen Lehrstuhl fällt, ihr Brevier, oder ihren heidelbergischen oder lutherischen Katechismus zu vergessen, — noch schwerer wird es selbst den Bessern, immer Besonnenheit genug zu behalten gegen die Gesichtstäuschungen ihres Verstandes. Nur zu oft begegnet, daß dieser, was durchaus nichts, als Reingedankliches und Vorgestelltes ist, für wirklich in der Aussenwelt Bestehendes hält; oder daß er, um das höchste Ziel der Forschungen zu erreichen, sich, ohne es zu ahnen, in den Sattel der Fantasie wirft, und scharfsinnige Vernunft-Träume dichtet, während er aufrichtig glaubt, noch am Stabe der Erfahrung inner den Schranken des schlechthinigen Wissens (11) zu wandeln.

26. Deute mich richtig, edler Freund; ich spreche nicht von dem, was du übersinnliche, unmittelbare Erfahrung nennst (19), die mir, ich gesteh' es dir, schon von vorn herein etwas Verdächtiges hat. Von der Erfahrung vermittelst unserer Sinnwerkzeuge ist hier Rede, und von der durch sie zu begründenden Wahrheit und Gewißheit. Eben diese Wahrheit, deren Gegenstände in der Wirklichkeit durch die Sinne gegeben sind, eben diese, die weitaus den meisten Sterblichen die einzig zuverlässige und gewisse zu seyn scheint, eben diese bringt auch, und eben darum, theils wegen des thatsächlichen Unbestandes der Sinnesaussagen, und theils wegen der Verirrlichkeit des Verstandes in seinen Geschäften, zur Verzweiflung an aller allgemeinen und schlechthinigen Wahrheit oder Gewißheit menschlicher Erkenntniß.

Ich fürchte, wir heben uns mit unserm Denken und Forschen zuletzt nicht höher, als zu dem, was wir schon seit Adams Zeiten gehabt, zu einer persönlichen (subjektiven) Gewißheit, die abhängig von Geistesanlagen, Umständen und Erfahrungen des Einzelnen für diesen gilt, aber nicht im gesammten Geisterreich anerkannt wird. Darum aber möchte ich keineswegs den Werth dieser persönlichen Gewißheit herabgesetzt haben. Sie reicht eben für den Hausbrauch unseres Erdenlebens hin; und ob wir etwas darüber hinaus besitzen sollen oder können, steht noch sehr in Frage. Denn, so viel zu bemerken ist, reicht unterm Himmel Alles wohl abgemessen für einander hin, und es gibt nirgends einen ganz unbrauchbaren Ueberschuß.

Unsere persönliche Gewißheit ist übrigens die allerwandelbarste. Indem Jedermann seinen eigenen fünf Sinnen, seine eigenen Erfahrungen und dem eigenen Verstande am meisten vertrauen muß, so gestaltet sich damit in jedem Einzelnen seine eigene Gedankenwelt, verschieden von der aller übrigen. Sie bildet, weil unter dem Gesetzthum des Geistes kein offenbarer Widerspruch bestehen kann, in jedem Einzelnen eine zusammenstimmende Gesammtheit, aus welcher kein Theil hinweggerissen werden kann, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu ändern. Weil aber fort und fort neue Erfahrungen, neue Erkenntnisse gewonnen werden, ist der Geist in steter Bewegung, die Einheit seiner Welt in sich herzustellen und die zerrissenen Fäden seines Spinnen-Gewebes wieder zu verknüpfen.

Weil also persönliche Gewißheiten nicht gleichen Werth für alle Menschen haben können, entspringt daraus der Streit unduldsamer Ansichten; ein Streit, der ewig so unausgleichbar bleiben muß, als die Ungleichheit

der Standpunkte sämmtlicher Einzelnen, ihrer Erfahrungen und, um in deiner Sprache zu reden, geistigen und seelischen Eigenthümlichkeiten.

Das Gezänk der Theologen und Philosophen, der Streit der Menschen über Meinungen, ist an sich nur lächerlich, ein unwillkührliches Bekenntniß ihrer stolzen Unwissenheit, in der sie sich einbilden, die Uebereinstimmung der für wahr gehaltenen Thatsachen und Gründe zur Einheit des Vernunftgesetzes sei bei Allen die gleiche. Ja wohl! das Vernunftgesetz ist das gleiche in Allen; aber nicht Erfahrung und Geistesfähigkeit.

Niemand glaubt im Irrthum zu seyn; und ist es auch, für seine Person, in der That so lange nicht, als in seiner Gedankenwelt volle Einheit waltet. Niemand ist im Stande, das in seine Ueberzeugungen einzuschalten, was denselben widerstreitet; oder seine Ueberzeugungen aus Furcht oder Gefälligkeit für Unwahrheiten zu halten. Erst, wenn das bisher in ihm Gegoltene durch die Macht neuerer Erfahrungen und des dadurch berichtigten Urtheils gestürzt wird, stößt er es als Irrthum von sich aus.

So kann ein Irrthum aber lange das Gepräge der Wahrheit tragen; und hinwieder die Wahrheit ganze Weltalter hindurch das Gepräge des Irrthums. Der Scharfblick eines einzelnen großen Denkers erkennt zuweilen das Wahre im vollen Licht, während die übrige Menschheit noch am Altar des Irrthums kniet, und den Propheten von allen Seiten steinigt. Als einst Bischof Virgilius von Salzburg seinem erstaunten Jahrhundert das Daseyn der Gegenfüßler verkündete, rollte der Donner des Vatikans drohend gegen ihn an. Und noch heutiges Tages heben Regenten, Priester und Völker Herz und Hand für manchen Wahn auf, den die Schulbuben der Nachwelt bespötteln werden.

Zwischen uns beiden aber, edler Freund, ist es nicht um persönliche Ueberzeugungen, um bezugsweise Gewißheiten zu thun, die mit den Erfahrungen ändern und in jedem einzelnen Menschen verschieden von denen der übrigen sind. Uns liegt daran, zu erforschen, ob es eine allgemein gültige, in allen Geistern gleiche Gewißheit gebe und worin diese bestehe? ob eine Erkenntniß der Dinge statt finden könne, in welcher alle Geister, die eine gewisse Höhe der Ausbildung erreicht haben, einverstanden seyn dürften? ob dem, was wir von übersinnlichen Dingen uns vorstellen, auch sachlich (real), ausserhalb unserer Vorstellungen, etwas in der Wirklichkeit entspreche? welch ein Bewandtniß mit dieser Wirklichkeit es habe, die ich nicht als das

kenne, was sie in sich und für sich, sondern nur, als das, was sie für mich ist, nämlich, als eine in meinen Sinnen vorgehende Erregung. (6.)

7.

Beda an Glanvill.

Die Wirklichkeit.

27. Du richtest an mich Fragen eines ungeduldigen Reisegefährten, welcher das Ende der langen Wanderung erblicken möchte, bevor er sie begonnen hat. — Und sprich, warum erneuerst du jene bekannten Einwendungen gegen die Zuverlässigkeit der Sinne und der auf ihre Täuschungen begründeten Urtheile? Wer läugnet denn die Thatsache von der Verschiedenheit, Nichtübereinstimmung und Aenderlichkeit der Ansichten, Erkenntnisse und persönlichen Ueberzeugungen, welche durch ungleiche Sinnesbeschaffenheit und Verstandesfähigkeit, oder durch Abweichung der Temperamente und Anlagen, der Erziehungsweisen, Himmelsstriche u. s. w. ausgebildet werden?

Aber, o Glanvill, wer hinwieder kann auch, unter allen vernünftigen Wesen, jene allgemeine, ewig gleiche Erfahrung und Gewißheit läugnen, oder in Zweifel ziehen, ohne welche das Bunterlei der persönlichen Gewißheiten und einzelnen Erfahrungen unmöglich wäre, und wodurch eben bei der größten Verschiedenheit der Ansichten, Umstände und Sprachen dennoch sowohl die Erkenntniß der Verschiedenheit, als das Verständniß über die allgemeinsten Angelegenheiten und Bedürfnisse des Daseyns statt findet? —

In einem und demselben Gesetzthum weset und wirket das ganze Geisterreich zur Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen und zur Auflösung alles Gekannten in das Ur- und Sachliche der Einheit. Daher waltet weder über die allgemeinen Aussprüche der Vernunft, über das was, unabhängig von Umständen und Zeiten, Recht und Unrecht, oder über das was möglich und unmöglich ist, noch über das durch keinen irdischen Sinn erfahrene, und doch im Innersten des Geistes wohnende Wissen vom Göttlichen, Heiligen und Unendlichen ein Zweifel und Zwiespalt. Und wie in dieser unmittelbaren Erfahrung des sich bewußten Geistes über sein Vonsichwissen, wird auch eine wandellose Allgemeinheit der Sinnesaussagen in deren Erregungen wahrgenommen. Woher sonst die gleichförmigen Anerkennungen

und Unterscheidungen des Festen und Flüssigen, der Formen, Fernen, Töne, des Leblosen, des Lebendigen u. s. w. unter allen Menschen?

Wenn unser Geist aus der Urgewißheit seines Selbstes gegen die Gesammtheit der Aussendinge hervortritt, und so lange er bei der Allgemeinheit seiner Vorstellungen, gleichsam in der Nähe seines unwandelbar-gleichen Gesetzthums verweilt, ist er sich, in Anwendung desselben, der Sicherheit und Richtigkeit seines Verfahrens bewußt. Daher die durch alle Weltalter unverminderte Anerkennung der allgemeinsten Vernunftwahrheiten; daher die sichern Grundlagen der mathematischen Wissenschaften; oder die gleichförmige Unterscheidung und Behandlung der von Allen gekannten irdischen Dinge. Die mit Hülfe der Sinnen erworbenen, allgemeinsten und einfachsten Erfahrungen bieten so ewige Gewißheit dar, wie die allgemeinen Vernunftwahrheiten; daher kein Mensch das Feuer, im Gebrauch, mit dem Wasser verwechselt, oder vom todten Felsblock erwartet, was vom lebendigen Thiere. Daher sagt niemand von sich: ich vermuthe, daß ich denke, ich glaube, daß ich empfinde; sondern jeder spricht: ich weiß, daß ich denke und empfinde, und weiß, daß, ausser mir, auch andere mir ähnliche empfindende und denkende Wesen sind.

Je mehr sich aber der Geist, vom Allgemeinen seiner innern Gesetzgebung und äussern Erfahrung, entfernt zu besondern Einzelheiten; je mehr sich ihm, in fortgesetzter Thätigkeit, die Vorstellungen und Begriffe zersplittern in mannigfaltigern Gegensätzen; je tiefer er in das Besondere der ihn umringenden Erscheinungen eindringt: um so unsicherer wird er in Anwendung seiner Gesetze, weil er die Gegenstände in ihrer Menge unter einander verwechselt, die er vorher unterschieden hatte; oder den Weg verlor, auf welchem er zu ihnen gelangt war; oder Vorstellungen zusammenknüpfte, die er unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen kennen gelernt hatte. Dann steht er im Irrgarten des Wahns, des zwistigen Meynens, der abweichenden Glaubensarten, der persönlichen Gewißheiten, die mit den Umständen ändern.

Die Erkenntniß (oder Verhältnißbestimmung) eines Gegenstandes ist nicht wegen der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft trüglich, sondern wegen der Unzulänglichkeit unserer Kenntniß vom Seyn und Daseyn des Gegenstandes. (12.) Und das Sinnenzeugniß ist nicht darum unzuverläßig, daß die Empfindung sich selbst belügen könne; denn jede im Sinn erregte Empfindung bezeugt schlechterdings nichts Anderes, als ihr eigenes Daseyn und So-Seyn, nichts von Ursach und Wir-

kung, Möglichkeit oder Unmöglichkeit u. ſ. w. (welches ſchon Ausſage des hinzutretenden Geiſtes iſt). Sondern das Unzuverläßige eines Sinnenzeugniſſes über die Auſſenwelt liegt eben in der Gewißheit der allgemeinen Erfahrung, daß der Sinn des einzelnen Menſchen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverläßige Gewißheit erwächst erſt über das durch die Sinne Erfahrne, ſobald dieſes unter gleichen Umſtänden bei allen Menſchen und zu allen Zeiten beharrlich dasſelbe iſt. Wenn aber, wie du ſagſt, ein Irrthum Jahrhunderte lang als Wahrheit gelten kann, obwohl das Sinnenzeugniß der Jahrhunderte über den Gegenſtand ſelbſt einſtimmig war: ſo fällt der Irrthum nicht den Sinnen zur Laſt, ſondern er liegt in der Weiſe des Erkennens beim Mangel vielſeitiger Erfahrung oder Kunde der Thatſachen. Wenn das Auge die Bewegung der Wolken am Nachthimmel nicht bemerkt, aber wohl die beſtändig ändernde Stellung des Mondes zu den Gewölken: wird nur derjenige den Mond für ſchnellfliegend halten, welcher ſein Urtheil über die Sinnesempfindung nicht durch Vergleichung früherer Erfahrungen berichtiget hat.

Unſere Kenntniß von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur iſt, beſonders aber in deren einzelnen Erſcheinungen, noch ſehr mangelhaft; mithin auch unſere Erkenntniß dieſer Einzelheiten, oder ihrer urſachlichen Verknüpfung, oder ihrer Verwandtſchaft untereinander, ſehr unzuverläßig. Jede neue Erfahrung ändert daher unſere Anſichten. Hingegen die Kenntniß vom Daſeyn der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verſchiedenheit, iſt die zuverläßigſte Gewißheit der Erfahrung, wodurch auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntniß der allgemeinſten Verhältniſſe der Natur hervorgeht.

Du aber, mein Glanvill, richteſt deine Frage vornehmlich dahin: ob unſern Erkenntniſſen, die an ſich doch nur Vorſtellungen von Dingen ſind, welche wir nicht mit dem ſeeliſchen Sinn gewahren, etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes entſpreche? Ob das Erkannte, das wir nicht ſehen, auch wirklich und ſachlich ſo, wie wir es uns vorſtellen müſſen, auſſer uns da ſei, und welche Bewandtniß es eigentlich mit der ſogenannten Wirklichkeit der Dinge habe?

28. Ich antworte: Alles iſt wirklich, deſſen Daſeyn wir kennen. Daher gilt das Wort „wirklich“ in den Sprachen der Völker dem gleich, was auch ſonſt „gewiß“ heißt; denn in der Da-

seynskunde ist Urgewißheit. (11.) Man spricht: die Sache ist wirklich so, ist wirklich (d. i. gewiß) wahr.

Nun bitt' ich dich, mein Glanvill, aufmerksam und prüfend dem Gang meiner Betrachtung des Wirklichen, und worin dieses eigentlich bestehe, zu folgen. Ich setze voraus, daß du über den engen Begriff erhaben bist, den sich der gemeine Mann zu machen pflegt, der nichts für wirklich vorhanden hält, als was er mit seinen Sinnen ergreifen und ertasten kann, und daher folgerecht die Wirklichkeit seines eigenen Denkens eigentlich wegläugnen müßte, weil er sein Denken weder sieht noch hört, weder riecht noch schmeckt.

Alles ist wirklich, davon wir das Daseyn kennen, also, daß wir dies Daseyn nicht nur vermuthen, oder glauben, sondern urgewiß wissen. (11.)

Weil aber dies Wissen, als ein solches, nicht allein aus der Sinnlichkeit, sondern aus dem in uns Denkenden, oder dem Geiste, wird: so müssen wir unsern Blick auf ihn richten, und auf die Art und Weise, wie in unserm Bewußtseyn Kenntniß des Vorhandenen, oder ein Gewußtes, wird.

Das Bewußtseyn ist Seyn im eigenen (wesenden, oder urheitlichen) Wissen; oder das Sich-Wissen im Seyn. Es ist das in sich Ununterscheidbare und Gleiche des Wissens und Seyns, das wesende Wissen. Nicht der Leib mit seinen Sinnwerkzeugen, nicht die Empfindungen, nicht einmal die Gedanken, wissen sich selbst, sondern ich weiß von ihnen. Dies sich und anderswissende Ich bezeichneten wir mit dem Namen Geist.

Der Geist ist das wesende Wissen (13), das in uns Denkende, d. i. gedanklich Wirkende. Wir sind uns der Thätigkeit unsers geistigen Wesens bewußt, und eben so des Seyns unserer Thätigkeit. So ist das Denken ein Thun oder Wirken des Wesens, und das Seyn ein Thun (nicht die That) des Wissenden; beides also einerlei.

Wirken heißt ändern, d. i. ein Anderes, als das Bestehende, ins Seyn rufen. Indem der Geist wirkt, ruft er aus sich ein Anderes, als sein Unmittelbares, ins Seyn. Er wird sich selber ein Anderes; er wird sich in sich selber gegensätzlich. Er tritt gleichsam in sich auseinander, als ein Sichwissen und Vonsichwissen. Er wird im Eigenstand seiner Urheit ein Gegenstand seines Wissens; ein Gewußtes, ein Gedankliches, im Wissenden.

Das Gewußte, oder Gedachte, ist aber nicht der Geist selber in

seiner Urheit, oder Unmittelbarkeit, sondern ein Anderes; ist nicht das Wirkende, sondern das Bewirkte, nicht die Ur-Sache, sondern die That-Sache. Der Geist weiß sich, als Ursach seines Gedanklichen, und den Gedanken, als von ihm bedingtes abhängiges Verursachtes. So ist er sich, als Ursach und Wirkung, als erstes Seyn und zweites Seyn auseinander getreten. Und Beides ist, wenn gleich ihm selber unterscheidbar, doch in sich wesenhaft untrennlich, eins und dasselbe.

29. Denn ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wissendes ohne Gewußtes, wäre ein nichtwirkendes Wirken, ein nichtwissendes Wissen, — in sich selbst Widersprechendes. Also ist jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Ursach. Ohne Wirkung wäre die Ursach keine Ursach; erst durch jene ist diese in sich vollendet. Das Vonsichwissen des Geistes ist nur die Erfüllung des wesenden Sichwissens. Es ist damit nichts Anderes ausgesprochen, als: die Wirkung ist in ihrer Ursach, nicht ausser derselben; der Gedanke ist im Geiste, nicht ausser demselben, sondern wesenhaft eins und dasselbe mit ihm; von ihm untrennbar, wenn gleich durch den Verstand unterscheidbar.

Weil demnach keine Wirkung ausser ihrer Ursach, und unabhängig von ihr bestehen kann: so umfaßt die Wirklichkeit oder die Vorhandenheit der Dinge sowohl das Wesende, d. i. Wirkende, als auch das bewirkte Wesenlose. (14.) Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken ist ja wirklich. Auch das Hirngespinnst des Wahnsinns, auch des Dichters bewundernswürdige Schöpfung, steht im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn gleich nur gedanklicherweise, und wenn gleich ihnen nichts von Allem entspricht, was die Aussenwelt den Sinnen giebt. Sie sind daher wirkliche Hirngespinnste, wirkliche Dichtungen.

30. Laß uns diesen Gegenstand, welcher der höchsten Beachtung würdig scheint, in seinen übrigen Beziehungen fortgesetzt beschauen. Und weil der Geist im Denken sich urgewiß, als das Ursachliche und Wirkende seiner Gedanken, weiß, laß uns, wenn wir von Ursach und Wirkung, vom Wesenden und Wesenlosen reden, den Blick mehr auf ihn, als auf das heften, was die Aussenwelt Aehnliches darstellen mag. Denn wir erkennen daneben zugleich des Geistes Gesetzthum oder wesende Sachlichkeit heller (14), worin er alles Andere einordnet, oder mit sich und in sich einet, weil er nicht anders verfahren oder wirken kann, denn wie er weset.

Für uns zerfällt also das unendliche All des Vorhandenen oder Wirklichen in zwei Hälften, in Wirkendes und Bewirktes, d. i. in Wesendes und Wesenloses. (13.) Das Wesende allein ist das Insich- und Fürsichbestehende, oder Selbstständige; ist vom Daseyn des Wesenlosen unabhängig, weil dieses erst sein anderes und zweites Seyn ist, und nicht ohne ein Bewirkendes oder vor demselben möglich wäre. Mithin ist das Wesende auch allein das Sachliche (das Reale) in der Wirklichkeit; alles Wesenlose aber etwas Unsachliches. So hat der Geist eine sachliche (reale) Vorhandenheit, weil er das sich wissende Ursachliche seines Gedanklichen ist. Keiner unserer Gedanken besteht in sich, für sich und durch sich selber; keiner derselben ist sich seiner bewußt, sondern wird gewußt; er ist Wesenloses, Unsachliches.

Den Unterschied des Sachlich- und Unsachlich-Vorhandenen, worin das All der Wirklichkeit zerfällt, verfolgen alle Sprachen von einiger Ausbildung durch unterscheidende Benennungen, weil der Unterschied in sich nothwendig, wie das Denken selber ist.

31. Das Bewirkte oder Wesenlose hat also ein durch das Wesende bestimmtes, abhängiges, bedingtes Daseyn. Diese beschränkte Vorhandenheit ist mithin eine änderliche, endliche, wechselnde; während die des Wirkenden, oder Wesenden, in seiner Urheit und Unmittelbarkeit wandellos, als die gleiche in sich, beharrt. Dein Geist weiß sich im bunten Spiele aller seiner Vorstellungen und aller ihn umgebenden Erscheinungen, als ein und dasselbe Ich. Er ist der beharrliche Quell aller seiner Gedankenwellen, die sich unter einander drängen; sie kommen und verschwinden, er bleibt. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit seiner Wahrnehmungen und Urtheile, die sich durch sein Gesetzthum unter einander zusammenreihen und verknüpfen, weil sie in ihm als sein zweites Seyn geworden und daher eins mit ihm sind, als er wirkend in sich auseinander trat, und sich ein wesenloser, unsachlicher Gegensatz seiner Urheit und Sachlichkeit ward. (28.)

Glanvill, zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes und Bewirktes: so sind alle Gegenstände, die wir gewahren, alle Regungen in unsern Sinnen, alle Vorstellungen in unserm Geiste, nur Wandelbares und Wesenloses inner ihrem ur- und sachlichen Wesen (30), nur Gegensatz und zweites Seyn, worin dieses in sich auseinander trat. Was nicht unwandelbar eins und dasselbe in sich verharrt, das weset auch nicht selbstständig und sachlich. (30.) Aenderlichkeit, daher Mannigfaltigkeit und Ver-

seiner Urheit, oder Unmittelbarkeit, sondern ein Anderes; ist nicht das Wirkende, sondern das Bewirkte, nicht die Ur-Sache, sondern die That-Sache. Der Geist weiß sich, als Ursach seines Gedanklichen, und den Gedanken, als von ihm bedingtes abhängiges Verursachtes. So ist er sich, als Ursach und Wirkung, als erstes Seyn und zweites Seyn auseinander getreten. Und Beides ist, wenn gleich ihm selber unterscheidbar, doch in sich wesenhaft untrennlich, eins und dasselbe.

29. Denn ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wissendes ohne Gewußtes, wäre ein nichtwirkendes Wirken, ein nichtwissendes Wissen, — in sich selbst Widersprechendes. Also ist jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Ursach. Ohne Wirkung wäre die Ursach keine Ursach; erst durch jene ist diese in sich vollendet. Das Vonsichwissen des Geistes ist nur die Erfüllung des wesenden Sichwissens. Es ist damit nichts Anderes ausgesprochen, als: die Wirkung ist in ihrer Ursach, nicht ausser derselben; der Gedanke ist im Geiste, nicht ausser demselben, sondern wesenhaft eins und dasselbe mit ihm; von ihm untrennbar, wenn gleich durch den Verstand unterscheidbar.

Weil demnach keine Wirkung ausser ihrer Ursach, und unabhängig von ihr bestehen kann: so umfaßt die Wirklichkeit oder die Vorhandenheit der Dinge sowohl das Wesende, d. i. Wirkende, als auch das bewirkte Wesenlose. (14.) Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken ist ja wirklich. Auch das Hirngespinnst des Wahnsinns, auch des Dichters bewundernswürdige Schöpfung, steht im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn gleich nur gedanklicherweise, und wenn gleich ihnen nichts von Allem entspricht, was die Aussenwelt den Sinnen giebt. Sie sind daher wirkliche Hirngespinnste, wirkliche Dichtungen.

30. Laß uns diesen Gegenstand, welcher der höchsten Beachtung würdig scheint, in seinen übrigen Beziehungen fortgesetzt beschauen. Und weil der Geist im Denken sich urgewiß, als das Ursachliche und Wirkende seiner Gedanken, weiß, laß uns, wenn wir von Ursach und Wirkung, vom Wesenden und Wesenlosen reden, den Blick mehr auf ihn, als auf das heften, was die Aussenwelt Aehnliches darstellen mag. Denn wir erkennen daneben zugleich des Geistes Gesetzthum oder wesende Sachlichkeit heller (14), worin er alles Andere einordnet, oder mit sich und in sich einet, weil er nicht anders verfahren oder wirken kann, denn wie er weset.

Für uns zerfällt also das unendliche All des Vorhandenen oder Wirklichen in zwei Hälften, in Wirkendes und Bewirktes, d. i. in Wesendes und Wesenloses. (13.) Das Wesende allein ist das Insich- und Fürsichbestehende, oder Selbstständige; ist vom Daseyn des Wesenlosen unabhängig, weil dieses erst sein anderes und zweites Seyn ist, und nicht ohne ein Bewirkendes oder vor demselben möglich wäre. Mithin ist das Wesende auch allein das Sachliche (das Reale) in der Wirklichkeit; alles Wesenlose aber etwas Unsachliches. So hat der Geist eine sachliche (reale) Vorhandenheit, weil er das sich wissende Ur-Sachliche seines Gedanklichen ist. Keiner unserer Gedanken besteht in sich, für sich und durch sich selber; keiner derselben ist sich seiner bewußt, sondern wird gewußt; er ist Wesenloses, Unsachliches.

Den Unterschied des Sachlich- und Unsachlich-Vorhandenen, worin das All der Wirklichkeit zerfällt, verfolgen alle Sprachen von einiger Ausbildung durch unterscheidende Benennungen, weil der Unterschied in sich nothwendig, wie das Denken selber ist.

31. Das Bewirkte oder Wesenlose hat also ein durch das Wesende bestimmtes, abhängiges, bedingtes Daseyn. Diese beschränkte Vorhandenheit ist mithin eine änderliche, endliche, wechselnde; während die des Wirkenden, oder Wesenden, in seiner Urheit und Unmittelbarkeit wandellos, als die gleiche in sich, beharrt. Dein Geist weiß sich im bunten Spiele aller seiner Vorstellungen und aller ihn umgebenden Erscheinungen, als ein und dasselbe Ich. Er ist der beharrliche Quell aller seiner Gedankenwellen, die sich unter einander drängen; sie kommen und verschwinden, er bleibt. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit seiner Wahrnehmungen und Urtheile, die sich durch sein Gesetzthum unter einander zusammenreihen und verknüpfen, weil sie in ihm als sein zweites Seyn geworden und daher eins mit ihm sind, als er wirkend in sich auseinander trat, und sich ein wesenloser, unsachlicher Gegensatz seiner Urheit und Sachlichkeit ward. (28.)

Glanvill, zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes und Bewirktes: so sind alle Gegenstände, die wir gewahren, alle Regungen in unsern Sinnen, alle Vorstellungen in unserm Geiste, nur Wandelbares und Wesenloses inner ihrem ur- und sachlichen Wesen (30), nur Gegensatz und zweites Seyn, worin dieses in sich auseinander trat. Was nicht unwandelbar eins und dasselbe in sich verharrt, das weset auch nicht selbstständig und sachlich. (30.) Aenderlichkeit, daher Mannigfaltigkeit und Ver-

gänglichkeit, ist das Gepräge, woran wir das Bewirkte erkennen. Das Wesende hingegen ist in seiner Urheit nothwendig das Beharrliche, welches, in sich ein Ununterscheidbares, sich gleich bleibt, und nur in seinem Andersseyn und Gegensatz ein Mannigfaltiges schafft.

Da aber jede Wirkung in und nicht ausser ihrer Ursach (der Gedanke nicht ausserhalb, sondern im Geiste, eins mit ihm, wenn auch unterscheidbar von seiner Urheit) besteht, und eben das Bewirkte erst die Erfüllung des Wirkenden ist (29), so wohnet das Vergängliche im Unvergänglichen; so ist der Wandel aller Dinge im Unbedingten; das Mannigfaltige wurzelt in seiner Einheit; alles Seyn ist im Wesen.

32. Das Gegensätzliche des, was da weset, obwohl es nicht ausser dem Wesenden seyn kann, ist nicht mit ihm das Gleiche, sonst wär' es nicht ein zweites Seyn, nicht ein Gegensatz, oder von ihm unterscheidbar.

Aber auch nicht das schlechthin ihm Ungleiche, dem Wesen Widersprechende ist es, weil es sonst mit ihm das Unvereinbare seyn würde, ein Zwiespalt der Einheit. Dein Geist kann nicht anders denken, als er weiß. Ein Ur- und Sachliches kann nicht mit sich selber unzusammenhängende Wirkungen gewähren, sonst wären sie nicht seine Erfüllung. Ein Wesen kann nicht anders erscheinen, nicht anders seyn, als es weset.

So ist das zweite Seyn des Wesenden nicht das Gleiche, Ununterscheidbare von seiner Urheit, und nicht das Ungleiche, Zusammenhangslose von ihm, sondern sein Gleichartiges. Jede Wirkung ist also ein gleichartiges Seyn (nicht Wesen) ihrer Ursach; alles Bewirkte gleichsam das Abbild des Wirkenden, dessen Gegensatz und Andersseyn es ist.

So spiegelt, o Glanvill, dein wesender Geist sein urheitliches Selbst in deiner Gedanklichkeit ab; aber als Anderes und Aenderliches, in wesenloser Mannigfaltigkeit, davon er in seiner Unmittelbarkeit nicht das Gleiche, nicht das Widerstreitende und Getrennte, sondern das wesenhaft Gegensätzliche ist. So sind die Dinge dieser Welt ein Wiederschein des Unbedingten; das Endliche ist der Wiederschein des Unendlichen. Das Mannigfaltige wird in seiner Einheit, das Wandelbare in seiner Unwandelbarkeit getragen.

Durch die Kenntniß des Gleichartigen einer und derselben Ursach, das ist durch Kenntniß der Wirkung, erkennen (12) wir deren Gegensatz, die Ursach selber. So empfängt der menschliche Geist im Von-

sichwissen, in diesem Abbilde seines wesenden Wissens übersinnliche Wahrnehmung seines Selbstes. Und wie Ursach und Wirkung in sich untrennbar Eins sind, so fällt Erkenntniß und Kenntniß im Sich-Wissen des Geistes zuletzt in Eins zusammen, wird Urgewißheit (11) seines Selbstes.

Was irgend also uns im Weltall erscheint und als wandelbare, endliche, mannigfaltige Erregung der seelischen Sinne in unser Bewußtseyn tritt, ist das Abbild, das Gleichartige des Ur- und Sachlichen; ist das in der Einheit des Wesenden ihm Gegensätzlichgewordene, sein anderes Seyn. (13.)

33. Wenn im Wirken dessen, was da weset, dieses sich selber gegensätzlich wird und, möcht' ich sagen, das Gleiche sich in sich selber abstößt zu einem Andersseyn und Gleichartigen: wird damit das Urheitliche nicht aufgehoben, sondern vielmehr, als solches, erst erfüllt. (29.) Beiderlei besteht untrennbar; jedoch in seiner Gegensätzlichkeit unterscheidbar.

Weil aber das Bewirkte, als Gegensatz des Wirkenden, nicht das Beharrende seyn kann, wird es das stets Veränderte, indem das Ur- und Sachliche sich in jeder seiner Wirkungen wieder ein neues Gegensätzliches wird. So erschließt sich fort und fort aus dem Allgemeinen des Gedanklichen das Besondere, aus dem Besondern das Einzelne. Es erwächst jene endlose Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, welche unter sich entferntere oder nähere Gegensätze bilden, Vielheit der Gedanken, welche sich aus dem allgemeinsten Satze in das Einzelnste auseinander zweigen, und aus dem umfassendsten der Begriffe in die zartesten besondern Vorstellungen zerfallen.

Ich spreche mit menschlicher Zunge, mein Glanvill, vom Schaffen des Unsichtbaren, und ich zittere, daß du mich mißdeuten könntest. Denn das ist ja das große Uebel, daß unser Geist mehr weiß, als er auszusprechen vermag. Fragst du aber: womit ich dir den Gang des Wesenden in seinen Thaten, wie ich ihn schilderte, erweisen könne, so erwiedere ich dir: Ich erzähle dir nur die Thatsachen deiner unmittelbaren Selbst-Erfahrung. Hier ist keine Erkenntniß, sondern reines Kennen des Geschehenden, wie du es in dir wahrnimmst, wenn du dich dem Nachdenken über das Verfahren deines Verstandes im Begreifen, Urtheilen und Schlußfolgern überlässest; oder wenn du den Blick in das wechselnde Spiel der Dinge ausser dir wirfst.

Alles spaltet sich im Gegensätzlichen zum bunten Mannigfaltigen auseinander. Und eben die Unerfahrenheit und Unkunde, welcherlei Einzelheit in den Erscheinungen der Natur eigentlich den unmittelbaren Gegensatz der andern bilde, macht die Erkenntniß von ihrer Einheit schwankend. Es entstehen, wie im Denken Verwechselungen von Begriffen, so im Beobachten nach aussen Verwechselungen der Erscheinungen. (20.)

Das aus einer Einheit gewordene Gegensätzliche ist sich in derselben, als Gleichartiges, das Verwandte. Die Auseinandergeschiedenheit des Gegensätzlichen kann aber keine unveränderliche und beharrliche seyn; denn das Bewirkte und Wandelbare ist der Gegensatz des Beharrlichen. So entsteht eine umgekehrte Weise des Wirkens, ein neuer Gang des Wandelbaren der Dinge. Das Gegensätzliche zieht sich einander wieder zur Einheit an, in der es sich verwandt ist. Das Einzelne tritt in die besondere Einheit zurück, der es entsprang, das Besondere in das umfassende Allgemeine; das Allgemeine in die Einheit des Alls.

Unser Geist, in seiner Wesenheit, Ur-Einheit seiner Wirkungen, strebt mit gleicher Gewalt, Alles in diese Einheit aufzulösen, wie er anderseits strebt, aus dem Insichgleichen in das Unterscheidbare des Gegensätzlichen auseinander zu treten. Dies Doppelverfahren, das wiederum nur ein Gegensätzliches in sich selber bildet, ist das Gesetz des Verstandes, oder die Lebendigkeit des wesenden Gesetzthums im geistigen Wirken. Alles Denken besteht nur im Scheiden und Wiedereinigen des Gedanklichen; im Setzen und Zersetzen; im Sondern und Begreifen, im Auflösen und Schliessen, im Kennen des Mannigfaltigen und Erkennen seiner Einheit.

34. Dein Geist weiß sich nicht in weltloser Einsamkeit. Er anerkennt das Daseyn anderer Geister. Er kennt urgewiß und thatsächlich Vieles, das er selber nicht ist, ausser sich. Dies Draussen kündet sich ihm in Sinnesgewahrungen, Empfindungen und Gefühlen an. Aber Empfindungen sind keine Gedanken. Dein Geist, als das Denkende, unterscheidet sich selbst von dem, was im menschlichen Leibe das Empfindende ist und wir mit dem Worte „Seele“ bezeichnet haben. Die Empfindungen erregen im Bewußtseyn Vorstellungen derselben. Näher betrachtet, entdeckt der Geist, daß die Empfindungen offenbar einem Gesetz unterworfen sind, welches mit seinem Gesetzthum nichts gemein hat,

ja demſelben ſogar vielmals widerſpricht. Der Chriſtusjünger Paulus deutete ſchon dieſen Widerſpruch an: „Ich habe ein doppeltes Geſetz in meinen Gliedern!“ Im Geiſte aber iſt Einheit, nicht Zweiheit. Darum betrachtet er auch das Empfundene, oder Seeliſche, als ein Drauſſen, welches in ihm erſt Gewußtes und Gedachtes wird.

Rechte nicht mit mir darüber, wenn ich fortfahre, das Geiſtige und Seeliſche ſtreng zu ſcheiden, wie ein ſchlechthin Geſchiedenes und Getrenntes. Ich fahre noch gern fort, einsweilen die Sprache des gemeinen Menſchenverſtandes, eben unſerer Verſtändigung willen, zu führen, und um die Vermiſchung und Verwirrung gewiſſer Vorſtellungen abzuhalten. Späterhin wird auch dieſer Unterſchied fallen, und ſich Geiſt und Seele, ſelbſt Körper und Leben, Alles in das untrennbare und ununterſcheidbare Eins auflöſen.

Alſo, auch das im ſeeliſchen Empfinden Erregte iſt, im ſtrengern Verſtande, auſſer dem Geiſte, der in ſich allein das weſende Wiſſen iſt, und nur vom Empfundenen weiß, in ſo fern es im Licht des Bewußtſeyns, als Vorgeſtelltes, aufſteigt. Erſt dann, wenn Empfindungen, Gefühle und Sinnesgewahrungen in Gewußtes verwandelt ſind, werden ſie ſeinem Geſetzthum unterthan; nicht aber ſie ſelber, ſondern nur die Vorſtellungen ihrer. Empfindungen ſelber laſſen ſich vom Geiſte weder rufen, noch verbannen; ſie gehorchen einem ganz andern Zepter. Darum iſt das Unterſcheiden von Geiſt und Seele wohl erlaubt.

Inzwiſchen tragen die Empfindungen das unverkennbare Gepräge des Bewirktwordenſeyns, nämlich Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, an ſich. Sie deuten dem Geiſte damit auf ein unbedingtes Beharrliches in ihnen hin, deſſen Gegenſätzliches ſie ſind.

Alle Empfindungen ſind Erregtes im Seeliſchen, wie die Vorſtellungen von dem Drauſſen Erregtes im Geiſtigen ſind. Das Erregende der Sinnesgewahrungen und Gefühle iſt aber nicht der Geiſt; er kennt ſich mit Gewißheit, es nicht zu ſeyn. Nothwendig beſteht alſo, wie das Erregte, auch das Erregende auſſer ihm, deſſen Andersſeyn, oder deſſen Wirkungen in ihm, ſich zu Vorſtellungen geſtalten. Dieſe Wirkungen von auſſen, in den ſeeliſchen Sinnen, welche durchaus anders, als unſere Geiſteswirkungen (die Gedanken), daſtehen, wollen wir, um ſie von dieſen zu unterſcheiden, Erſcheinungen nennen, und die Geſammtheit der Erſcheinungen, Welt.

Die Welt iſt eine Mannigfaltigkeit wechſelnder Wirkungen auſſer

uns, welche aber in uns Gewußtes werden. Der Verstand, nach seinem Gesetzthum, muß nothwendig in dem ausser uns Bewirkten ein Wirkendes erkennen, das er nicht selber ist. Wir nennen dieses die Natur.

Die Natur ist also das beharrliche Wesen der Dinge ausser uns; die Welt mithin das wesenlose Andersseyn und Abbild, oder das Gleichartige, der Natur. Nicht anders können beide im Bewußtseyn der Sterblichen stehen. So nahm sie von jeher, so nimmt sie der Verstand der Menschheit. Da Natur und Welt nicht sachlich und an sich selbst, sondern nur als Gewußtes, im Wissen des Geistes wohnen, sind sie, wie alle Vorstellungen, seinem Gesetzthum unterworfen, und nur, wie Mannigfaltiges in der Einheit, wie Wirkung in der Ursach, denkbar und verstehbar.

Mithin bewahren Natur und Welt für den Geist unter sich dasselbe Verhältniß, wie der Geist und das weite Reich seiner Gedanken. Die Welt ist nur die Erfüllung der Natur; die Natur in Allem wesend, was die Sinne gewahren. Und wie man, nicht mit Unrecht, jeden unserer Gedanken ein Erscheinen des Geistes aus sich nennen kann, so könnte man gewissermaßen auch die Erscheinungen draussen Gedanken der Natur nennen dürfen.

35. Natur und Geist sind also beide Ur- und Sachliches; Welt und Gedanklichkeit aber sind beide nur Wirkung, Andersseyn von jenen, in sich wandelbar und wesenlos, d. i. seiend. (13.)

Ich sehe gar wohl ein, mein theurer Glanvill, daß diese Vorstellungsart denjenigen befremden muß, welcher durch Gewohnheit sinnlichen Anschauens befangen ist. Es muß ihm verkehrt scheinen, das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, für allein sachlich und wesenhaft vorhanden zu halten; und hinwieder das, was wir thatsächlich mit allen fünf Sinnen ertasten und erfassen, für so wesenlos gelten zu lassen, wie einen nichtigen, flüchtigen Gedanken.

Aber das Thatsächliche ist ja eben darum, weil es thatsächlich ist, nicht das Ursachliche; jenes ist das Vergängliche, dieses das Bleibende. Unsere Vorstellungen sind das Thatsächliche im Geiste; und das in unserm Sinn Empfundene ist ähnlich dem Gedanklichen, aber im Seelischen Erregtes oder Thatsächliches in der Seele. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Süßen und Bittern, des Wohlklangs und Mißklangs, des Rothen und Blauen, des Hellen und Dun-

keln ist nicht auſſer den Sinnen, ſondern in ihnen das Erregte. Was wirkend auſſer der Seele beharrt, ſelbſt wenn die Empfindungen verſchwunden ſind, iſt das Erregende; und die Empfindungen kehren wieder, ſobald dies Andere abermals die Seele dazu weckt. Eben dies Andere, dies Weckende, dies Erregende, weſet; aber nicht die Erregung. Das erregbare Seeliſche, welches (ſtatt der Gedanken und Vorſtellungen) Empfindungen und Gefühle in ſich hervorbringt, weſet oder wirket ebenfalls; nicht aber das Gefühl, nicht die Empfindung (des Blauen, Rothen, Süßen, Bittern u. ſ. w.). — Wenn wir nun das in der Seele Empfundene auſſerhalb derſelben vorhanden glauben: ſo iſt dies ein verzeihlicher Geſichtsbetrug des Verſtandes.

Anderſeits fällt es dem läßigen Beobachter eben ſo ſchwer, das, was ihm kein Sinn offenbart, für das wahrhaft weſend Vorhandene zu erklären. Denn von der Sinnlichkeit erzogen und durch das tägliche Leben verwöhnt, wollen wir Alles gerne ſinnlich ergreifen. Wir wiſſen nicht, unter welcher Geſtalt und Farbe, oder in welcher Weiſe und Bewegung wir uns ein überſinnliches Weſen, den Geiſt, die Natur, die Gottheit u. ſ. w., vorſtellen ſollen? Wir können uns von dem, was da weſet, kein ſinnliches Bild vorſtellen, nicht einmal den Begriff machen.

Dies iſt allerdings richtig. Ein Weſen, als ſolches, begreifen können wir nicht, weil jeder Begriff eine Zuſammenfaſſung des Mannigfaltigen zu ſeiner Einheit iſt, in welcher und zu welcher jenes verwandt ſteht. Das Weſen aber iſt ſelber die Einheit des von ihm und zu ihm gewordenen Mannigfaltigen; iſt ſelber das alle ſeine Wirkungen in ſich begreifende Urſachliche. (14.) Der Geiſt hat alſo eigentlich nur ein Kennen vom Daſeyn des Weſenden, aber kein Begreifen und Erkennen (12) desſelben, weil Erkenntniß nur Heimführung und Verbindung des Mannigfaltigen zur urſachlichen Einheit iſt. Darum begreift der menſchliche Geiſt ſich, als Weſendes, ſelber nicht, weil er ſelber Inbegriff und Allbedingendes des in ihm Bedingten iſt. Dennoch kennt er und weiß er urgewiß ſein Daſeyn. (32.) Das Nichtbegreifenkönnen des Weſenden liegt nicht ſowohl am Ueberſinnlichen desſelben, als an ſeinem einheitlichen, in ſich nicht unterſcheidbaren Beſtehen. Auch Vorſtellungen, in ſo fern ſie einzeln und ganz einfach ſind, können nicht begriffen werden. Eben ſo ſind einzelne und einfache Sinnesempfindungen für ſich unbegreifbar, weil in ihnen keine Mannigfaltigkeit wohnt. Wer begreift denn wohl, was

roth, was sauer, was Klang in sich sei? Wer kann die Vorstellung davon auflösen, wie einen Begriff, und daraus die Merkmale einem Andern mittheilen? Alles endet zuletzt in reines Kennen, d. i. in bloße Daseynskunde; und die höchste Erkenntniß führt zuletzt dahin, daß Kenntniß und Erkenntniß eins werden.

Die meisten Irrthümer der Menschen im Erforschen der Wahrheit rührten gerade daher, daß sie das, was sie urgewiß kennen, auch noch erkennen wollen; daß sie ihrem Verstande das zur Aufgabe machen, was selber einfache Grundlage für Alles wird, was irgend ihn beschäftigen kann. Sie schlagen mit ihrem Verstande einen so falschen Wege in, als auf andere Weise diejenigen, welche mit dem Dichtungsvermögen philosophiren und mit den Flügeln der Einbildungskraft das Unendliche durchfliegen wollen.

Wir kennen das Daseyn des Wesenden, ohne es mit den Sinnen zu gewahren. Der Geist kennt es, weil er selber weset, und darum Verwandtes von allem Wesenhaften ist. Wenn wir in der Unterhaltung mit einem Freunde seine Gedanken erfahren: so haben wir vom Ton seiner Stimme, von der Art und Weise seines Redens eine sinnliche Vorstellung; aber eine nichtsinnliche zugleich von dem, was in ihm den ausgesprochenen Gedanken denkt. Es fällt niemandem bei, die gehörten Worte für Ursachen ihrer selbst zu erklären, oder sich einzubilden, die in unserm Gehör erregte Ton-Empfindung und der in uns damit erregte Gedanke sei das Wesen des Freundes selber; das Denkende und Wirkende hingegen sei wesenlos und nicht wirkend.

36. Da aber alles Gedankliche ein Abbild, ein Andersseyn, des Geistes, und die Gesammtheit der Naturerscheinungen ein Abbild ihrer Wesenheit ist (32): so führt uns das Mannigfaltige des Gedankenthums, wie des Weltganzen, zum Wissen vom wesenden Geist und von der wesenden Natur, und durch Kenntniß der Wirkungen zur Erkenntniß der wirkenden Macht beider. Ja noch mehr, daß sich der Geist in seiner ganzen Gedankenwelt, die Natur in ihrer ganzen Erscheinungswelt, gegensätzlich ausprägt, als was beide urheitlich wesen: so ist die Täuschung im alltaglichen Leben so gefahrvoll nicht, wenn wir zuweilen das Wesenlose mit dem Wesenden, das Bewirkte mit dem Wirkenden verwechseln. Dem in unsern Sinnen Empfundenen entspricht nothwendig ein Gegensätzliches, Verwandtes und Gleichartiges, welches ausser den Sinnen weset, wie es sich abbildlich in den Sinnen daseiend offenbart.

Dies führt mich zu einer leisen Bemerkung, mit der ich diesen Brief schliessen will. Ich fürchte, Glanvill, er sei für dich schon zu lang, und, wehe mir! zu langweilig gerathen.

Eine Ursach wirkt nicht auf ihre Wirkung ein, sondern sie bewirkt dieselbe. Der menschliche Geist wirkt nicht auf seinen Gedanken ein, als hätte dieser ein Bestehen für sich: sondern er bewirkt denselben. Wenn wir im gemeinen Leben von veränderten Vorstellungen reden: so ist nie im Ernst damit gemeint, daß die Vorstellung, wie etwas Unabhängiges vom Geiste, oder wie etwas ausser ihm Selbstständiges, abgeändert werde: sondern der Denkende bewirkt, in Bezug auf einen Gegenstand, eine neue, andere Vorstellung. Jeder sogenannte berichtigte, verbesserte Gedanke ist ein neugewordener, nicht mehr der gewesene; ist eine frische That des Thätigen. Selbst die wiederholte Vorstellung ist an sich nicht die gewesene, sondern eine neue, der gewesenen gleichende. Dies ist Thatsache unmittelbarer Erfahrung.

Eben so kann umgekehrt eine Wirkung, weil sie ein wesenloses, d. i. in ihrer Ursach Bedingtes ist, weder für sich selber auf ihre Ursach zurückwirken, noch auf irgend ein anderes Wesen, oder auf andere Wirkungen einwirken. Ein bloßer Gedanke kann für sich selbst, und unabhängig vom Denkenden, weder auf einen andern Mit-Gedanken wirken; noch kann der Geist zur Wirkung eines von ihm bewirkten Gedankens werden. Kurz, eine Wirkung kann unmöglich die Ursach ihrer selber, oder einer andern Wirkung, oder, was dasselbe sagt, Wirkung aus sich, oder Wirkung einer Wirkung seyn, weil sie nicht in und aus und für sich selbstständig, sondern allein inner ihrer Ursach, als deren Erfüllung, besteht. (29.)

Also: nur Wesen wirkt auf Wesendes; nur Ur-Sachliches auf Ur-Sachliches; sei es in sich selber, zum Andersseyn, oder auf ein Wesendes ausser ihm, dasselbe erregend. — Und immer sag' ich zuletzt damit, nur in andern Worten, das schon oft Gesagte wieder, nämlich: das Wesende allein wirket, d. i. weset sachlich. Das Bewirkte, Wesenlose hat kein selbstständiges Seyn, sondern besteht in und mit dem Wirkenden, als dessen Andersseyn, als Gegensätzlichgewordenes, Mannigfaltiges in der Einheit, Endliches und Wechselndes im Beharrlichen (oder Wesenden).

Wenn man nun im Alltagsleben sagt: eine Wirkung ist die Ursach der andern, so mag dies, was an sich unmöglich bleibt, dem Alltagsleben verziehen werden, das sich auch wohl mit dem Schein

begnügt. Wenn der Sturm den Ziegel vom Dach reißt, dieser fallend einen Vorübergehenden tödtet, der Tod desselben den Schmerz seiner Freunde erregt: so *scheint* eine Wirkung die Ursach der andern zu werden. Aber hier wirkt das Wesende im Stoffischen des Ziegels auf das wesende Leben des Vorübergegangenen ein, und das nicht mehr wahrgenommene Erscheinen des Lebens im Körper von diesem, erregt in dem wesenden Seelischen der Freunde die Empfindung des Schmerzes. Die Wirkung ist immer in ihrer eigenen Ursach.

Ich bin ermüdet vom Schreiben, wie du es vom Lesen seyn wirst. Darum schliess' ich.

8.

Glanvill an Beda.

Einwürfe gegen die Erklärung der Wirklichkeit.

37. Du hast gesprochen, ehrwürdiger Freund, und ich horchte deinen scharfsinnigen Erläuterungen mit Vergnügen. Aber ich horche noch; sprich weiter! Denn du hast nur *ein Räthsel damit* gelöset, indem du zum Schlüssel desselben ein *neues Räthsel* machtest. Ich kann daher noch nicht aburtheilen. Es ist in mir noch keine Ruhe der Gewißheit. Löse das zweite mir vorgeschobene Räthsel!

Damit ich dir es deutlich weise, wiederhol' ich deinen Gedankengang, falls ich ihn recht verstanden habe.

Nichts, sagst du, ist wirklich, als das Vorhandene. (28.) Ich bin des Vorhandenseyns urgewiß, wenn ich es kenne. (11.) Ich kenne es entweder aus mittelbarer Erfahrung, nämlich: durch die Sinne, oder aus unmittelbarer Erfahrung (19), nämlich durch das Wissen des Geistes von sich, im Wahrnehmen seines Selbstes. Was ich aber in der Wirklichkeit kenne, ist entweder Wirkendes oder Bewirktes. (28.) Das Bewirkte ist entweder in meinem Geist ursprünglich vorhanden, und dann nenn' ich es Gedankliches, oder ausser mir sinnlich gewahrt, dann nenn' ich es Erscheinung. (34.) Das Wirkende oder Ursachliche der Dinge kenn' ich nicht aus mittelbarer oder sinnlicher Erfahrung, sondern nur durch unmittelbare Erfahrung des Geistes in sich. Da dieser aber nur *sich* kennt als Urheber und Quell seines Gedankenthums, weiß er urgewiß nur *sich selbst*, als ein Ursachliches und nichts Anderes.

Daß er Alles entweder als Ursach oder Wirkung nimmt, liegt nicht in seiner Willkühr; es ist Nothwendigkeit. Die Nothwendigkeit

besteht im Gesetzthum seines wirkenden Selbstes (14) oder, wie du es nennst, seines Wesens. Weil nun alle Erscheinungen in der Aussenwelt in ihm nur als Vorstellungen gewußt werden; diese Vorstellungen aber, als solche, seinem Gesetzthum unterworfen seyn müssen: so trägt er das Gesetz seines Wirkens gedanklich auch auf die Aussendinge über, und findet nicht nur in sich, sondern auch ausser sich, überall Ursach und Wirkung.

Hier, edler Freund, verweile einen Augenblick. Sage mir: was berechtigt den Geist, das, was ein Gesetz seines eigenen Denkens und Erkennens ist, zum Gesetz der Natur und der Welt zu machen? Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß er vermöge der Nothwendigkeit seiner Insichbeschaffenheit, die Verhältnißvorstellungen von Einheit und Mannigfaltigkeit, von Ursach und Wirkung, oder Grund und Folge auf sein Gedankenthum geltend macht, weil er muß. Aber da die gedachte Welt und die gedachte Natur, oder wie du das Draussen nennen willst, nicht das Draussen an und für sich selber ist: dürfte denn etwa der Geist nicht in Selbsttäuschung verfallen, wenn er beide verwechselt, und sein Maß zum Maß der äussern Wirklichkeit macht? Wäre es nicht auch möglich, daß in dem Draussen ein ganz anderes Gesetzthum bestände, als in dem Innen des Geistes? Wäre es nicht möglich, daß im Draussen weder Einheit noch Mannigfaltigkeit, weder Ursach noch Wirkung, weder Ewiges noch Zeitliches bestände, sondern erst in uns Alles dazu würde, und zwar blos gedanklich, durch das Gesetz unserer geistigen Thätigkeit? — Zeige mir die Unmöglichkeit, damit mein Zweifel verschwinde.

38. Aber selbst dann noch, o Beda, wann du mir diese Unmöglichkeit dargethan haben würdest, wäre das Haupträthsel nicht gelöst.

Zwar bin ich einig darin mit dir, daß unser Geist sich weiß, als Ursachliches; und von sich weiß in seinen Wirkungen; und von Anderm weiß, das ausser ihm da ist. Jeder Zweifel darüber wird Unsinn und Unvernunft. Zwar bin ich einig darin mit dir, daß nicht der Gedanke, der von mir gedacht wird, sondern das ihn denkende Ich eigentlich das Sachliche (Reale) oder Wesende sei, das Uebrige aber Wesenloses, Vergängliches. Auch stimme ich dir darin bei, daß Wesen nur auf Wesendes wirken könne, nicht auf Wesenloses. Ich nehme selbst deine Erklärung des Wirkens an, wie bildlich sie auch seyn mag, weil wir doch nun einmal zur Beschreibung übersinnlicher

Hergänge, aus Ermangelung des Beſſern, uns der Bilderſchrift des Sinnenreichs bedienen müſſen. Ich laſſe alſo das Wirken, als ein Inſich-Abſtoßen des Gleichen zum Gleichartigen, als ein ſich ſelber Gegenſätzlichwerden des Weſenden, gelten, und füge mich darin, daß eine Wirkung ſchlechterdings in ihrer Urſach und untrennbar, wenn auch unterſcheidbar, von derſelben ſei; wiewohl ich, nach dem Augenſchein täglicher Erfahrung, auch mit Hume ſagen könnte: die Wirkung hat nicht die leiſeſte Aehnlichkeit mit ihrer Urſach. — Ferner will ich anderſeits anerkennen, weil ich muß, daß du nicht Ich biſt; daß dein Geiſt in ſich weſend nicht mein Geiſt ſei, ſondern ein anderer, ſelbſtſtändiger, der, unabhängig von mir, in ſich wirkt. Ich will anerkennen, daß es mithin eine Mehrheit von gleichartigen Weſen gebe. Ich will vorläufig, weil du ſelbſt es nur ſo willſt, ſogar annehmen, daß eine Mannigfaltigkeit auch ungleichartiger Weſen im All der Wirklichkeit wohne. Das Weſen der verſchiedenen Stoffe z. B. mag ganz verſchieden vom Weſen deſſen ſeyn, was ſie bewegt; und das Belebende, was im pflanziſchen Körper, im thieriſchen Leibe gliedernd baut, ein ganz Verſchiedenes ſei von dem, was im thieriſchen und menſchlichen Leibe, unabhängig von allem Wirken und Denken des menſchlichen Geiſtes, ſinnlich gewahrt, empfindet und fühlt.

Aber, ehrwürdiger Beda, könnte es deinem Scharfblick entgehen, daß alle meine Zugeſtändniſſe dich in unentwirrbare Verwirrungen und deine Angaben, wieviel Scheinbares ſie immerdar für ſich haben mögen, in unheilbaren Widerſpruch mit ſich ſelber ſtürzen müſſen?

Wenn jede Wirkung inner und nicht auſſer ihrer Urſach iſt, gleichwie der Gedanke untrennbar von und im Geiſte, der ihn denkt: wie können die verſchiedenen Weſen auf einander wirken, wenn all' ihr Wirken ſich nicht gegen einander äuſſert? Und doch wiſſen wir thatſächlich, durch Erfahrung, den Beſtand ſolcher Wechſelwirkungen der Weſen, wodurch ſie in gegenſeitigem Verkehr und Verband ſtehen. Wie wüßten wir von einem Daſeyn des Drauſſen, wenn es ſich nicht auf unſere Sinne äuſſerte? Beda, woher kennſt du mich?

Löſe mir alſo den Widerſpruch, wenn du es vermagſt, aber auf unzweifelhafte Weiſe; beantworte mir mit ſchlechthiniger Gewißheit die Frage: wie jede Wirkung in ihrer Urſach, als deren Andersſeyn, beharrt und ſich nicht äuſſert, oder von der Urſach trennt, und nicht in ein anderes Weſen übergeht; dennoch aber in einem andern Weſen Aenderungen hervorbringt, das iſt, Wirkungen?

Siehe, da stehen wir wieder vor dem uralten Räthsel, welches schon lange vor uns so zahlreichen Forschern zu schaffen gemacht hat. Auch sie fragten nach dem Zusammenhang des Geistes mit der Seele, der Seele mit dem Leibe, des Uebersinnlichen mit dem Irdischen, und wie diese alle auf einander wirken könnten? Zur Lösung dieses Räthsels fordere ich eine Urgewißheit der unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrung; keine erfundene Voraussetzung, statt deren ich auch eine andere erfinden könnte. Ich will nichts von Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie der Substanzen hören; denn ich würde dich fragen, welcher Gott hat sie dir offenbart? Sage mir nicht mit Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott erkennen, worin alles Eins ist, in ihm, wie in einem Spiegel des Alls; oder mit dem frommen Bischof von Cloyne, daß wir alle Dinge durch Gottes Eingeistung in uns haben und erkennen, denn ich würde dich, und mit Recht, glaub' ich, fragen dürfen: Wer ist der Gott? Wer beweiset mir seine Vorhandenheit? Und wie ist die Eingeistung des Gottes im Menschen möglich, oder die Verbindung des Sterblichen mit Gott, daß er in ihm Alles sehe? Ich kenne das dürftige Vernunftmährchen wohl, welches in den Schulen der Weltweisen erfunden ward, um sich die Möglichkeit eines Zusammenhanges der Seele und des Geistes mit der Materie, oder dem Stoffe, zu erklären. Die Einen läugneten das Daseyn alles Materiellen und sogenannten Sinnlichen; sie vergeistigten das Irdische, und kannten blos Reingeistiges und Gedankliches. Die Andern läugneten alles Geistige und Uebersinnliche; ihnen entfaltete sich die gesammte Wirklichkeit aus dem Stoffischen, und das Denken selbst schien ihnen nur die höchste Blüthe desselben. Andere, weil sie weder das Vorhandenseyn des Uebersinnlichen hinwegläugnen konnten, und eben so wenig das Daseyn der Sinnenwelt, baueten zwischen beiden fantastische Brücken, um beide zu verbinden.

Erfahrung und Bewußtseyn sträuben sich gegen die Vernunftkünstelei jener einseitigen Ansichten. Was aber mit der Gesammterfahrung und dem Selbstbewußtseyn in Zwiespalt tritt, kann allenfalls ein Fürwahrhalten, ein Glauben der Einzelnen, höchstens persönliche Gewißheit seyn, aber niemals Gemeingut in der Ueberzeugung und Gewißheit der Menschheit werden. Du selber sagst dies.

39. Und endlich, theurer Veda, noch eine letzte Bedenklichkeit.

Ich anerkenne mit dir: das Ur- und Sachliche, das Wirkende oder Wesende sei schlechthinige beharrliche Einheit, daher das Unbestimmbare,

Unbegreifbare desselben, indem es ja vielmehr das Bestimmende, Begreifende und Bedingende seiner Wirkungen ist. — Eben so anerkenne ich mit dir, als Gegensatz des Wesenden, das Bewirkte, daß es nämlich das Mannigfaltige, Bestimmte, Bedingte, Wandelbare und Endliche sei. — Ich anerkenne, wie gesagt, diesen Gegensatz zwischen dem Wesenden und seinem wesenlosen Andersseyn.

Wenn nun aber Mannigfaltigkeit das Merkmal und Gepräge der Wirkungen ist, wie du sagst: so müßten wahrlich die wesenden Ursachen zugleich auch Wirkungen seyn, weil sie selbst Vielheit, Verschiedenheit, mithin Mannigfaltigkeit zeigen. Es ist z. B. nicht nur eine Mannigfaltigkeit von menschlichen Geistern, sondern auch von Thieren, Pflanzen, Gasarten, Steinen u. s. w. Und ich kann diese sachliche Verschiedenheit der Wesen (obwohl ich die letztern nicht durch Erfahrung kenne) darum gegen dich und mit deinen Worten behaupten, weil die Erscheinungen derselben ihr Abbild und gegensätzliches Andersseyn sind.

Nun aber müssen entweder Ursach und Wirkung eins und dasselbe seyn, was du doch schwerlich lehren willst; oder die Merkmale, nach welchen du das Wirkende vom Bewirkten unterscheiden möchtest, sind mangelhaft, weil sie sowohl den Ursachen, als den Wirkungen angehören. Was soll ich nun für wahr halten bei diesem innern Widerspruch?

Noch hatte ich mir mehrere Bemerkungen über deine Ansichten der Wirklichkeit aufgezeichnet; aber ich begnüge mich an der Mittheilung dieser wenigen, weil sie mir die erheblichsten zu seyn scheinen. Denn ich hoffe, Manches wird sich noch im Verfolg deiner Zuschriften aufklären; und Manches kann sich durch wiederholtes Lesen und Würdigen deiner Worte noch in mir verdeutlichen, wo ich es anfänglich nur falsch verstanden habe. Denn in der That ist es für mich so ganz leicht nicht, aus meinem alten Gedankenbau hinauszutreten und in dem deinigen mich einheimisch zu machen, ja gewissermaßen eine neue Sprache zu lernen. Gewähre mir einige Nachsicht! Denn wie sehr ich auch deine Anstrengung bewundern muß, mit Zierlichkeit, Würde und Klarheit über das Tiefste des Wißbaren, oder wenigstens des zu wissen Wünschenswürdigsten, zu sprechen: wirst du doch schwerlich verhindern können, mißverstanden zu werden, weil in der Gedankenwelt verschiedener Geister die Wörter, wenn gleich einerlei Gepräge, doch verschiedenen Münzwerth haben. Lebe wohl. Ich liebe dich.

TAYLOR INST. OXFORD

Zweite Betrachtung.

Natur und Welt.

1.

Beda an Glanvill.

Die Wirksamkeitssphären der Natur.

40. Warum soll ich's dir verhehlen, mein Glanvill, wie bestürzt ich deine Fragen las? Es war mir bisher nur darum zu thun, mich mit dir vorläufig über das Nöthigste zu verständigen. Aber indem ich dazu Einzelnes aus dem Zusammenhang riß, zerriß ich dessen innere Bedeutung. Ich hatte vergessen, daß der Theil erst durch sein Ganzes verstehbar sei. Wie im All des Vorhandenen, so ist in der Wissenschaft von demselben kein Anfangs-, kein Endpunkt. Immer steht Unendliches da, und in Einem zugleich Alles vor uns. Wie denn sollen wir uns da helfen, die wir nun einmal in die engen Zeitschranken eingezwängt sind, und darum irgendwo beginnen, irgendwo enden, und eins dem Andern nachfolgen lassen müssen? Von wo ich auch mit dir zuerst ausgehen möchte, immer sehe ich mich da schon in einer Mitte der Gesammtheit, in welcher das, was sich vor uns ausbreitet, unmittelbare Fortsetzung dessen ist, was hinter uns liegt.

Aber laß es uns wagen, Glanvill, und, wie es auch gelingen möge, die Schwellen des Allerheiligsten überschreiten. Es ist dies ja auch die ewige Heimath unserer Geister. Deine Fragen werden, ich hoff' es, ihre Antworten, deine Zweifel ihre Lösungen finden.

Erlaube mir dabei ferner, wie bisher, von den Vorstellungen und Ansichten des gemeinen Menschenverstandes aufwärts zu steigen zum Höhern. In jener standhaften Uebereinstimmung aller Weltalter und Welttheile über gewisse Allgemeinheiten der Erkenntniß und der Kenntniß, ruht etwas Wahres, welches sich nicht zurückstoßen läßt, und zu welchem wider Willen der eigensinnigste Zweifler heimkehren muß. Es begründet sich auf jene Allgemeinheiten des menschlichen Fürwahrhaltens (27), das Einverständniß der Jahrtausende, der Kirchen,

der Staaten, der Vorfahren und der Nachkommen. Die Aufgabe des strengern Forschers bleibt nur, das Wahre der Allgemeinheit (oder das Gemeingut aller Geister) von den Täuschungen und Irrthümern dessen auszuscheiden, was durch Verschiedenheit der Gesittungsstufen, Himmelsstriche, Gesetzgebungen und Leidenschaften der Völker, ihrer Führer und Lehrer, als Einzelheit beigefügt worden ist. Im Gemeinwissen, ja auch nur im Gemeinglauben sämmtlicher Sterblichen, die da leben und gelebt haben, liegt immer irgend eine Wahrheit; der Irrthum liegt im Besondern des Völkerglaubens. Es ist der Staub oder Rost der Jahrhunderte. Die wahre Philosophie ist die Aussöhnung des reinern und höhern Wissens der Selbstdenker mit dem gemeinen Verstande der Menschheit.

Die unüberwindlichen Ueberzeugungen des letztern entspringen aber aus der Beharrlichkeit der allgemeinen Erfahrung; aus der Urgewißheit vom Daseyn dessen, was er kennt, und nach den allgemeinsten Gesetzen der Erkenntniß unter sich verbindet. Die Kenntniß des Daseienden schöpft er aber vermittelst der Sinne. Im Umfange dieser mittelbaren Erfahrung liegt Alles, was er im Raume und in der Zeit vorhanden weiß. Oder er schöpft die Kenntniß unmittelbar aus dem Sichwissen und Vonsichwissen des Geistes. (19.) Im Umfange dieser unmittelbaren Erfahrung findet er sein eigenes Daseyn und das Gesetzthum seines eigenen Wesens, findet er, eins mit demselben und als Ausdruck desselben, jene Ideen von Unendlichkeit, Wahrheit, Heiligkeit, Einheit, — — jene Aussichten in ein Gebiet des Göttlichen, das von Räumen und Zeiten unbeengt, von keinem irdischen Blick erfahrbar, nichts aufzeigt, was die Sinnenwelt in sich trägt, und doch der ganzen Sinnenwelt erst höhere Ordnung, höhere Bedeutsamkeit und wahre Herrlichkeit, ja ihr das Daseyn selbst, verleiht.

41. Von allen Schätzen des Daseyns, die der menschliche Geist kennt, ruhen die edelsten, die reichsten, die gewissesten in ihm selber. Darum steht er ein wahrhaft höheres Wesen über den höchsten der unbegeisteten Thiere. Wie eng umgränzt ist in diesem die Kenntniß der Vorhandenheit!

Er weiß sich urgewiß selber; er weiß urgewiß das Daseyn einer Welt ausser sich, die nicht sein Ich ist. Wäre sie nicht ausser ihm, so wäre sie in ihm, nur gedanklich bewirkt, wesenlos an sich; und dann entweder sein eigenes Werk, oder nicht. Wollte er sie nicht als

seine Schöpfung anerkennen, so würde er sie für etwas in sein Ich durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen, oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Ueberirdischen jenes höhern Wesens. Beides schon war der Gedanke einzelner frommer Weisen. Du selbst bezeichnetest sie schon in deinem letzten Briefe. Und was du auch, und sehr begründet, gegen diesen Gedanken angabst, wie der welchen sich ohnehin unser Bewußtseyn, wie alle unsere Sinne auflehnen: dennoch liegt dieser Vorstellung etwas Tiefwahres zum Grunde. Ich werde dir einst später darauf deuten. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht, ist selten, oder nie, ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Täuschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit gewähren kann, der uns fesselt.

Nur wer die Aussenwelt, als überall nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenspiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt mit den äussern Sinnen zugleich alle Vernunft in sich auf. Nichts ausser ihm hätte Wesen und Daseyn; er wäre das Ich und das All. Er stände, als der Ewigeinsame, nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Nothwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt und die er doch zugleich selber wäre, schwänge ihr Zepter in seinem ungeheuern Weltmährchen wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweiheit seines Ichs; wäre Alles im Undenkbaren denkbar und durch innern Widerspruch wahr; das Bewußtseyn wäre Lüge, das Sinnenzeugniß Wahnsinn.

Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät solches Gottheitstraums vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

42. Durch die Pforten des Seelischen, durch alle Wege der Sinnen, die wir mit den Thieren gemein haben, dringen die Bewegungen des Festen und Flüssigen, des Bittern und Süßen, der Düfte, der Töne, der Gestalten und Farben in unser Bewußtseyn, zu Vorstellungen umgewandelt. Dadurch wird uns ein urgewisses Wissen vom Daseyn des, das in unserm Bewußtseyn steht, und doch nicht aus unserm Wollen und Wissen geworden, sondern von den Sinnen Gegebenes, in ihnen Erregtes ist.

Aber zu diesem vielfachen Gegebenen tritt der Geist dann in seinem Gesetzthum, und nach der Nothwendigkeit desselben verbindet, scheidet, ordnet er Alles zu einem Ganzen und Einen in sich. Dies Ganze und Eine nennen wir die Aussenwelt. Unwillkührlich, also nothwendig, nach eben jenem Gesetzthum, nimmt er das Gegebene nicht für den Geber, das in seinen Sinnen Erregte nicht für das Erregende selbst. Er nennt das in seiner Gewahrung Gewordene, oder die Welt, eine Wirkung, welcher eine Ursach zum Grunde liegen müsse, als wesende Einheit ihrer selbst, als das den Sinnen Gebende und sie Erregende. Wir nennen das Wesen der Dinge auſſer uns, Natur.

Wir schauen mit den Sinnen um uns wohl die Welt; aber nicht die Natur selbst in ihrer Wesenheit, als Ur- und Sachlichkeit dessen, was Zeiten und Räume umfassen. Obwohl wir indessen die Natur mit keinem der Sinne ertasten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrer Vorhandenheit. Sie ist uns geworden durch die Nothwendigkeit des geistigen Gesetzthums, Alles im Gegensatz von Ursach und Wirkung zu kennen und zu erkennen. Diese Gewißheit steht so unerschütterlich in uns, als die vom eigenen Daseyn unsers denkenden Ichs, welches sich als Urquell seines Gedankenthumes weiß und urgewiß kennt. Würden wir aber thatsächlich die wesende Natur mit den äussern Sinnen schauen können: so wäre sie nicht die Natur mehr, sondern nur wieder die Welt; nicht das auf uns Einwirkende, sondern wieder eine in uns gewordene Wirkung. Nur dem Blick des Geistes allein offenbart sich in nothwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt; ein Reich des Vorhandenen, was hoch über dem Reich der Sinnenwelt sich verbreitet, und aus welchem diese erst ihr Licht erhält.

Glauvill, ob das, was durch die Nothwendigkeit des geistigen Wesens oder Gesetzthums in uns Urgewißheit ist, auch auſſer dem Geist wirklich so walte? — diese Frage wird sich später beantworten. Nimm einsweilen die Thatsache, wie sie besteht. Erinnere dich, daß alle Gewißheit nicht aus den Stoffen, Formen und Tönen tritt, sondern aus dem Gesetzthum des sie Wissenden. Wer die Idee von Ursach und Wirkung gänzlich aus seinem Innern herausreiſſen will, der will aufhören zu denken und zu erkennen. Denn alles Erkennen beruht im Bestimmen des Verhältnisses vom Mannigfaltigen zur Einheit und Ursach. (12.)

Die unendliche Natur ist Einheit und Ursach; — die Welt aber,

mannigfaltig und endlich mit allen ihren Dingen, ist der Natur Andersseyn und Gegensatz.

43. Was die Aussenwelt in ihrem Schooße trägt, wie zahlreich und bunt ihre Erscheinungen daliegen mögen, sondert sich im Gesetzthum des wesenden Wissens, wie von selbst, auseinander und ordnet sich für dasselbe wieder nach allgemeinen Merkmalen, welche eine Menge der einzelnen Dinge gemeinsam für die Sinne tragen, in gewisse gedachte Einheiten. So unterscheidet schon das Kind, ohne andere Belehrung; so unterschied von jeher der Verstand der gesammten Menschheit die todten, in sich ruhenden Stoffe von der Bewegung derselben; und von den leblosen Dingen die lebendige Pflanzenwelt; und von den Pflanzen die mit Empfindung begabten Thiere; und vom Thiere den durch Vernunft und Wissen über Alles erhöhten Menschen. Schon in der mosaischen Schöpfungsurkunde ruft der Jehova zuerst das Licht ins Chaos des Stoffischen, dann aus demselben die Kräuter und Bäume, endlich die Thiere des Feldes, zuletzt den begeisteten Menschen.

Das uns umringende Weltall umfaßt nichts, was nicht in diese bekannten Begriffseinheiten eingeordnet wäre; vom kindähnlichen Australier bis zu dem ersten Weisen, Dichter und Künstler hinauf; von der kaum sichtbaren Milbe bis zur alten Meerschlange; vom moosigen Schimmel bis zum Adansonien-Walde; vom Sonnenstäubchen bis zu den Sonnenwelten in unermeßbaren Himmelsfernen; von der luftförmigen Flüssigkeit bis zum harten Diamant und Stahl.

Aber der menschliche Verstand begnügte sich nicht mit dieser Theilung des Weltalls für die Sinne; er trug dieselbe Theilung, mit gleicher Unwillkürlichkeit, von den sichtbaren Wirkungen auf die unsichtbare Ursach über. Er nannte das, was die Stoffe bewegt, Kraft; was die Pflanzen mit Blüthen und Früchten schmückt, zur Selbsternährung, zum Wachsthum und zur Fortzeugung gliedert, Leben; was die Thiere fähig macht zum Sehen und Hören, oder was sie fähig macht, Freude und Schmerz, Liebe und Haß zu fühlen und im Gesang oder wilden Geschrei zu verkünden, Seele. — So nannte und kannte der Sterbliche also schon längst ein Reich des Uebersinnlichen, eh' er sich dessen bewußt war; und glaubte, in arglöser Selbsttäuschung, das in der Welt um sich her zu gewahren (6), was er doch nur in der Nothwendigkeit seines geistigen Gesetzthums gedanklich hinzugefügt hatte.

So wenig wir nun heut noch die obenbemerkte Eintheilung des

Weltinhalts entbehren können, eben so wenig können wir uns des Gebrauchs jener verschiedenen Bezeichnungen des Ursachlichen entschlagen. Alles ist Frucht des Verfahrens, welches der Geist im Denken beobachten muß. Wie die dichtende Einbildung das Todte beseelt und vergeistigt: so kleidet der Verstand das Geistige irdisch ein.

Die Natur der Dinge ist in ihrer Urheit das ununterscheidbare Eine und Dasselbe; in ihrem Andersseyn erst wird sie gegensätzlich von sich das unterscheidbare Mannigfaltige. Der Verstand verleiht aber (durch Uebertragung des der Sinnlichkeit Entnommenen auf das Uebersinnliche) dem Wesenden, was er von den Erscheinungen abzog (abstrahirt). Auf solche Art geben wir, beziehungsweise (relativ) auf die unterscheidbaren Erscheinungen, auch der Natur verschiedene Namen. Sie heißt im Bezug auf den Stoff das allgegenwärtige Sachliche; im Bezug auf die Bewegung und Aenderung aller Dinge das allmächtig Wirkende; sie heißt im Bezug auf das Leben in Pflanzen, Thieren und Menschen, deres jedes einzeln ein in sich zum Ganzen Vollendetes und Abgeschlossenes ist, die lebendige Einheit des Alls; im Bezug auf das empfindende Seelische im Menschen, wie im Thiere, das Allseelige oder die Weltseele. Und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die geoffenbarten Religionen der Völker das höchste Wesen mit eben denselben Namen belegen, und ihn als den allgegenwärtigen, allmächtigen, lebendigen, einen, allseeligen und allbeseeligenden Gott preisen.

Mir aber, o Glanvill, der ich jenes Thun und Bilden des erkennenden Verstandes unterscheide vom Wesen der Dinge an sich selbst, oder die von uns gedachte Natur von deren Urheitlichkeit, mir sei gestattet, jene Verhältnisse des Wesenden zu seinen allgemeinern Erscheinungsarten, also Stoff, Bewegung, Leben, Seele, oder das Sachliche, Bewegende, Belebende, Beseelende (durch Uebertragung des Verursachten auf das Ursachliche) Wirksamkeits-Sphäre der Natur zu heißen.

Es geschieht hier ohngefähr dasselbe, was der menschliche Geist im Vonsichwissen, oder Sichselberverstehen, thut. Er weiß sich zwar als schlechthin Eins; und doch bezeichnet er in sich, nach verschiedenen Beziehungen seiner Thätigkeit, verschiedene Sphären, oder Hauptarten, eigener Wirksamkeit. Eine andere ist, zum Beispiel, die des bloßen Erkennens; eine andere die seines Wollens und Handelns. Er legt sich mancherlei Arten der Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte

bei; und doch ist er in seiner Unmittelbarkeit kein zusammengesetztes Mancherlei, sondern ein und dasselbe Vermögen, eine und dieselbe in sich ununterscheidbare Kraft.

44. Ich führe dich aber zu einer andern Thatsache allgemeiner Erfahrung. Wir unterscheiden zwar in der Aussenwelt die Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur, doch immer so, daß sie ebensowohl Gegensätze (33) unter einander darstellen, als daß sie unter einander wieder die Idee ihrer Untrennbarkeit gewähren.

Die Ruhe des Stoffs bildet den Gegensatz zur Regsamkeit des was ihn bewegt; aber Stoff und Bewegung sind dabei doch in sich untrennbar. Denn alles Körperliche ist bewegbar; ja es wird erst durch Bewegung unsern Sinnen gewahrbar. Anderseits wird alle Bewegung erst vermittelst des Stoffischen für uns wahrnehmbar. Denn eben das Stoffische ists, was damit für unsere Sinne geändert wird. Wir kennen also keinerlei Bewegung, ohne ein Bewegtes zugleich.

Hinwieder bildet das scheinbar regellose Fahren der sogenannten bewegenden Kräfte (Licht, Wärme, Elektrisches u. s. w.) einen neuen Gegensatz zu dem, was wir Erscheinung des Lebens nennen. Jene, nach dem Gesetz der Abstoßung und Anziehung, lösen zerstörend die vorhandenen Stoffgebilde auf, oder häufen andere zusammen; verbinden sie entweder formlos, oder prägen ihnen das Abbild ihres eigenen innern Gegensätzlichseyns (durch Polarität) in starrer Regelmäßigkeit auf. Das Leben hingegen, wie eine höhere Macht, fesselt gleichsam die bewegenden Kräfte, und macht sich dieselben dienstbar, um die allgemeine ewige Einheit der unendlichen Natur wieder im Begränzten und Endlichen bewegter Stoffe, als ein in sich vollendetes Ganzes hervorzubilden und zur Schau zu stellen. Jede Pflanze ist für sich, in den mannigfaltigsten Gegensätzen ihres Geglieders (Organismus), eine Zusammenstimmung der Theile zum Ganzen, und eine Einheit des Mannigfaltigen gleichwie im Ganzen, so wieder in jeglichem Theil der unter sich neue Gegensätze bildenden Wurzeln, oder des Stammes, des Laubes, der Blüthen und Früchte. Aber gleichwie der Stoff gewissermaßen Träger seiner ihn bewegenden Kraft ist, so ruht auch das Leben wieder auf der von ihm beherrschten und zur Einheit eines Eigenganzen (Individuums) gelenkten Bewegung der Stoffe. Das Leben ist so untrennbar (in der Erscheinung) von den bewegenden Kräften, daß Viele, und nicht mit völligem Unrecht, im Leben nur eine höhere Ermächtigung (Potenzirung) des Allbewegenden erkennen wollten.

Doch das Leben ſelber, dieſes immer wiederkehrende Erſcheinen der ewigen Natureinheit im Begränzten und Endlichen ihres Andersſeyns, offenbart ſich abermals als Gegenſatz und Gleichartiges (nicht Gleiches) des Seeliſchen. Es baut und gliedert, wie das gränzenloſe Weltall zur allumfaſſenden Einheit des geſammten Mannigfaltigen, ſo jedes einzelne Moos, ſo jeden Wurm des Staubes zum in ſich Vollendeten eines Ganzen, worin jeder Theil wieder dem Andern und der Geſammtheit entſpricht. Aber es baut und gliedert in der dunkeln, ſtarren Nothwendigkeit des eigenen Geſetzthums, ohne Kennen und Anerkennen des Daſeyns. Im Seeliſchen hingegen wird das Lebendige zum Selbſtgefühl, zur Gewahrung und Empfindung des Vorhandenen, erhöht. In Schmerz und Luſt wacht die Seele über Erhaltung und Vollendung der ſich ſelber nicht empfindenden Lebensgebilde. Sie gewahrt es, wo Gefahr droht; ruft Hülfe, wo Zerſtörung beginnt; und verbindet das Gleichartige durch die Gewalt der Liebe. So ſteht das Seeliſche fühlend im Gegenſatz zum Gefühlloſen, waltend über Stoff, Bewegung und Leben; höher denn dieſes. — Und doch erſcheint das Seeliſche nie für ſich allein, nie getrennt vom Leben, ſondern eins mit demſelben.

So wird uns die Welt ein Abbild, wie des Wirkens der Natur durch Gegenſätzlichwerdung, alſo auch der Untrennbarkeit ihrer Weſenheit, neben der Unterſcheidbarkeit in ihrem Andersſeyn.

45. Dies leitet mich zur Andeutung noch einer andern Thatſache der allgemeinen Erfahrung, welche deiner Beachtung würdig ſeyn könnte.

Nämlich, es offenbart ſich in den Erſcheinungen der Natur eine unverkennbare Aufſtufung ihres Weſens und Wirkens vom Niedern zum Höhern, und dabei im Tiefſten, wie im Höchſten, ein Auseinandergehen des Allgemeinen zum Beſondern. Freilich iſt dies ſehr menſchlich geſprochen. Denn was iſt im Unendlichen hoch und niedrig? Aber müſſen wir nicht das Unausſprechliche mit der Hieroglyphe des Endlichen anmerken?

Der todte Stoff (die Materie) ſcheint uns in der ganzen Reihe des aus der Natur Hervorgegangenen das Tiefſte zu ſeyn. Ueber denſelben erheben ſich, ihn beherrſchend, die bewegenden Kräfte des Lichts und der Wärme, des Magnetiſchen und Elektriſchen, des Galvaniſchen und Mesmeriſchen. Der Stoff iſt der allgemeine Träger nicht nur von

diesen, sondern auch der Träger alles Lebens, endlich auch des Seelischen und des Geistigen.

Aber, wie er das Tiefste und gleichsam Grundlage alles Andern ist, und Alles nur durch ihn dem Sinn erscheinbar wird: so ist er auch im Weltall das Allgemeinverbreitetste. Er, als ein Abbild der Sachlichkeit (Realität) der Natur (43), ist in seiner Gränzenlosigkeit der erscheinende Spiegel ihrer Unendlichkeit. Er ist das Allgegenwärtige, wie sie selber in ihrer Wesenheit das All des Vorhandenen. Möge die Macht der Fernröhren milliardenfach verstärkt werden: durch die schweigenden Tiefen der Himmel werden ihr immer wieder neue Welträume mit unbekannten Sonnen, Doppelsternen und Milchstraßen entgegenschweben.

Wie der Herrscher über den Beherrschten thront aber über den Stoff die denselben bewegende Kraft. Sie bindet und scheidet ihn, verkörpert und verflüchtigt ihn, und vermannigfaltigt ihn in ewigen Verwandlungen. Diese Kraft ist das einfache und allgegenwärtige Abbild des wesenden Wirkens der Natur in und zu deren Andersseyn. Der Stoff ist in allen Räumen, die Bewegkraft hingegen erscheint zeitlicherweise. Wie der Stoff gleichsam Schöpfer des Raumes, oder, besser wohl, Darsteller desselben, so ist die Bewegung Schöpferin der Zeit für uns, daß wir beide uns vorstellen mögen.

Als höheres Ermächtigen der Bewegkraft erscheint in deren Stoffverwandlungen das Leben. Dieses giebt seinen Gebilden ein einheitliches in sich und für sich Bestehen, und wiederholt, fort und fort, in der zahllosen Mannigfaltigkeit der Eigenganzen, die Einheit der wesenden Natur im Reiche der Endlichkeit. Es verbindet, leitet und regelt in jedem der Eigenganzen (als einer besondern, begränzten Einheitsartung) die Stoffe und Kräfte, welche mit denselben vermählt sind. Jedes belebte Eigenganze, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch wird dadurch eine besondere Kleinwelt (Mikrokosmus). Doch nicht so allgemein verbreitet, wie Stoff und Bewegung, erscheint uns das Leben im engern Sinne des Wortes. Der Aether erfüllt die Himmel; Licht und Schwere wirken durch das Gränzenlose, von Gestirnen zu Gestirnen. Aber die Lebenskraft scheint ihren Sammelplatz und Spielraum nur auf der Oberfläche des Erdballs zu haben, wo sie die Gewächse des Pflanzenreichs und die Leiber der Thiere und Menschen gliedert. Vielleicht, ja hochwahrscheinlich bekleidet sie gleichermaßen die Aussenseiten aller übrigen Weltkörper mit ihren Schöpfungen. Wie

beſchränkt ſtände aber auch ſelbſt dann noch der Wirkungskreis der belebenden Naturmacht! Und wäre endlich die geſammte Bevölkerung der himmliſchen Räume mit jenen Irrſternen, jenen Sonnenfamilien und Milchſtraßen, und deren geregeltem Lauf, ein Werk des All-Lebens: ſo bliebe nichts deſto weniger der Umfang der Lebenserſcheinungen beengter, als der von den allgegenwärtig bewegten Stoffen.

Und weit beengter noch, wenn gleich erhabener, ſtellt ſich uns der Erſcheinungskreis dar, in welchem ſich das Seeliſche offenbart. Es wohnt dieſes nur in den Geſchlechtern der Thiere und Menſchen. Wie klein iſt die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geſchöpfe, neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unſers Erdballes ſind!

Noch minder ausgedehnt bietet ſich das Reich geiſtiger Weſen dar. Es iſt auf unſerm Stern nur im menſchlichen Geſchlecht erkennbar. Dennoch ſteht es hoch über alle erhöht, als das Edelſte. Im Licht des Bewußtſeyns, mit Erkenntniß und Wahl ausgerüſtet, umfaßt der Geiſt durch den Zauber ſeines Weſens das All des Vorhandenen, in welchem er wohnt; den Kräften der Natur gebietend.

Alſo der Stoff (Materie), dies Abbild der Natur-Sachlichkeit, iſt Grundlage und Träger alles Vorhandenen; nur in ihm und durch ihn allein offenbaren ſich die höhern Wirkſamkeiten; in ihm und durch ihn allein die Wunder des Bewegens, des Lebens, des Seeliſchen und ſelbſt des Geiſtigen. Dürfen wir erſtaunen, wenn es Denker gab, welche das Stoffiſche für allein wirklich hielten; alles Uebrige etwa nur für Eigenſchaften desſelben, oder für edlere Blüthen und Entwickelungen ſeiner ſelbſt? Es lag dieſer Anſicht ein tiefer Wahrheitsſchein zum Grunde, nur faßten ſie ihn allzu einſeitig auf. Ja, Glanvill, jene Wirkſamkeitsſphären der Natur ſind nur Namen, nur Unterſcheidungen, welche der Verſtand von den Erſcheinungen der Natur auf ihr Weſen überträgt. Sie iſt in ſich die untrennbare Einheit. Selbſt in ihren Erſcheinungen verlieren ſich bei ſchärferm Beobachten die Gränzlinien jener Sphären, wie die in einander verſchwimmenden und auseinander werdenden Farben des Regenbogens. Die den Stoff geſtaltende Bewegkraft geht in Leben über, das Leben durch das Zucken der Pflanzenfaſer und des Muskelreizes in Empfindung; die Empfindung in Sinnesgewahrung der Seele; der Pflanzentrieb in thieriſchen Inſtinkt.

Schüttle den Kopf nicht mißmuthig, lieber Glanvill. Ich weiß es ja wohl, daß du noch eben nach der Löſung des Knotens verlangſt:

wie Wesen auf Wesen einwirken könne, während die Wirkungen nie ausser dem Bewirkenden sind? — Dir wird die Antwort späterhin werden, ohne Kunst, ohne Blendwerk, einfach aus Thatsachen, die dir allenthalben begegnen. Aber laß mich jetzt gewähren und noch einen Augenblick lang den begonnenen Gedanken fortspinnen.

46. Wenn wir jene merkwürdige, in der Aussenwelt thatsächlich gegebene Aufstufung alles von uns gekannten Wesenden betrachten, von der im Stoffischen sachlichen Allgegenwart der Natur empor, durch die Bewegkräfte, bis zur wunderreichen Schöpfermacht des Lebens, welches die Massen der Weltkörper umschwebt; dann von da aufsteigend bis zu dem noch wundervollern seelischen Wesen, welches aber noch minder allgemein verbreitet ist, als das Leben, und dennoch allgewahrend in Empfindung dasteht; dann noch höher aufwärts zur Stufe des sich bewußten Geistigen, in dessen Gedankenthum das All des Wesenden und Seienden lichtvoll umfangen ruht: welche Vorstellungen, welche Gefühle werden beim Anschauen dieser Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! — Glaubst du, sie sei mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menschlichen Geister ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geister-Myriaden der andern Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Gekannten durchherrscht, hier sich plötzlich selber unterbrechen, ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen?

Wir Geister schauen wohl in die Tiefe dessen, was unter uns drunten weset, bis hinab zum Stoffischen; — aber wie weit hinauf ists noch bis zum Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchste Entfaltung und Herrlichkeit alles Wesenden nur ein Eins ist? — Sternkundige wissen aus geringem Theil von der Bahn eines Kometen den ganzen, ungeheuern Weg desselben durch die Himmel zu berechnen: wer berechnet aus der Entfernung des todten Stoffischen bis zum wesenden Wissen der Geister, vom Allverbreiteten bis zum minder Allgemeinen des, was in Sterblichen denkt, die Entfernung des Höchsten, von uns hinweg, des Letzten, von dem Alles ausgeht, und in welchem sich Alles schließt und Einheit wird? — Welche Wesen-Reihen erheben sich noch zwischen uns und ihm, den die Geister auf Erden Gott nennen, den Gott im All, das All in Gott, das All und Eins?

Ein frommer Schauer durchbebt mich unter den Ahnungen des Unaussprechlichen, aber auch ein göttliches Entzücken. Glaubst du, ich bin;

auch ich bin ein Strahl Gottes, und bin sein, und auch in mir ist Gott.

47. Vergieb, theurer Freund, wenn ich den Blick zu früh dahin emporrichtete, wohin sich die Sehnsucht aller Jahrtausende wendet. Ich soll noch nicht davon, sondern vom Thatsächlichen reden, um vermittelst des urgewiß Gekannten zur Erkenntniß des Ur-Sachlichen zu gelangen.

Durch Uebertragung (43) des Unterscheidbaren in den Erscheinungsweisen der Natur, auf ihr in sich einheitlich Wesendes, bildet der Verstand den Begriff von Wirksamkeitssphären derselben. Eben auf diesem Wege, und in Beschauung der durch ihre Wirkungen sich erfüllenden Natur versteht er erst ihres Wesens Inneres; gleichwie der Geist erst im Vonsichwissen sein erfülltes Sichwissen wird und sich kennt.

Aber auf die nämliche Weise verfährt auch der Verstand bei Unterscheidung des Besondern in den begränzten, endlichen Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur.

Wir erblicken in der Aussenwelt eine unzählbare Menge einzelner Dinge, die jedes als ein Ganzes dastehen, getrennt von den Andern, für sich abgegränzt, in sich vollständig zusammenstimmend. Jedes derselben stellt gewissermaßen in dieser Einzelheit die überall waltende Einheit der Natur dar. Sie wiederholt sich unaufhörlich, wie im Weltganzen, so in jedem, auch im kleinsten Theile desselben. Wir nennen ein solches für sich und in sich bestehendes vollständiges Einzelne ein Eigenganzes (ein Individuum). Jeder Krystall, jede Pflanze, jedes Thier, jeder einzelne Mensch bildet sein Eigenganzes.

Aber die Natur offenbart nicht in jedem dieser Eigenganzen die Gesammtheit ihrer verschiedenen Wirksamkeitssphären; wir kennen im Wasser oder Feuer wohl Stoff und Bewegung; aber nicht das gliedernde Leben. In jeder grünenden Pflanze aber erkennen wir, nebst dem Stoffischen und den Bewegkräften, auch das Wirken des Lebens. Im Thiere ist zu diesen Wirksamkeitsweisen der Natur auch das seelische Empfinden getreten; und der Mensch, indem er alle allgemeine Artungen der Naturwirksamkeit in seinem Eigenganzen verbunden sieht, Stoff wie Bewegung, Leben wie Seele, trägt noch das geistige Wissen dazu.

Jedes Eigenganze stellt also durch sich, bis zu einem gewissen Grade, eine Kleinwelt dar, oder ein Abbild des Wesenden. Wie wir nun die Eigenganzen, als solche, im Gebiet sinnlicher Erfahrung, unterscheiden, so erlaubt sich auch der Verstand, das in denselben Wesende von dem

in andern Dingen Wesenden zu unterscheiden, wie ein Besonderes. So sprechen wir von einer Mehrheit der Wesen, oder von Einzelwesen.

Die Mehrheit der Wesen in der Natur ist aber nur eine gedankliche, zum Verstehen, im Verstand geworden. Vor ihm löset sich also selbst die Ureinheit des im Weltall Wesenden zur Mannigfaltigkeit auf, und die in sich ewig gleiche und ununterscheidbare eine Natur wird ihm in den Dingen zu vielerlei Naturen, eben weil das Wesen der Dinge in seinem Andersseyn (oder gegensätzlich von sich), als Mannigfaltiges, erscheint. (31.)

Wenn wir daher verstandlicherweise von verschiedenen Wesen, ja sogar von endlichen Wesen reden, geschieht es nur uneigentlich, nur durch Uebertragung aus den Erscheinungen; nur beziehungsweise, wie wenn wir von verschiedenen Wirksamkeitssphären der Natur reden. In ihrer Urheit und Unmittelbarkeit beharrt die Natur, als die Unendliche in Einheit; als die Unwandelbare in Wandelbarkeit ihres Andersseyns. Dies Andersseyn, dieser Gegensatz ihrer Urheitlichkeit, ist, eben weil ein Wesenloses, auch das Endliche. Sie prägt sich in ihren Wirkungen als das sachlichwirkende Eine, als das belebende Allseelige aus, und ist doch in Allem urheitlich nur das Gleiche; wie denn auch der Geist immerdar einer und derselbe in seinen verschiedensten Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, Erkenntnissen, Entschlüssen und übrigen Wirksamkeitsweisen und Wirkungen ist.

Sonit löset sich der scheinbare Widerspruch, den du mir im letzten deiner Briefe zum Vorwurf machtest. Es bleibt nur ein Ursachliches des Weltalls, nur ein und dasselbe in allen Dingen Wesendes. Aber im alltäglichen Leben reden wir von mehrern Ursachen und Wesen, nur uneigentlich dem Scheine nach, oder in Folge der Unbeholfenheit des Verstandes, oder vielmehr der menschlichen Sprache. Wir reden auch, wie von Naturkräften, eben so von allerlei Kräften und Vermögen des Geistes; und doch ist der Geist, bei aller Verschiedenheit seiner sogenannten Eigenschaften, eine und dieselbe Kraft, ein einziges Vermögen; gleichwie die Natur.

Gestatte mir also, zu unserer bessern Verständigung, die Wörter Kraft, Vermögen, Ursachen, Einzelwesen u. s. w., wie auch alle Weltwesen sie gebrauchten; nur mit dem Unterschiede, daß du sie als uneigentliche Ausdrücke, als bildliche Redensarten, als (aus der Sinnlichkeit übertragene) Bezeichnungen des Uebersinnlichen, zu nehmen hast.

48. Die Natur wird ſich im Wirken gegenſätzlich; ſie wird ſich Erſcheinung, Welt. Das Gegenſätzliche iſt das Gleichartige und Verwandte der Weſenheit. (33.) Den allgemeinſten Gegenſatz, in welchen das Urweſen der Dinge auseinander tritt, haben wir Stoff, Bewegung, Leben und Seele genannt, oder, durch Uebertragung, Sachlichkeit, Wirken, Einheit und Selbſtgewahrung des Weſenden, oder Allſeeligkeit. Wir bezeichneten damit die allgemeinen Wirkſamkeitsſphären der Natur (43. 44.)

In jedem dieſer Gegenſätze, oder in jeglicher dieſer ihrer Sphären, wird ſich die Natur immerdar von neuem gegenſätzlich, wie der Geiſt in der Allgemeinheit ſeiner Vorſtellungen zu ſeinen minder allgemeinen, beſondern und einzelnen. So iſt das geſammte Weltall gleichſam ein fortgeſetztes unendliches Zeugen und Ausſtrömen gegenſätzlicher Erſcheinungen aus dem Unendlichen. Daher die Mannigfaltigkeit der Stoffarten, der Bewegkräfte, der Lebensformen und ſeeliſchen Artungen.

Weil aber alle Gegenſätze ſich in derjenigen Einheit die verwandteſten ſind (33), in welcher ſie, als das Gleichartige, auseinander traten: ſo iſt das All der Dinge ein Verwandtes unter einander in mancherlei Abſtufungen. Und Alles wieder iſt zur Ureinheit des weſenden Einen verwandt.

Die Natur wirkt in jeder Artung ihres Andersſeyns nach ihrem ewiggleichen Geſetzthum (Weſen). Das Inſichgleiche ſtößt ſich entweder in ſich ſelbſt ab und geht als Gleichartiges auseinander; oder kehrt in die Einheit zurück, aus der es ſich ſpaltete. Das in einerlei Einheit (oder unmittelbar) Verwandte hat auch wieder die meiſte Anziehung zu einander. Hingegen das in der Verkettung der Einheiten und Gegenſätze entfernter Verwandte ſteht in geringerer Anziehung zu einander, oder wird erſt mittelbar durch dazwiſchen liegende Glieder mit einander verbunden. So ſind in der Gedankenwelt des Geiſtes die allgemeinſten Vorſtellungen zu ſich enger verwandt, als die einzelnen und beſondern, welche erſt Folge tieferer Gegenſätzlichwerdungen des Denkenden ſind. Denn im Geiſt und in der Natur iſt die Weiſe des Wirkens dieſelbe, weil beide Weſen ſind, und als Weſende wirken. Die Vorſtellungen von „Geſchmack“ und „Wahrheit“ ſind ſich minder verwandt, als Grund und Folge; denn jene ſind nicht aus einerlei Grundbegriff ſtammend. Waſſer und Oel ſind ſich minder verwandt, als Waſſer und Salz; denn jene ſind ſich nur entfernt gleichartig, oder ſind nur mittelbar zu vereinigen.

Wir können daher mit Recht von einer unmittelbaren oder innern und mittelbaren oder äussern Verwandtschaft der Erscheinungen reden. Unmittelbar verwandt ist das, welches sich in einer und derselben Einheit gegensätzlich ist, wie das Polarische im Magneten, wie Eigenstand und Gegenstand im Begrifflichen, wie das Geschlechtliche im Leben, oder Empfindung und Gefühl im Seelischen. Mittelbar verwandt aber ist, was nur durch Zwischenglieder verbunden werden kann, wie z. B. Oel und Wasser durch Laugensalz u. s. w. Eben so lassen sich Verwandtschaften in aufsteigender und absteigender Linie unterscheiden, je nachdem die Erscheinungen aus einem allgemeinern Ursachlichen als Besonderes und aus diesem wieder als Einzelnes hervorgegangen sind, wie das Grün aus dem Blau und Gelb, diese beiden aber aus dem zum Farbigen getrübten Lichte u. s. w., oder wie die besondern Vorstellungen und Begriffe aus den allgemeinern.

Wir müssen aber in den Erscheinungen der Natur, wie des Geistes, deren wesende oder ursachliche Einheit wohl unterscheiden von der blos scheinbaren Einheit, die nur eine Mischung des Erschienenen ist. So bilden Licht und Finsterniß ihren Gegensatz; ihre scheinbare Einheit nennen wir Farbe. In jeder Farbe ist Mischung von Finsterniß und Licht. So kennen wir gemischte Gefühle von Lust und Unlust, gemischte Begierden von Haß und Liebe. So ist im Seyn und Nichtseyn, im Etwas und Nichts, das Ununterschiedene, Unbestimmte die erscheinende oder scheinbare Einheit der gegensätzlichen Begriffe.

Eben die Verwechselung der scheinbaren Einheit vermischter Wirkungen mit der unmittelbaren, ursachlichen oder wesenden, Ursach ist die Quelle vieler Verirrungen in der Erkenntniß; desgleichen auch die Verwechselung der Wirksamkeitssphären der Natur, wie des Geistes, kein Aufsuchen der Einheiten des sich Gegensätzlichen. So ist z. B. das Nichts ein blos gedankliches Etwas, nämlich eine Vorstellung, wodurch der Verstand verneint und begrenzt. Da das Nichts ein reines Erzeugniß des Denkenden ist, also etwas Wesenloses: so kann es kein Sachliches oder Wesendes seyn ausser dem Geiste. Wenn man sagt: Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen, sagt es soviel, als Gott machte aus dem Begrenzenden das Unbegrenzte, aus dem Wesenlosen das Wesende. Wenn man von der Vergänglichkeit und Vernichtung des Geistes und der Seele spricht, lehrt man den Unsinn: der wesende Geist werde zu einer einzelnen wesenlosen Vorstellungsart aus ihm; die Ursach werde zu einer ihrer Wirkungen ohne Ursach.

49. Ich wende mich jedoch zu der Thatsache zurück, daß alle unsere Vorstellungen, so wie alle Naturerscheinungen, ein in der Einheit eines Wesenden Verwandtes sind. Wer aber zeichnet den Stammbaum der Naturwirkungen in der Endlosigkeit seiner Verzweigungen? Wer das ungeheure Netz der auf- und absteigenden, unmittelbaren und mittelbaren Verwandtschaften? — O, mein Glanvill, unsere Geister stehen noch tief in der Emporstufung des göttlichen Alls! Wie begrenzt ist unser Gesichtskreis!

Die Verkettung der Verwandtschaften und wie sie als Gegensätze zu einander wurden; die Anziehung des sich Verwandten zu einander, das Abstoßen des sich Gleichen, so wie die Nichtanziehung oder Unvereinbarkeit des Ungleichen, sind Thatsachen der Erfahrung, welche überall den Gang des Wesenden im Wirken, als einen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, nie zum Ungleichen, bezeichnen. Daher das Sprüchwort: die Natur macht keinen Sprung. Daher die Wahrscheinlichkeitsberechnung für künftige Dinge; daher die Erwartung ähnlicher Erfolge von ähnlichen Veranlassungen.

Nichts steht in den Erscheinungen der Natur fremd und mit allem Andern unverwandt; nichts ist aus der allgemeinen Verkettung losgerissen. Denn das Wesen der Dinge ist überall und immer eins und dasselbe, und keine Zweiheit in ihm möglich. Die sogenannten Wunder, welche sich ereignet haben sollen, sind keine Erscheinungen der Natur, sondern der menschlichen Unwissenheit; daher nur Gegenstände des Unglaubens, oder eines Aberglaubens, welcher die Gespinnste der Einbildung über das ewige Gesetzthum der Natur und des Geistes erhebt.

Denn auch der Geist hat für seine Thätigkeit keinen andern Leiter, als den Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen in den Vorstellungen, es sei dies in ihm durch Grund und Folge, durch Vereinen und Trennen, oder durch Gegenständliches in Raum und Zeit geworden. Auch hier kann es begegnen, daß wir, wie in der Aussenwelt, oft die Verbindung des Erscheinenden, den Zusammenhang der fortschreitenden Gedankenkette nicht wahrnehmen, und daß eine Vorstellung plötzlich entspringt, deren Herkunft wir nicht erkennen. „Den Gedanken gab mir Gott ein!“ ruft der gemeine Mann. Wenn sich aber zuweilen der Zug des Gedankenstroms in uns verdunkelt, also, daß wir den Zusammenhang desselben nicht erblicken, liegt es gewiß nur daran, daß wir Vieles wortlos denken (wie auch das Kind und der Taubstumme ohne

Sprache denken). Der wortlose Flug der Gedanken aber ist unendlich schneller, dann auch dunkler, als der von Worten getragene. Und nur der ins Wort, wie in ein sinnliches Kleid, gehüllte Gedanke kann eben nur durch diese Vermittlung im Gedächtniß verharren, welches selbst sinnlicher Beschaffenheit ist, und im seelischen Gebiet ruht.

50. Ein Mensch umschließt in seinem Eigenganzen alle Wirksamkeitssphären der Natur, eben so wie sie sich auch (ausser ihm) weltlich offenbaren. Das Stoffische, die Bewegkräfte, das Belebende, das Seelische ist in ihm vereint und in seinem Geiste zum Gewußten erhoben. Aber das Geistige ist dem Stoffischen nur entfernt und nur mittelbar verwandt. (48.) Seele, Leben und Bewegkraft liegen zwischen beiden inne. Durch diese Kette des Gleichartigen geht das Wirken. So wenig der Geist, durch seinen Willen und Gedanken allein, ein Sandkorn von der Stelle rücken kann, vermag das Sandkorn auch nicht, unmittelbar aus sich, Vorstellungen im Geiste zu erregen.

Was irgend von Aussen in uns zur Vorstellung werden soll, ist von stoffischer Beschaffenheit. Das Stofflose ist sinnlich ungewahrbar, unempfindbar. Der Stoff für sich selbst aber wirkt nicht anders auf uns, als durch die Bewegkraft, deren Träger er ist. Licht wie Klang, Erregung des Geruchs, wie des Geschmacks, ist fortgepflanzte Bewegung des Stoffischen zum Stoffischen, so wie der Widerstand der Körper erst durch den Druck gewahrt wird. Doch jede Gewahrung ist wieder ohne Leben des Gewahrenden unmöglich. Der Todte empfindet nicht. Das Leben, welches aus Stoffen und Kräften, die seiner Einheitsartung die verwandtesten sind, gleichsam sein Wohnhaus bauet, muß nothwendig durch das Gegenwirken der Kräfte und Stoffe, die seinem Gesetzthum gemäß oder widerstrebend sind, zur Thätigkeit erregt werden. Doch das Leben für sich selber ist empfindungslos, wenn es ohne Seelisches dasteht. Wir kennen das unbeseelte Leben in allen Pflanzen. Sie äussern keine Spur von Lust und Schmerz. So ist das Leben erst der Vermittler zwischen den Stoffgebilden und dem Empfindend-Wesenden. Was die Gesetze des Lebens erfüllt, oder verletzt, wird im Menschen, wie im Thiere, Wohl- und Wehgefühl. Auf ähnliche Weise tritt die Seele, als Mittlerin, zwischen den denkenden Geist und das Leben, denen sie beiden das Verwandte ist. Was in ihr Empfindung oder Begierde geworden, erhellt sich im Geist als Gewußtes, und erregt gleichartige Vorstellungen.

Auf demſelben Wege wirkt der Geiſt gegen die Körperwelt zurück. Selbſt der Gedanke, welchen wir äuſſern wollen, muß erſt zum ſichtbaren Zeichen, oder zum Ton verkörpert werden, um aus der Verkörperung wieder durch Leben und Seele in dem Bewußtſeyn eines andern Menſchen Gleichartiges von ſich zu erregen.

Freilich haben wir uns Geiſt und Seele, Leben, Kräfte und Stoffe nicht alſo auseinander vorzubilden, wie wir ſie hier mit Eigennamen und begrifflichen Gränzen ſcheiden. Geiſt und Seele verbinden ſich (im Gemüth) zur Einheit, wie Seele und Leben (im Leiblichen), Leben und bewegter Stoff (im Gewächs), und Bewegkraft und Stoff (im Körperlichen). Auch haben wir uns den Uebergang der Erregungen von dem Einen zum Andern nicht ſo langſam zu denken, als ſie die Beſchreibung darſtellen mag.

51. Die Natur alſo, in ihrer Weſenheit das beharrende, wechſelloſe, unendliche Wirken, tritt in ihrem Andersſeyn, als Welt, nach ihren Wirkſamkeitsſphären, in Mannigfaltiges und Endliches von zahlloſen eigenganzlichen Gebilden auseinander. In dieſen Eigenganzen, deren Geſammtheit das Weltall iſt, erſcheinen die Artungen ihrer Wirkſamkeit, bald je einige, bald mehrere verbunden; im Menſchen aber alle zugleich. Durch das Seeliſche, der Natur Höchſtes, das in ihr dem menſchlichen Geiſte Verwandteſte, iſt dieſer mit der Natur verbunden. Da ſie, als das Gleiche, wie im menſchlichen Eigenganzen, auch auſſer demſelben, weſet, ſo ſind ihre Wirkungen von auſſen nur fortgepflanzte Bewegungen ihrer ſelbſt zum Innern dieſes (menſchlichen) Eigenganzen, zuletzt alſo nur Bewegungen in ihrem eigenen Selbſt, dem Ur- und Sachlichen von jenen.

Indem ſie auf unſern Geiſt einwirkt, ſind es nicht die Gedanken und Vorſtellungen desſelben an und für ſich ſelber, auf die ſie wirkt, ſondern deſſen Weſenheit iſts, auf welche ſie wirkt. Sie erregt zur Thätigkeit, zum Vorſtellen, zum Denken. Nicht ſie, ſondern der Geiſt bewirkt in ſich Gedanken und Vorſtellungen von ihr. Eben ſo iſt er es nicht, wenn er auf das, was auſſer ihm iſt, einwirkt, nicht er, welcher die Wirkungen in der Natur hervorbringt: ſondern er erregt das in jedem Eigenganzen Weſende zur Thätigkeit, und das Weſende wird in ſich gegenſätzlich zur Wirkung. Bei allen unſern Verrichtungen in der Welt haben wir folglich nicht mit den Erſcheinungen zu ſchaffen (denn dieſe ſind in uns), ſondern mit

dem Wesen der Dinge selber, d. i. mit der Natur. Nur Wesen wirkt auf Wesen. (36.) Die Erscheinungen der Natur sind gleichsam nur ihr zum Geiste gesprochenes Wort, worin sie sich ihm offenbart. Die Natur weset als das Unendliche, Wechsellose; ihr Wort (die Erregung) ist wesenloses Endliches und Wandelbares.

Und einwirkend auf das wesende Wissen des Geistes, d. i. dessen Thätigkeit weckend durch ihr Andersseyn, welches ihr endliches Abbild ist, wird die Natur im Wissend-Wesenden dessen Gewußtes; und der Geist ihr Bewußtseyn, das sie in sich selber nicht ist.

Somit nähere ich mich, du Lieber, wiederum der Antwort einer andern deiner Fragen.

52. Nämlich, wie sind Einwirkungen von Einem der Einzelwesen auf das Andere möglich, da jede Wirkung in ihrer Ursache verharrt und von derselben untrennlich ist? (38.) — Alle Einwirkungen sind dadurch möglich, wodurch die Wirkungen selbst Möglichkeit haben.

Wirkung ist ein Andersseyn, ein in sich Gegensätzlichwerden des Wesenden. (32.)

Das in einem der Eigenganzen Gegensätzliche des Wesenden ist dasselbe auch für das in einem andern Eigenganzen des eben so Wesenden, nach dem Gesetzthum des Wirkens: daß nämlich Gleiches das Gleiche abstößt, und Gleichartiges mit Gleichartigem zur Einheit strebt. So steht in zwei verschiedenen Eigenganzen das Gleichartige der nämlichen Wesensartung zu einander in Anziehung; das Gleiche aber steht gegen das Gleiche in Abstoßung. Das Verwandte ruft das Verwandte zur Einigung mit sich.

Somit sind alle Einwirkungen nichts anderes, als Erregungen der Wirksamkeit, indem das in sich Gegensätzlichgewordenseyn eines Einzelwesens den Gegensatz im Andern, als Gleichartiges, hervorruft. Vielleicht werd' ich dir deutlicher durch Beispiel. Ich wähle den Magnet.

Das Polarische in demselben ist die Erscheinung, das Auseinandertreten des in sich Gleichen des Magnetischen, oder des (in solcher Artung erscheinenden) Wesenden. Der Nordpol des Magnetes ist in ihm Gegensatz, folglich Gleichartiges und Verwandtes des Südpols. Aber er ist dasselbe auch für jeden andern Magnet (als Eigenganzes). Sein Nordpol wird daher im andern Gegensatz von dessen Südpol; seine Erregtheit zugleich Erregtheit des Andern. Es ist überall hier die nämliche Kraft in der nämlichen Erscheinungsweise, wenn gleich un-

terſcheidbar in der Endlichkeit des Eigenganzen. Die gleichnamigen Pole beider aber (wie Nordpol und Nordpol) ſtoßen einander ab, weil ſie nicht das Gleichartige, ſondern im Weſenhaften das Gleiche ſind, welches in ſich nicht höhere Einheit werden kann, als es ſchon weſenhaft iſt, und daher nicht zum Einswerden, ſondern zum Auseinandergehen ſtrebt. Jede Wirkung verharrt aber in beiden Eigenganzen inner ihrer Urſach. Die verwandten Pole, oder Gegenſätze, verharren in jedem einzelnen Eigenganzen (oder einzelnen Magnete), in welchem ſie geworden ſind. Aber ſie rufen ſich in beiden, als Gegenſätzliches der weſenhaft gleichen Kraft, hervor.

Das in mir Gedachte, welches ich durch Worte gegen einen Andern äuſſere, wird damit nicht weſenhaft von meinem Geiſte abgeſchieden, alſo, daß es nicht mehr in ihm wäre; mein vom Andern vernommene Gedanke iſt mir nicht von ihm genommen worden, ſondern iſt etwas von ihm ſelber Gedachtes, ein Gleichartiges des meinigen durch Erregung ſeiner eigenen Selbſtthätigkeit.

Es findet daher bei den Einwirkungen der Eigenganzen auf einander kein Geben von einer Seite, kein Empfangen von der andern ſtatt; es verhält ſich dabei nicht das eine thätig, das andere leidend, und keines wird erſt, was es nicht ſchon aus ſich ſelber iſt.

Somit iſt jede Wirkung, inner ihrer Urſach verharrend, eine Anrufung des Verwandten im Andern; die Thätigkeit eines Einzelweſens, Erregung zum Gegenſätzlichwerden des Andern; und zuletzt alle Wirkung zugleich Einwirkung. Da nun aber, was wir irgend Einzelweſen, Kräfte, Wirkſamkeitsſphären u. ſ. w. nennen, nur etwas vom Endlichen auf die Unendlichkeit der Natur Uebergetragenes durch den Verſtand, und um des Verſtehens willen, iſt: ſo fällt in der einigen, in ſich untrennbaren, Natur Wirken und Einwirken in Eins und Dasſelbe zuſammen, weil das Weſen der Dinge nur in ſich ſelber wirkt.

53. Ich ſchlieſſe dieſen allzulangen Brief mit einem Blick, welchen ich noch einmal auf Natur und Welt überhaupt zurückwerfe.

Welt (34) iſt, für unſern Geiſt, Alles, was er in ſeiner Unmittelbarkeit nicht ſelber iſt; und ſeine Welt iſt in ihm, ein gedankliches Andersſeyn des eigenen Selbſtes. (13.) In dieſe ſeine innere Welt ſchließt er auch die ganze Auſſenwelt ein, denn er iſt das Bewußtſeyn der weſenden Natur und ihrer Wirkungen. (50.) Zu dieſer Auſſenwelt gehört aber nicht nur das, was auſſer dem menſchlichen Leibe

waltet, mit dem er ein Eigenganzes bildet, sondern auch der Leib selber mit dessen verschiedenen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen. Diese insgesammt sind wesenhaft eins und dasselbe mit seiner Verwandtin, der Natur.

Da er nicht das Ich-All, nicht die Natur selbst ist, sondern sich seiner Erregung durch Sinnesgewahrungen bewußt ist, kann er eben so wenig das Wirkende ausser ihm, als das Seyn der Wirkungen, oder der Aussenwelt, läugnen, deren Gleichartiges und Abbildliches, im Bewußtseyn, die Vorstellungen davon sind.

Die Aussenwelt, wenn schon in ihm nur gedanklich, ist doch ausser ihm erscheinend, als Naturwirkung. Der Mensch bewegt sich als Körper; lebt als Gewächs; empfindet als Beseeltes; und das Empfundene, Gewahrte und Gefühlte kennt er urgewiß, als etwas an sich selber Ungedankliches, oder daß es nicht Vorstellung allein sei.

Aber anderseits ist eben so gewiß, daß die Sinneserregungen nur in den Sinnen selbst vor sich gehen; daß Bitterkeit und Süßigkeit des Geschmacks und Geruchs erst im Reiz der Nerven empfunden sind; daß die Klänge und Töne nicht ausserhalb den Ohren für sich wandeln, sondern erst inner dem Gehör werden, was sie, als Empfindung, sind; daß die Farben Erregtes im Sehsinne sind (wie sie denn auch bei geschlossenen Augen, vermittelst des innern oder Leibeslichts, erscheinen können); daß der Schmerz einer Wunde nicht im Schwerte liegt, das sie schlug, sondern durch Verletzung des Lebensgebildes im Seelischen geweckt wurde; — mit einem Worte: daß alles Gewahrte und Empfundene nicht ausser den Sinnen, sondern inner denselben, wird.

Das Erregende, oder das ins menschliche Eigenganze Einwirkende, ist wie in, so ausser demselben, wesend; und das Erregte ist nur Andersseyn und Gleichartiges des Erregenden. Daher gehen wir Geister mit dem Wesen der Dinge ausser uns selber um (36); wir verkehren nicht mit einer Scheinwelt, nicht einmal mit den Erscheinungen, sondern, durch die Erscheinungen (oder Erregungen) inner den Sinnen, mit der Natur selber, die in ihrer Unmittelbarkeit unsichtbar, unhörbar, unertastbar ist, und nur in ihrer Mittelbarkeit (oder vermittelt durch Erregungen des Seelischen) sinnlich dasteht; also als Andersseyn ihrer, als Welt. Im geselligen Gespräch verkehren wir nicht mit der Stimme, nicht mit den gehörten Worten, nicht mit den Gedanken des Redenden, sondern durch Worte und Gedanken mit dem unsichtbaren, unhörbaren Geist des Redenden. (49.)

Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Andersseyn ihrer Ursach, jede Erscheinung ein Abbild des Wesenden (32), die Welt ein Ausdruck der Natur in unserm Bewußtseyn ist: so entsteht im alltäglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbsttäuschung des gemeinen Verstandes, wenn wir die Welt mit der Natur verwechseln, das im Sinn Erscheinende mit dem Wesenden, die Wirkung mit der Ursach, und dasjenige, was wir in uns empfinden, für sachlich so (als Wirkung) beschaffen ausser uns vorhanden halten.

Wie im gedanklichen Vonsich- und Andernwissen unsers Geistes die Erfüllung seines wesenden Wissens besteht, so besteht im Wissen von der erschienenen Natur sein erfülltes Wissen der wesend vorhandenen. Die sogenannten Eigenschaften der Körper (der Erscheinungen) sind also Eigenthümlichkeiten oder Wirkensartungen des Seelischen, oder Gleichartiges des Ur- und Sachlichen. Lebe wohl.

2.

Beda an Glanvill.

Die Uebereinstimmung der Natur und des Geistes.

54. Du schweigst? — Ich glaube dies Schweigen zu verstehen und es beantworten zu sollen. Der vornehmste deiner Zweifel nämlich blieb ungelöst; er schien dir vielleicht der unauflösbarste, weil er an sich auch der seltsamste war.

Du fragtest: mit welchem Rechte dürfen wir die innere Nothwendigkeit, welche unsere Gedanken regelnd beherrscht, oder das Gesetzthum unsers Erkennens auch zum Gesetz und zur gleichen innern Nothwendigkeit des Seyns oder Wesens von dem machen, was ausser uns vorhanden wohnt? (37.) Könnte nicht im Wesen der Dinge ausser uns ein Zustand möglich seyn, welcher ganz und gar nichts mit unsern Verhältnißvorstellungen von Zahl und Beschaffenheit, von Ursach, Einheit u. dgl. m. gemein hätte? Kurz, wer bürgt für die Gleichheit unserer Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen, die vielleicht im geheimnißvollen Innern dessen walten, das ausser dem Geist ist?

Ich könnte entgegenfragen: Vernichtet sich nicht ein Zweifel, wie dieser, schon durch sein eigenes Werden? Indem du also fragst, dehnst du selber wieder den Gesetzkreis deines Denkens auf das aus, worauf ihn ausdehnen zu dürfen, du bezweifelst. Du sprichst von „Möglichkeit, Zustand, Verhältniß“ u. s. w. des Draussen, während diese Begriffe

doch erſt dem Grunde des Geiſtes entwachſen ſind. So ſtämmt ſich dein Zweifel auf das Bodenloſe des ſich ſelbſt Widerſprechenden, indem er, um gedacht werden zu können, Beſtimmungen, deren Seyn im Drauſſen eben das Zweifelhafte ſeyn ſoll, auf das Drauſſen überträgt und anwendet.

Sobald du einerſeits das ſchlechthin Nothwendige und Urgewiſſe in den Denkgeſetzen eingeſtehen, anderſeits das Daſeyn von Etwas auſſer dem Geiſte anerkennen mußt: ſo könnte nur dann ein Zweifel gegründet heißen, wenn er durch irgend einen Widerſpruch des Drauſſen mit dem Geſetz des Erkennens erregt wäre. Aber ſeit Erfahrung der Sterblichen beſteht, gelangte noch keine einzige erwieſene Thatſache von der Auſſenwelt zu ihr, worin ſich eine Ungleichheit des Geſetzthums der Natur und des Geiſtes, das heißt: die Undenkbarkeit der Thatſache dargeboten hätte. Allenfalls könnten wir die theologiſchen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht ſelbſt dieſe wieder auf eine gewiſſe Art vernunftgemäß, als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären, d. i. eine unerwieſene Thatſache durch eine unerwieſene Urſache.

Vielmehr beurkunden zahlloſe Ereigniſſe, und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weiſſagungen deſſen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Uebereinſtimmung der Erkenntnißgeſetze mit den Geſetzen der Natur. Jene naturwidrige Lücke ſogar im Verhältniß der Planeten-Abſtände, auf welche zwiſchen Mars und Jupiter die ältern Sternkundigen längſt hingedeutet hatten, ward mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts durch die Entdeckungen eines Piazzi und Olbers ergänzt.

Ohne Gleichartigkeit des Geiſtes mit der Natur wäre ein gegenſeitiges Einwirken beider ſchlechthin undenkbar. Wir könnten nicht abſichtlich gewiſſe Erſcheinungen in ihr hervorrufen, nach ihrem eigenen Geſetzthum, das uns durch Erfahrung kund ward; ſie könnte hinwieder nicht unſer Gewußtes ſeyn, durch ihr Erregen unſers Wiſſens. Sie alſo wirkt nothwendig auf uns ein, nicht auf unſer Gedankliches, ſondern auf das in uns denkende Weſen. Wir wirken anderſeits auf ſie ein, nicht auf ihre Erſcheinungen, ſondern auf deren Ur- und Sachliches. Der weſende Geiſt ſteht alſo mit dem Weſen der Erſcheinungen in Verkehr. Und eben durch dieſen Verkehr offenbaren ſich Geiſt und Natur, als Urverwandtes im göttlichen All, als ſchlechthin Untrennbares, als ſich im gegenſeitigen Erregen gegenſeitig erfüllend und voll-

Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Andersseyn ihrer Ursach, jede Erscheinung ein Abbild des Wesenden (32), die Welt ein Ausdruck der Natur in unserm Bewußtseyn ist: so entsteht im alltäglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbsttäuschung des gemeinen Verstandes, wenn wir die Welt mit der Natur verwechseln, das im Sinn Erscheinende mit dem Wesenden, die Wirkung mit der Ursach, und dasjenige, was wir in uns empfinden, für sachlich so (als Wirkung) beschaffen ausser uns vorhanden halten.

Wie im gedanklichen Vonsich- und Andernwissen unsers Geistes die Erfüllung seines wesenden Wissens besteht, so besteht im Wissen von der erschienenen Natur sein erfülltes Wissen der wesend vorhandenen. Die sogenannten Eigenschaften der Körper (der Erscheinungen) sind also Eigenthümlichkeiten oder Wirkensartungen des Seelischen, oder Gleichartiges des Ur- und Sachlichen. Lebe wohl.

2.

Beda an Glanvill.

Die Uebereinstimmung der Natur und des Geistes.

54. Du schweigst? — Ich glaube dies Schweigen zu verstehen und es beantworten zu sollen. Der vornehmste deiner Zweifel nämlich blieb ungelöst; er schien dir vielleicht der unauflösbarste, weil er an sich auch der seltsamste war.

Du fragtest: mit welchem Rechte dürfen wir die innere Nothwendigkeit, welche unsere Gedanken regelnd beherrscht, oder das Gesetzthum unsers Erkennens auch zum Gesetz und zur gleichen innern Nothwendigkeit des Seyns oder Wesens von dem machen, was ausser uns vorhanden wohnt? (37.) Könnte nicht im Wesen der Dinge ausser uns ein Zustand möglich seyn, welcher ganz und gar nichts mit unsern Verhältnißvorstellungen von Zahl und Beschaffenheit, von Ursach, Einheit u. dgl. m. gemein hätte? Kurz, wer bürgt für die Gleichheit unserer Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen, die vielleicht im geheimnißvollen Innern dessen walten, das ausser dem Geist ist?

Ich könnte entgegenfragen: Vernichtet sich nicht ein Zweifel, wie dieser, schon durch sein eigenes Werden? Indem du also fragst, dehnst du selber wieder den Gesetzkreis deines Denkens auf das aus, worauf ihn ausdehnen zu dürfen, du bezweifelst. Du sprichst von „Möglichkeit, Zustand, Verhältniß“ u. s. w. des Draussen, während diese Begriffe

doch erſt dem Grunde des Geiſtes entwachſen ſind. So ſtämmt ſich dein Zweifel auf das Bodenloſe des ſich ſelbſt Widerſprechenden, indem er, um gedacht werden zu können, Beſtimmungen, deren Seyn im Drauſſen eben das Zweifelhafte ſeyn ſoll, auf das Drauſſen überträgt und anwendet.

Sobald du einerſeits das ſchlechthin Nothwendige und Urgewiſſe in den Denkgeſetzen eingeſtehen, anderſeits das Daſeyn von Etwas auſſer dem Geiſte anerkennen mußt: ſo könnte nur dann ein Zweifel gegründet heißen, wenn er durch irgend einen Widerſpruch des Drauſſen mit dem Geſetz des Erkennens erregt wäre. Aber ſeit Erfahrung der Sterblichen beſteht, gelangte noch keine einzige erwieſene Thatſache von der Auſſenwelt zu ihr, worin ſich eine Ungleichheit des Geſetzthums der Natur und des Geiſtes, das heißt: die Undenkbarkeit der Thatſache dargeboten hätte. Allenfalls könnten wir die theologiſchen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht ſelbſt dieſe wieder auf eine gewiſſe Art vernunftgemäß, als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären, d. i. eine unerwieſene Thatſache durch eine unerwieſene Urſache.

Vielmehr beurkunden zahlloſe Ereigniſſe, und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weiſſagungen deſſen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Uebereinſtimmung der Erkenntnißgeſetze mit den Geſetzen der Natur. Jene naturwidrige Lücke ſogar im Verhältniß der Planeten-Abſtände, auf welche zwiſchen Mars und Jupiter die ältern Sternkundigen längſt hingedeutet hatten, ward mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts durch die Entdeckungen eines Piazzi und Olbers ergänzt.

Ohne Gleichartigkeit des Geiſtes mit der Natur wäre ein gegenſeitiges Einwirken beider ſchlechthin undenkbar. Wir könnten nicht abſichtlich gewiſſe Erſcheinungen in ihr hervorrufen, nach ihrem eigenen Geſetzthum, das uns durch Erfahrung kund ward; ſie könnte hinwieder nicht unſer Gewußtes ſeyn, durch ihr Erregen unſers Wiſſens. Sie alſo wirkt nothwendig auf uns ein, nicht auf unſer Gedankliches, ſondern auf das in uns denkende Weſen. Wir wirken anderſeits auf ſie ein, nicht auf ihre Erſcheinungen, ſondern auf deren Ur- und Sachliches. Der weſende Geiſt ſteht alſo mit dem Weſen der Erſcheinungen in Verkehr. Und eben durch dieſen Verkehr offenbaren ſich Geiſt und Natur, als Urverwandtes im göttlichen All, als ſchlechthin Untrennbares, als ſich im gegenſeitigen Erregen gegenſeitig erfüllend und voll-

endend zu dem, was Beide wesenhaft sind. Denn ein sich unbewußt vorhandenes All stände gleich einer Nicht-Vorhandenheit da; und ein Wissen ohne Gewußtes wäre dem Nichtwissen gleich. Der Geist, das Bewußtseyn der wesenden Natur, kann dies nur seyn, indem das Gesetzthum ihres Wirkens dem Gesetzthum seines Erkennens gleich ist.

Eingekleidet in alle Wirksamkeitssphären der Natur, gleichsam eine Gesammtnatur in der Einheit des menschlichen Eigenganzen, empfängt der Geist alle Veränderungen in diesem nur als Fortsetzungen des Aenderns ausserhalb desselben. Und die Natur offenbart ihm durch solche Einwirkungen nicht diese, sondern durch sie sich selber. Gleichwie das menschliche Wort nicht das Wort, sondern ein Höheres darin, nämlich den Gedanken des Denkers offenbart: so sagen auch die mannigfachen bewegten Stoffgebilde Höheres aus, als sie für sich selbst in der Sinneserregung sind, nämlich das Wesende, was kein Aug' und Ohr vernimmt. Das Endliche spricht das Unendliche, das Tausendfältige die Einheit, die Erregung den Erregenden im Erregtwordenen aus.

Wenn wir, mein Glanvill, noch häufig im Urtheil über das Einzelne in der Natur irren, so rührt dies nicht von der Ungleichheit ihres und unsers Gesetzthums oder Wesens, sondern daher, daß wir ihre Sprache noch nicht ausgelernt haben und viele ihrer Wörter falsch verstehen.

Wäre der Zusammenhang der Dinge, wären Weltordnung und Naturgang nur Frucht unserer eigenen Denknothwendigkeit, also daß wir jene Einheit, die wir Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit nennen, erst aus uns in das Reich des Erscheinenden hineintrügen, freilich, dann wäre unsere Erkenntniß keine Erkenntniß, sondern Trug; unser Wissen von etwas Anderm ausser uns, nur Wissen des, was wir selbst wirkten. Der Zusammenhang zwischen der Natur und dem Geiste wäre aufgehoben. Wir würden Götter seyn und ausser uns Chaos, oder wohl das wesende Nichts, dies sich selbst Widersprechende eines wesenlos Wesenden (48), welches wir in uns zur wundervollen Herrlichkeit entfalten, gestalten und ordnen.

Aber der menschliche Geist ist in der Natur; eben darum ist die Natur in seinem Wissen. Eins mit ihr, sind unsere Erkenntnisse am Ende nur bloße Anerkennungen des Vorhandenen. (11.)

Auch der gemeine Menschenverstand aller Zeitalter hat im Wandel der Dinge jene unwandelbare Ordnung erblickt, der gemäß die Veränderungen des Erscheinenden erfolgen. Es nennt es die allwaltende Naturnothwendigkeit; und diese ist wieder nichts anders, als das

Geſetzthum oder Weſen der Dinge. Der Naturnothwendigkeit ſteht die unwandelbare Erkenntnißnothwendigkeit gleichartig gegenüber, der gemäß Alles, als Mannigfaltiges und Bewirktes, nach dem Zahl- und Beſchaffenheitsverhältniß (15) zu einander ſteht, und in Einheit und Urſach zuſammenfällt. — Ohne beiderlei ewige Nothwendigkeit und deren Gleichartigkeit wäre kein Kennen und Erkennen, kein Wiſſen eines Gewußten möglich. Ohne Wandelloſigkeit des Geſetzthums der Natur müßte der Geiſt in ewiger Irre ſchweben unter dem Zepter des Zufalls oder der Willkühr. Es würden die Kennzeichen der Dinge nie dieſelben ſeyn; die himmliſchen Weltkörper ſchwärmten in unzuverläſſigen Bahnen; Feuerflammen könnten auch zu Eiszapfen erſtarren und Töne geſchmeckt werden.

55. Doch ſtatt dergleichen Gedanken, oder Ungedanken, weiter zu verfolgen, frag' ich lieber: Was könnte uns bewegen, das Daſeyn deſſen, was als ein nothwendiges Wiſſen in der geiſtigen Weſenheit liegt, nämlich das Wirken, mithin die Verknüpfung von Urſach und Wirkung, auſſer uns zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln, da wir die Einwirkungen des Drauſſen auf unſern Geiſt weder läugnen noch bezweifeln können? — Auch iſt das, was wir Erkenntnißgeſetz nennen, nicht etwa eine bloße nothwendige Regel, uns den Zuſammenhang der Dinge vorzuſtellen, ſondern das Urſachliche und Thatſachliche des Geiſtes, es iſt ſeine Weſenheit ſelber. Er ſelbſt iſt Urſach und wird ſich im Wirken gegenſätzlich zur Thatſache in ſeinen Wirkungen.

Oder möchteſt du mich noch fragen: Wie denn das Wirken möglich ſei? Wie es zugehe? — Daß du denkſt, bedarf, als eine Thatſache, keines Beweiſes, die ſich durch ihr Daſeyn, als daſeiend, ausweiſet. — Wie es zugehe, daß man denken, daß ein Weſen wirken könne? Die Antwort müßte eine Beſchreibung deſſen werden, was in ſich, ohne Verſchiedenheit, eine ſchlechthinige Verhältnißloſigkeit iſt. Erſt durch die Wirkungen, wenn ſie da ſind, wird zugleich das Unterſcheidbare, mithin Beſchreibbare.

Im Denken wird ſich der Geiſt ein anderes Ich, ein Gedankliches; und die Natur wird ſich eine Welt. Das Gedachte, wie die Welt, als Veränderliches aus dem Beharrlichen hervorgetreten, ſind das Bedingte im Bedingenden ihres Weſens, ein Gleichartiges, ein Gegenſatz des Weſens, zu dem dasſelbe von ſich geworden iſt; eine Erfüllung der Urſach, ohne welche die Urſach nicht Urſach wäre.

Alles Wirken nannte ich, um es zu versinnlichen, ein Insichabstoßen oder Auseinandergehen des Gleichen zum Gleichartigen (33), und ein gegenseitiges Sichwiederanziehen des Gleichartigen zum Gleichen oder zur Einheit. Dies Scheiden und Vereinen, dies Werden und Auflösen des Gegensätzlichen finden wir im Spiel der Gedanken, wie der Naturerscheinungen erkennbar. Es ist Wesens- oder Wirkensnothwendigkeit.

Wir könnten daher das Gesetz der Abstoßung und Anziehung füglich das Urgesetz alles Wirkens heißen.

Da aber jedes Einzelne, was im Gegensatz zu einem Andern gleichartig steht, für sich selber wieder Einheit und in sich ein Ununterscheidbares oder Gleiches ist, solches aber (eben weil es Gegensatz des ur- und sachlich Beharrenden ist) nicht bleiben kann: so wird sich das Wesende in den Einzelnheiten abermals gegensätzlich und so ins Endlose fortschreitend; wird, im Wirken der Natur, das All der Dinge eine grenzenlose Verkettung näher oder entfernter verwandter Gegensätze, die endlich eben so, wie sie ihren Einheiten entsprangen, wieder in dieselbe zurückkehren.

Diesen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen könnte man das zweite Urgesetz alles Wirkens, oder das Gesetz des Geistes- wie des Naturganges beim Wirken nennen, wenn es eigentlich nicht schon im vorhin Ausgesprochenen läge und eins und dasselbe mit ihm wäre.

Ungleichartig ist, was sich nicht in einer und derselben Einheit, oder sich nicht in Einheiten mittelbar verwandt ist, welche unter sich gegensätzlich stehen. — Die Ungleichartigkeit wird zur gänzlichen Ungleichheit, wenn die Verwandtschaft die entfernteste ist, oder das Seyn zugleich Nichtseyn, Nichtwesendes zugleich Wesendes seyn soll. (48.) Das Ungleiche kann nicht mit Ungleichem unmittelbar in Einheit treten. Es ist das Unvereinbare, d. i. sich, als Einheit, Widersprechende.

Doch auch das Eine und Gleiche, eben weil es schon Einheit ist, kann nicht mehr vereint werden, als es schon ist, und muß daher zum Andersseyn in sich abstoßend wirken, wenn ein Aendern statt finden soll.

Mithin könnte man die Unvereinbarkeit des Ungleichen und des schlechthin Gleichen als drittes Gesetz des Wirkens gelten lassen; doch auch dieses ist schon im Vorigen ausgedrückt, und steht hier nur verneinungsweise gestellt.

Diese Urgesetze der Natur, welche die Welt überall in der menschlichen Erfahrung ausspricht, sind aber, weil der Geist wesenhaft

das Gleichartige der Natur ist, auch die Urgesetze des Denkens. Du wirst im Gesetz der Abstoßung und Anziehung, des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen und der Unvereinbarkeit des Ungleichen und schlechthin Gleichen den bekannten Satz des Widerspruchs (principium contradictionis) der Uebereinstimmung und des zureichenden Grundes wieder erkennen; gleichwie sich alle Erscheinungen nach dem Erkenntnißgesetz des Zahl- und Beschaffenheitsverhältnisses (15, 55) zur Einheit ordnen.

Aber ich fürchte, mich und dich in beständigen Wiederholungen zu ermüden, und nur mit neuen Worten zu verdunkeln, was in frühern hell gewesen.

Sage mir, Glanvill, ob ich dir deutlich war?

3.

Glanvill an Beda.

Das Unendliche im Endlichen.

56. Deutlich? Du bist es mir in deinen Deutungen, soviel es in den überirdischen Welten möglich zu seyn scheint, zu denen du mich hinausgeführt hast. Freilich ist's leichter, mit Ariosts oder Wielands Hyppogryfen einen Ritt ins alte romantische Land zu thun, und unter dessen Zaubergestalten und Unglaublichkeiten bald heimathlicher zu werden, als unter deinen Gewißheiten. Aber ich lasse deine Hand nicht mehr fahren, ehrwürdiger Beda; ich fühle mich schon halb und halb meiner Sinnlichkeit entkleidet, und will nun, wie ein Verklärter, an deiner Seite, gleich Klopstocks Engeln, die Himmel durchfliegen.

Ehrlich gesagt, es dünkt mich zuweilen nicht ganz geheuer, wenn ich auf diesem Fluge den festen Erdboden und die lieblichen, freundlichen Kinder des Sinnenreichs tief unter meinen Fersen verschwunden sehe. Oft will mich Heimweh in das gewohnte Alte niederziehen; oft Mißtrauen gegen das Fremde, was mir anfangs immer traumartig und unklar entgegen tritt. Ich gesteh' es, daß ich zu sehr Mensch bin und zu wenig blos Geist. Aber ich will mit dir ausharren; denn mir ist offenbar, daß ich nur als Geist das Wissenswürdige wissen und erkennen kann nicht als Sinnenwesen. Ich lese deine Briefe wiederholt, immer Feder in der Hand, um mich selber über den Inhalt zu verständigen. So theilen sich die Nebel allmälig vor meinen Blicken, das Verworrene löset sich und ich erkenne zuletzt heller gewordene Wahrheiten, die ich aber

längſt ſchon gekannt zu haben glaube. Mich dünkt, du ſageſt mir nichts Neues.

Und wahrhaftig, was könnte auch der Späteſte der Weltweiſen irgend des Wahren und Gewiſſen Neues bringen, welches nicht ſchon der früheſte Menſch in ſich getragen hätte? Alle Neuheit beſteht zuletzt in erweiterter Kunde der Naturerſcheinungen und dadurch erwachſender Berichtigung unſerer Urtheile, oder Läuterung unſerer Erkenntniſſe. Der Maßſtab für das Wahre und Gewiſſe in ihnen ändert ſich darum im Geiſte nicht. Ich glaube zuletzt faſt ſelber, daß es uns nicht ſowohl unmöglich iſt, die Wahrheit zu erkennen, als ſie für Andere mit Unverkennbarkeit auszuſprechen. Denn Sprache iſt eine Tochter unſers Geiſtes, erzeugt mit der Sinnlichkeit; das Kind aber trägt ſtets die Geſichtszüge der Mutter. Selbſt die deutſche Sprache, welche Troxler, unſer ſcharfſinniger Freund, mit Recht die „Philoſophie“ unter den Sprachen nennt, ſtammelt von göttlichen Dingen nur kindlich. Auch ſie bildet ihre Bezeichnung der Vorſtellungen erſt dem an, was und wie die Sinne darbieten. Weil die Sinne überall Ende, Grenze, Vergänglichkeit in den Erſcheinungen der Natur gewahren, erfindet der Verſtand zuerſt nur dafür das Wort. Später hebt er, zur Bezeichnung des Ueberſinnſinnlichen, durch bloße Verneinung, das Beſtimmte zur Unbeſtimmtheit auf, und gewinnt die Vorſtellung des Unendlichen, des Unbegrenzten, des Unvergänglichen, von dem wir durch Aug' und Ohr nichts erfahren können.

Es herrſchte lange in mir ein Zweifel oder Verdacht, ob das Unendliche nicht etwa leere Vorſtellung, ſchlechthin Gedankliches ſei, durch die naturnothwendige Verrichtungsweiſe des Verſtandes geworden, in welcher er zu Allem einen Gegenſatz bilden muß. Die Erklärung von angebornen Ideen der ältern Weltweiſen wollte mir nicht ganz einleuchten; denn wozu dieſe Angeburt, wenn ihr in der ganzen gekannten Welt nichts entſpricht? Eben ſo wenig aber war mir der Gedanke genügend, daß der Verſtand Ideen durch bloßen Gegenſatz und durch eine Verneinung ſchaffen könnte und müßte, denen nichts Sachlichvorhandenes auſſer uns entſpräche, und die doch keine willkührlichen Schöpfungen, ſondern nothwendige Erzeugungen des Geiſtes aus ſich ſind, deren wir im Denken nicht entbehren können.

Deine Unterſcheidung des Sichwiſſens und Vonſichwiſſens unſers denkenden Ichs; der unmittelbaren und mittelbaren Erfahrung; ſo wie auch der Kenntniß und Erkenntniß, der Wirkung

und Einwirkung; der Wirkung wieder als Gleichartiges und Abbild ihrer Urſach, ſcheint mir Beruhigenderes darüber gewähren zu wollen.

In der Betrachtung des bunten Reichs der Dinge um uns her gewinnen wir unläugbar durch Erfahrung eine Doppelgewißheit. Einerſeits lehren uns die fünf Sinnen, daß Alles in der Welt Grenzen habe, Alles endlich, Alles wandelbar ſei. So gewiß dieſes iſt, eben ſo gewiß ſteht anderſeits die Erfahrung: daß in den Veränderungen der Welt nichts ewig und beharrlich ſei, als eben das Aendern ſelber; und daß in der Begrenztheit der Stoffgebilde nichts Unbegrenztes ſei, als das, was ſie umfaßt, der Raum, welcher ſie trägt, und welchen, wenn wir auch alles in ihm hinwegdenken, wir doch nie hinwegdenken können, obgleich wir ihn nicht, ſondern die Materie, welche ihn erfüllt, mit den Sinnen gewahren.

Von dieſen beiden Erfahrungen iſt die erſtere rein ſinnlich, oder mittelbar erworben; die andere hinwieder, zwar auf jener ruhend, ich möchte ſagen, eins mit ihr, iſt eine überſinnliche, unmittelbare von etwas, das kein Sinn kennt. Der Geiſt erfährt und ſchaut, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, gleichzeitig, wie vermittelſt der Sinne die wandelbaren Erſcheinungen, ſo auch durch ſich unmittelbar ſelber, alſo auf nichtſinnliche Weiſe, das unwandelbar darin Weſende. So iſt uns, indem Weſen nur auf Weſen wirkt, im Endlichen zugleich das Unendliche erfahrungsweiſe gegeben. Durch die Vergänglichkeit der Welt ſtrahlt uns die Unvergänglichkeit der Natur, aus der Zeitlichkeit das Ewige, und aus den uferloſen Räumen der Himmel das Allgegenwärtige. Die Welt iſt, wie du in einem ſchönen Gleichniß ſagteſt, der wandelbare Gedanke der Natur, und die ſtoffiſchen Gebilde aller Art ſind die Wörter, worin ſie ihre Gedanken hüllt für den Sinn der Menſchen. Aber den Gedanken verſteht nur der wiſſende Geiſt. Indeſſen ergiebt ſich damit zugleich, daß Bewirktes ewig ſei, wie das Wirkende; die Welt unvergänglich und ewig, wie die Natur, und das Endliche wieder eins ſei mit Unendlichem, weil alle Wirkung nur eben Erfüllung ihrer Urſach iſt. (29.)

Du ſiehſt, ehrwürdiger Freund, daß ich anfange in deinen Schuhen zu wandeln. Wenigſtens verſuch' ichs; aber doch fühl' ichs, daß ſie mich noch beengen.

Ich weiß nämlich nicht, ob der Argwohn des Zweifels in mir, durch lange Hegung desſelben, zu einer bloßen Gewohnheit geworden iſt, alſo,

daß ich ſelbſt der nackten Wahrheit nicht ganz trauen mag und immer noch Täuſchungen, oder Tücke der Einbildungskraft dahinter befürchte; oder ob in deinen Anſichten wirklich etwas liegt, das im Geiſt den Verdacht inſtinktartig anregt? Vielleicht werd' ich darüber erſt dann mit mir im Klaren ſeyn, wenn es dir einſt gefällt, Hauptfragen zu löſen.

Wenn ich mit dir auch in der Unterſcheidung von Natur und Welt ganz einverſtanden ſeyn möchte: ſo ſchwebt mir deine Welt doch noch immer in Nebeln und ungewiſſen Dämmerungen. Was iſt denn eigentlich deine Welt? Was iſt denn das Materielle, Körperliche, oder wie du es nennen willſt? Iſt das auch auſſer meinen Sinnen ſo, oder nur in ihnen? Und wenn überall keine Sinne wären, wenn überall keine Menſchen, keine Thiere wären, die etwas gewahren könnten: würden dieſe Stoffgebilde, dieſe Landſchaften, dieſe leuchtenden Geſtirne, dieſe Felſen und Blumen, dieſe Meere und Thautropfen, dieſe Räume und Zeiten, demungeachtet, als Naturwirkungen, da ſeyn und ſo ſeyn, wie wir ſie wahrnehmen?

Doch ich will dem Entwickelungsgange deiner Gedanken nicht vorgreifen; auch fürcht' ich eine Thorheit zu begehen, indem ich dir Beweiſe für das Unbeweisbare abfordere. Aber in dieſen Worten ſiehſt du wieder die ſchwarze Klippe, an der mein Glaube immerdar ſcheitert, daß die menſchliche Vernunft durchaus nicht zulänglich ſei, in Erkenntniß des Ueberſinnlichen volle Gewißheit zu gewinnen.

4.

Beda an Glanvill.

57. Wirklich, lieber Glanvill, gewinnen wir wenig am wahren Wiſſen, mehr an öden, blöden Träumereien, wenn wir unter Vorausſetzungen, daß, wenn etwas nicht wäre, fragen: was dann wohl daſeyn würde?

Denkſt du dir alles und jedes Bewußtſeyn, alle und jede gewahrende Empfindung aus der Vorhandenheit hinweg, und dennoch die Natur allgegenwärtig ſtoffiſch wirkend und die Stoffe belebend: ſo wäre ſie ein ungekanntes, nie gewußtes Wirken und Leben. Sie würde in ihrem Urſeyn und Andersſeyn beſtehen; wie ſie beſteht und wirkt, auch wenn wir, ohne Bewußtſeyn und Empfindung ihrer, im nächtlichen Schlummer begraben liegen, oder wie ſie in jenen Wüſten, Meeren, Gletſchergefilden des Erdballs beſteht und wirkt, wohin nie der Fuß eines Sterblichen gelangte und vielleicht nie gelangen wird. Sie würde, wie heut, in ſich

thätig, im Gliederbau der Pflanzen, im fallenden Strom, in den stillen Schwingungen der himmlischen Weltkörper daseyn, allgegenwärtig, allmächtig, ein All des Lebens; aber verwaiset, unempfunden, ungenannt, ungekannt, ungewußt.

Ihr Andersseyn, ihr Erscheinen oder Wirken, mit einem Wort, die Welt ist ausser uns bestehend, wie die Natur selber ausser dem Geiste weset, auch dann, wenn in unserer Empfindung und, durch diese, in unserm Bewußtseyn, kein Gleichartiges ihrer erregt würde; denn die Wirkung ist in ihrer Ursach. (29.) Bestände die Welt nicht ausser uns: so würde auch ihre Ursach nicht ausser uns wesen, sondern in uns. Der Geist wäre der Alleinwesende im All der durch ihn gewordenen Dinge; das von uns schon erwähnte Ich=All.

Sobald die Welt, durch Menschen oder Thiere, seelisch gewahrt wird, ist sie in den Sinnen selbst, nicht Stoff, nicht Bewegung, nicht Leben draussen, sondern das Gleichartige davon in der Empfindung erregt. (32.) Aber nicht der Stoff, nicht die Bewegung, nicht das Leben (oder das Andersseyn der Natur), ist das Erregende, sondern das Erregte, in den Sinnen. Die wesende Natur ists (36), sich, von Gegensatz zu Gegensatz, zum Andersseyn vermittelnd, welche den Geist erregt, im Bewußtseyn ihr Gleichartiges zu werden.

Und eben so ist die gewahrte, oder empfundene Welt, nicht als solche, mithin nicht als eine Empfindung, im Bewußtseyn des Geistes; sondern als das im wesenden Wissen dem Empfinden Gegensätzliche, als Gewußtes und Wahrgenommenes. (6.) Und nicht die Empfindung, welche selbst nur ein Andersseyn des Seelischen ist, erregt aus sich selbst den Geist zu Vorstellungen: sondern die Seele, in der Unwillkührlichkeit ihres Gesetzthums, erweckt durch Empfindung das Bewußtseyn, in welchem der Geist gegensätzlich ein gleichartiges Wissen vom Empfundenen wird.

Doch Alles, was ich dir hier sage, ist nur Wiederholung des schon Gesagten. Meine frühern Briefe gaben dir davon die Begründung; darum kein Wort mehr darüber.

58. Wichtiger muß mir die erste deiner Fragen seyn: „Was ist denn das Materielle, das Körperliche an sich eigentlich?“

Gönne mir zur Antwort Frist; denn wahrscheinlich wird sie mich wieder zu einem langen Brief verleiten.

Vorläufig, und als nothwendige Folge deſſen, was ich dir ſo eben über die Welt im Allgemeinen ſprach und wie ſie in unſerm Bewußtſeyn gedanklich werde, glaub' ich dir doch bemerken zu ſollen: Körper, Materie, Stoff u. ſ. w. ſind durchaus für ſich und uns nichts Anderes, denn was ſie thatſächlich, als erregte Empfindung in unſern Sinnen, als Gewußtes (oder erregter Gegenſatz der Empfindung) in unſerm Geiſt ſind, nämlich durch Bewegung und Leben in die Seele zum Geiſtesbewußtſeyn Fortgepflanztes oder Erregtes von der allgegenwärtigen, ſachlichen (realen) Weſenheit der Natur.

Aber, wie geſagt, nur Thatſache iſt der Stoff in uns, nicht Urſache. Er iſt das gegenſätzliche Andersſeyn der Natur in der Wirkſamkeitsſphäre ihrer Sachlichkeit (44), und in ſo fern Ausdruck, Abbild, Gleichartiges, Offenbarung derſelben in uns. (32.) Es verhält ſich der Stoff, als Stoff, zum Sachlichweſen der Natur, wie ſich der Gedanke eines Menſchen zum Wiſſendweſen, oder zum Geiſt in ſeiner Urheit verhält.

Was du alſo von einem Körper ausſprichſt, das iſt (14) er, nämlich That- oder Seynsweiſe der Natur, ihr nicht ungleich (48), ſondern gleichartig. Wir verkehren aber nicht mit den Stoffen, ſondern durch ſie, als Seiendes, mit dem Weſen der Dinge ſelber. (36.)

Lebe wohl, Glanvill! Künftig mehr über den Stoff und die Verkörperungen zu eigenganzen Gebilden.

Erinnerungen

an

Karl Gustav Jochmann, von Pernau.

Von Heinrich Zschokke.

Der Name dieses geistvollen Mannes ist in Deutschland fast noch unbekannt. Er selbst, mit wahrer Aengstlichkeit, suchte nur geräuschlos und verborgen zu leben; und wenn er sich bereden ließ, eine oder die andere seiner schriftlichen Arbeiten der lesenden Welt mitzutheilen, machte er Geheimhaltung seines Namens zur Hauptbedingung. Und doch wurden seine Schriften vom Beifall der Gebildeten des Volkes, und der Kenner begrüßt. Er war der Verfasser des zu Aarau 1823 erschienenen Werkes: „Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beiträge zur neuern Kirchengeschichte"; — eben so der „Beiträge zur Geschichte des Protestantismus", die zu Karlsruhe ans Licht traten; der „homöopathischen Briefe" u. s. w. In allen offenbarte sich, neben einer Fülle von gelehrten Kenntnissen, Feinheit des Geschmacks, Scharfsinn, und Freimüthigkeit mit Würde gepaart. — Er wohnt nicht mehr unter den Lebenden. Ich darf von ihm reden.

Er war am 10. Februar 1790 zu Pernau, einem Städtchen Liefflands am rigischen Meerbusen, geboren, und schon als Knabe ward seiner unersättlichen Wißbegier das Feld der Kenntnisse zu beschränkt, welches ihm die dortige Schule öffnen konnte. Deswegen übergab ihn sein Vater im dreizehnten Altersjahr einem Freunde in Riga, dem Staatsrath Kreutzing, die Domschule dieser Stadt zu besuchen. Von hier, nach

vier Lehrjahren, begab sich der siebenzehnjährige Jüngling auf die Hochschule von Leipzig; besuchte dann noch Göttingen, Heidelberg, und, der französischen Sprache mächtiger zu werden, Lausanne. Nach Riga zurückgekehrt trat er, als Rechtsanwald, in das Geschäftsleben. Er arbeitete mit Glück. Aber sei es, daß ihm seine Jugend noch zum Vorwurf gereichte, oder daß er's bereute, sich zu früh an ein bleibendes Verhältniß im Leben binden zu lassen: er ging im Jahr 1812, um sich noch die englische Sprache anzueignen, nach England. Hier verlebte er ein volles Jahr, theils in London, theils auf dem Lande bei einem Prediger.

Sein Beruf, welchen er nach der Heimkunft in Riga wieder betrieb, wie belohnend ihm derselbe auch durch Geld und öffentliche Achtung ward, widerstrebte seinem ganzen Wesen. Er sehnte sich nach unabhängigerm Daseyn, nach dem Leben unter milderm Himmel, mit Völkern von vorgeschrittener Gesittung und freierer Verfassung. Er fühlte sich auf russischer Erde einsam und beengt; selbst die Zärtlichkeit einer Schwester, die er innig liebte, selbst die Freundschaft eines Herrn von Sengbusch, dem er bis zum Tode treu zugethan blieb, leistete ihm keinen Ersatz für das, was seinem gesammten Wesen schon unabwehrbares Bedürfniß geworden war. Früher zum Ziel zu gelangen, arbeitete er in seinem Beruf ohne Maß, und legte, wahrscheinlich durch überspannte Anstrengung seiner Kräfte, den Grund zu einer Kränklichkeit, mit welcher er den übrigen Theil seines Lebens zu kämpfen hatte.

Inhaber eines Vermögens, welches ihm sorgenfreie Zukunft verhieß, schied er endlich im April 1819 aus den Armen seiner rigischen Freunde. Er gelobte ihnen damals freilich, es solle nur eine Trennung von zwei Jahren seyn. Aber dem Gelübde, welches ihm der Schmerz des Scheidens entriß, widersprach damals schon die Stimme seines Innern.

Er athmete freier, heiterer, als er Deutschlands Boden betrat; als er wieder der Unterhaltung mit den Weisen und Künstlern des Zeitalters genoß, und ungehemmt in den Blüthen und Früchten der Literatur schwelgen konnte. Doch auch das damalige Deutschland hatte etwas Unwirthliches und Unheimathliches für ihn; es wehte unter den dunkeln Fittigen der heiligen Allianz eine schwüle, beengende Luft, und wohin er kam, begegneten ihm durch Partheigeist gereizte Gemüther. Er mochte nicht unter den Deutschen bleiben.

Unabhängig in seinen Ansichten, als Fremdling, ließ er sich aber vom Treiben des Augenblicks keineswegs anfechten. Gern theil' ich den

Lesern einen seiner Briefe mit, den er damals an E. H. v. Sengbusch nach Riga schrieb. Aus dem traulichen Geschwätz mit dem Freunde verkündet sich der herrliche Geist des Mannes und seine Beurtheilung der Zeit am treuesten. Und ich möchte doch diesen Geist, in dem kurzen Lebensabriß, vorzüglich bezeichnen.

Tharand, den 11. Juni 1819.

Die Werthlosigkeit dessen, was man der Welt als Geschichte aufbinden will, ist oft der Gegenstand unserer Gespräche gewesen, und ich habe immer die Ueberzeugung gehabt, daß alle mit irgend einer obrigkeitlichen Erlaubniß oder unter irgend einer Censur bekannt gemachte historische Werke schon darum von einer aufgeklärtern Nachwelt verworfen und vergessen seyn werden, weil das Imprimatur ihnen die unzweideutigsten Stempel der Unglaubwürdigkeit aufdrückte. Daß aber das Uebel so groß wäre, wie es mir schon die seltenern, bisherigen Gelegenheiten, von Augenzeugen oder ihren nächsten Umgebungen, darstellen, das freilich habe ich nicht gedacht.

Es mag auch wohl seyn, daß das gute Deutschland in dieser Hinsicht am ärmlichsten dasteht. Die Engländer haben Geschichtschreiber; die Italiener hatten dergleichen in den Zeiten ihrer Freiheit und ihres Ruhms. Die Franzosen haben wenigstens sehr reiche Sammlungen für eine Geschichte, nämlich Denkwürdigkeiten, die nur durch ihre Verborgenheit dem vergiftenden Einflusse der gleichzeitigen Autoritäten entgingen, und erst unter späten Nachkommen an's Licht traten. Nur in Deutschland giebt es, Dank der demüthigen Blindheit der Niedern, und der vornehmen Unwissenheit der Höhern! nur in Deutschland giebt es fast nichts, als Stammbäume und einen Haufen bedeutungsloser fürstlicher Familiengeschichten, in die des Volkes Geschichte zusammengeschrumpft ist. Ein Herbarium statt der Aussicht in eine reiche Landschaft!

Und diese Familiengeschichten, mit welcher devoten Lügenhaftigkeit sind sie verfaßt! Die Geschichte, die Schiller in seiner Begeisterung das Weltgericht nannte, wie ist sie doch in diesem Lande nichts anderes, als die Dienerin, oder (um in der sächsischen Hofterminologie zu reden) das Kammermensch jedes kleinen Dynasten, unter dessen Scepter oder Stocke sich ihr vermeinter Priester bläht; das Mensch, dessen hauptsächliche Bestimmung es ist, jeden Unrath der Herrschaft sorgfältig zu besei-

tigen, damit er nicht ihr und den Getreuen anstößig sei, indem er sie an den Stoff erinnert, aus dem sie beiderseits gemacht sind.

Denkwürdigkeiten freilich verhalten sich zur Geschichte nur, wie das Ankleidezimmer zur Bühne, die Küche zum Speisesaale. Was wir haben, zeigen diese, wie wir dazu kommen, jene, und mit beiden mögen sie auch das gemein haben, daß sie nur zu oft die Lust an den Schauspielern und an den Gerichten verderben. Aber geben sie uns die Wahrheit, die ganze Wahrheit, so überwiegt dieses alles, — und denn, so lange uns die vornehmen Leute und die Köche so viel giftiges Zeug vorsetzen, ist es da so übel, wenn die nähere Ansicht ihres Treibens uns manchmal den Appetit verdirbt? Dazu kommt, daß solche Denkwürdigkeiten in der Regel unterhaltender sind, als die Mehrzahl der eigentlich historischen Werke, weil der Verfasser sich eben nicht vornahm, gravitätisch zu seyn, und weil oft gerade die Planlosigkeit der Erzählung ihrer Mannigfaltigkeit Raum gab. Die Zeitgeschichte in ihrem ganzen Umfange sollen sie darstellen, nicht blos die politische, und jede merkwürdige Erscheinung findet in ihnen ihren Platz. Ob eine dritte Eigenschaft, die solchen Sammlungen eigenthümlich ist, daß in ihnen nämlich des Erzählers Meinungen sich unverhohlener zu erkennen geben, auch gelobt zu werden verdient, das freilich hängt von der Persönlichkeit des Erzählers ab. Ich übrigens bemerke dieses Vorherrschen der Persönlichkeit, die meistens ähnliche Werke veranlaßt, besonders darum, weil das Gegentheil davon unter den Deutschen, den Mangel an dergleichen Nachrichten unter ihnen großen Theils erklärt. Zu befangen von Vorurtheilen, zu wenig bekannt mit der Welt, und zu wenig geachtet von ihrem Publikum pflegen die deutschen Schriftsteller (mit wenigen Ausnahmen) ihre Meinungen nach den Ansichten, den Wünschen oder gar den Befehlen ihrer Gönner einzurichten, um diesen Meinungen aus der zweiten Hand die Thatsachen anzupassen, die sie zur öffentlichen Kunde bringen. In England, in Frankreich bedienen sich die Regierungen wohl der Schriftsteller, um Meinungen anzugreifen oder zu vertheidigen; aber das würde nicht geschehen, wenn nicht das Volk ihnen Zutrauen schenkte, indem es ihnen Selbstständigkeit zutraut, und der Verrath dieses Vertrauens selbst beweist sein Daseyn. Nur in Deutschland ist es (wie noch die neuern Verhandlungen über Tugendbündlerei u. dgl. darthun) üblich, daß sich die Schriftsteller hinter die Regierung stecken, um ihren Ansichten Eingang zu verschaffen, und die Kühnheit selbst darf nur im Gewande der Schmeichelei erscheinen.

Die interessantesten Züge und Notizen werden hier eben so sehr durch den Kleinmuth der Schriftsteller, als durch einen bald gröbern, bald feinern Preßzwang, der Publizität entzogen und bleiben Gegenstände nur des vertrautern Gespräches. Damit sie Ihnen nicht ganz entzogen werden, habe ich mir vorgenommen, Ihnen in meinen Briefen eine Art Zeitung im Manuscripte zu liefern, die, ohne allen Plan, alles enthalten soll, was an interessanten Notizen durch eigene Erfahrung oder aus glaubwürdigen Quellen zu meiner Kenntniß gelangt ist.

Zuerst und zum Beweise, daß meine Ansicht von dem Geiste der Zeitgeschichte in Deutschland wenigstens eben so sehr dem Aerger, als der Verachtung ihren Ursprung verdankt, will ich Ihnen verkündigen, wer die Verfasser des Werkes Welt und Zeit sind. Herausgeber dieses Buches und Verfasser des größten Theiles seines Inhaltes, soll seyn ein Advokat in Frankfurt a. M., Jaffré. Ein tüchtiger Geschäftsmann ausserdem, ziemlich bejahrt, und von nicht unbedeutendem Vermögen. Ein Mann also, von dem, verkündigte das nicht jede Zeile des Buchs, seine Verhältnisse ergeben würden, daß ihm nicht füglich Langeweile, Noth oder Unbesonnenheit, als Motive seiner Schriftstellerei untergeschoben werden können. Seine Mitarbeiter sind nicht bekannt. Wo solche Männer leben, da darf man an dem Siege der öffentlichen Meinung noch nicht verzweifeln. So ist denn also das erste Licht, das auf die legitime Erbärmlichkeit der Deutschen gefallen, nicht von den Lehrstühlen ausgegangen und nicht von den Universitäten überhaupt, sondern aus dem Geschäftskreise, der der Welt angehört und dem Leben, und nicht die Geistlichkeit hat es angezündet und nicht die Armee, die Herr Oken für geborne Landstände ansieht, sondern die Juristen haben es gethan, die er so bitter haßt. Ob denn die Leute wirklich noch glauben, daß ihnen aus dem Schulstaube der Baum des Lebens erblühen werde, nachdem eben Oken, der kräftigste in diesem Staube, die Geistlichkeit und die Armee für nothwendige Stände erklärt, weil sie den Geist und das Gemüth repräsentiren! nachdem er die Kasten-Einrichtungen der Indier und der Egypter als das Ideal aller Staatsverfassung gerühmt, weil — man während ihrer Dauer die kolossalen Felsentempel bei Goa und Pyramiden gebaut!

Kotzebue's tragisches Ende wird in Ihrer Gegend, wo sein Wirken nur für die Bühne von Bedeutung war, jetzt schon ziemlich vergessen seyn. Wie aber diese Begebenheit auf die Gefühle der Deutschen gewirkt, haben Sie nicht gewußt, wenn Sie darüber nur in den öf-

sentlichen Blättern Nachrichten suchen konnten. Mich führt zu diesem Gegenstande nicht nur die Merkwürdigkeit des Vorfalles selbst, als eines Zeichens der Zeit, sondern auch eine sehr natürliche Ideenverbindung. Kotzebue's Reise in die Rheingegenden war, wie in mancher andern, so auch in der Hinsicht eine Entdeckungsreise, daß er die unbekannte Quelle jenes Buches „Welt und Zeit" zu erforschen suchte, welche die Ufer des Rheins und des Mains mit Zerstörung und Segen zu überströmen drohte, wie die unbekannte Quelle des Nils, Egypten.

Die Zeitungen, so viel ich weiß, drücken über Kotzebue's Ermordung nichts aus, als den Abscheu gegen die That (an sich ganz in der Ordnung) und höchstens ein schüchternes Bedauern über die Regierung und die Aufopferung einer so edeln Natur, als es die seines Mörders unstreitig ist. Wie aber das Volk — und von dieser Benennung nehme ich hier und für immer alle diejenigen aus, die, durch Geburt oder Dienste, den bevorrechteten Ständen angehören — über diese That denkt, erfahren Sie durch solche Lohnprodukte des Augenblicks nicht. Die Stimme, die ich in dieser Hinsicht — von Memel bis hieher, überall eine und die nämliche — gehört, eignet sich nicht für die Presse. Die Erscheinungen, welche die öffentliche Stimmung so deutlich zu erkennen geben, als das lauteste Wort nur thun kann, eignen sich dafür noch weniger.

Keine Frage ist noch so oft an mich gerichtet worden, als die, wie man die Nachricht von Kotzebue's Tode in Rußland aufgenommen? Nie aber wird sie mit dem geringsten Anscheine von Besorgniß, immer vielmehr mit einem so lauernden, lächelnden Wink gethan, als denke man mir ein recht widerliches Thema mit Posaunenbegleitung vorzuspielen. Freilich setzt es sehr falsche Vorstellungen von unserm Vaterlande und seinen Bewohnern voraus, wenn man glaubt, des Kotzebue werde bei uns nur mit dem tiefsten Schmerze der innigsten Theilnahme, des Sand mit Abscheu und mit blutdürstiger Rachsucht gedacht; in der unglücklichen That selbst nur der erste Schlag einer ausgebreiteten Verschwörung, und überhaupt in dem ganzen Vorfalle eine Staatssache erkannt. Solche Gefühle sind vielmehr nur an den deutschen Höfen und bei den deutschen Miethgelehrten zu Hause; das Volk aber betrachtet ziemlich unverhohlen diese That als seine Sache. Vergebens würden Sie hier, wie ich in der Regel gethan habe, um Ihre Unbefangenheit zu behaupten, die Persönlichkeit jener Unglücklichen von der That trennen, dem Urtheile über einen dieser Gegenstände keinen Einfluß auf das über den

andern einräumen, und ungeachtet ſowohl der anerkannten Schlechtigkeit des Handwerks, das der Ermordete trieb, als der reinen und uneigennützigen Beweggründe des Mörders, die Schlechtigkeit der That als ſolchen ausſprechen, vergebens darauf dringen wollen, daß eine ſolche That die unentbehrlichſte Grundlage aller menſchlichen Geſellſchaft, die öffentliche Treue erſchüttere, und daß es thöricht ſei, eine beſſere Ordnung der Dinge auf dem Wege erringen zu wollen, der zur Zerſtörung jeder Ordnung führe. Man wird Ihnen antworten: „Die Ereigniſſe einer ungewöhnlichen Zeit ertrügen den Maßſtab des Compendiums nicht, am wenigſten dulde die Vergeltung ein anderes Maß, als das der Beleidigung, und nur der verächtlichſten Dummheit dürfe zugemuthet werden, die öffentliche Treue gegen den Verrath zu beobachten, der ihr abgeſchworen. Wo die Willkühr herrſche, da trete gegen ihre Diener billig Gewalt in die Schranken; und die Geſellſchaft habe ſchon längſt ihre Bande ſelbſt gelöſet, die ihren erſten Zweck, den Schutz aller Rechte, nicht mehr erreiche. Des deutſchen Volkes Sache habe Sand geführt, die offenbar nicht länger die ſeiner Regierungen ſei. Argliſtig habe man in den Zeiten der Noth Rechte anerkannt, die man heimlich zu verabſcheuen fortgefahren, und Verſprechungen gethan, die man zu erfüllen niemals Willens geweſen. Daß man das edelſte Vertrauen und die gerechteſte Erwartung, nachdem man ſie hundertfach getäuſcht, noch mit dem Beifalle aller, die in dieſes Volkes Unterdrückung ihr Wohlſeyn finden, verhöhnt und dem wohlwollenden Beherrſcher eines mächtigen Nachbarſtaates, als Geſetzloſigkeit und Empörung, verhaßt machen wollen, habe nur eine That vergeltender Verzweiflung zur Folge gehabt; eine That, bei der nichts zu bedauern ſei, als daß ein ſo edles Leben an ein ſo verächtliches geſetzt worden. Einige hundert Menſchen, dem Urheber dieſer That gleich, ſeien nöthig, um Schuld und Rache auszugleichen.“ —

Das klingt gräßlich; aber Sie werden geſtehen, gräßlicher noch iſt, daß es nicht beantwortet werden kann von denjenigen, die ihr Gift eben ſo treulos anwandten, als Sand ſeinen Dolch. Die heftigſten Reibungen zwiſchen dem alten Beſitzſtande und dem neuen Rechtgefühle haben in dieſem unglücklichen Lande alles in Parteien geworfen, und geht es ſo fort, ſo fürchte ich, es wird bald jede Stimme Gehör finden, nur nicht die der Vernunft.

Mannheim iſt das Ziel aller Ferienreiſen geweſen, und nicht bloß Studenten, Perſonen aller Stände haben ſich aus entfernten Gegenden

Deutschlands hingedrängt, um Sand zu sehen. Sie haben es gethan, ungeachtet der Inquisitionsmiene, welche die Behörden bei dieser Gelegenheit angenommen, ungeachtet der Nähe des aus seinem Schlafe aufgestörten Bundestages, und ungeachtet des Verdachtes, der vergiftender als jemals und je ungewisser desto schrankenloser sein Wesen gerade jetzt und in jener Gegend treibt. Sie haben dadurch bewiesen, daß sie die öffentliche Neigung für stark genug hielten, um alle diese Gefahren zu überwiegen. Kotzebue, sagen mir mehrere, die aus der Pfalz zurückgekehrt sind, sei überall, wohin er sich gewendet, und auch in Mannheim, der Gegenstand des öffentlichen Hasses gewesen; Sand, vom ersten Augenblicke an, der Liebling auch der Mannheimer. Allgemein bedaure man des letztern rasche That — gegen sich selbst. Hätte er einen Wagen bestellt gehabt, sich auf ein Pferd geworfen, so würde er Mannheim haben verlassen können ohne ein Hinderniß zu finden, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wäre. Dem Wunsche glaubend erzählt das Gerücht von einem Erbieten der Juristen-Fakultäten in Bonn und Heidelberg zu seiner Vertheidigung. Ich hoffe, es schenkt nur dem Mißtrauen Glauben, wenn es auch die Sage verbreitet, Struve (russischer Geschäftsträger in Carlsruhe und auch ein Deutscher!) habe bei seiner Anwesenheit in Mannheim zur Tortur gerathen. Auffallender scheint es mir, daß der Schleier des Geheimnisses, mit dem man den unglücklichen jungen Mann und alle seine Umgebungen nun schon so lange verhüllt, nicht ähnlichen Argwohn unmenschlicher Behandlung erweckt und stärkt; und ich kann mir diese Erscheinung nur erklären, indem ich glaube, daß die Leute, ihre eigne Stimmung bei den Beamten voraussetzend, es für unmöglich halten, daß sich unter diesen die zur Vollführung des finstern Werks nöthige Anzahl Henker finden sollte. Den Herren, die hauptsächlich Kotzebue's politisches Publikum ausmachten, würden sie dergleichen eher zutrauen; aber zu viel Aufsehen dürfte es, meinen sie etwa, erregen, wollte man einen ganzen Hofstaat, oder die Herren-Bank einer der neuen Detail-Repräsentationen dazu delegiren.

Wie man übrigens im Ernste daran denken kann, Sands Leben vor dem Richterstuhle zu retten (und es glauben an diese Möglichkeit sogar angesehene Geschäftsmänner in Dresden), bleibt mir unbegreiflich. Der Richter, der (und ich denke, der Gewissenhafte kann nicht anders) keine Stimme hört, als die des Gesetzes; der die That und die Motive des Thäters, das geraubte Menschenleben und nicht den Abscheu, den der Besitzer desselben einflößt, berücksichtigt; ich denke, er kann

und darf für Sand kein Urtheil haben, als ein — Todesurtheil. Ein anderes versprach sich auch Sand selbst nicht, der ihm durch freiwilligen Tod zu entgehen suchte, und verhüte nur Gott, daß nicht die Furcht zu einer Schändlichkeit verleite, zu einer geheimen Hinrichtung. Sands Rettung aber würde nur auf zwei Wegen möglich seyn: durch eine Appellation an das Volk, an dessen freisprechender Stimme ich im geringsten nicht zweifeln würde, oder durch Vorschützung seines Wahnsinnes zur Zeit als er die That ausführte. Jene aber gehört nun einmal nicht zu den gültigen Rechtsmitteln, und diese Vertheidigung, der ohnehin die erwiesene, lange Beabsichtigung der That und die bedächtige Vorbereitung dazu widersprechen, dürfte gerade dem Sand selbst am unwillkommensten seyn, der sich, vermöge ihrer, eines vermeinten Verdienstes beraubt sehen müßte, für das er schon sein Leben freudig eingesetzt hatte.

Bei keiner Gelegenheit hat sich wohl die Unzuverlässigkeit der öffentlichen Blätter und der Bühnen und die Albernheit ihrer Anmaßung, Organe der öffentlichen Meinung zu seyn, so bloß gegeben, als bei dieser. Nicht so laut, als diese Prätensionen, sind die Kritiken des Publikums; aber zahlreich und deutlich genug. So habe ich in zwei Kaffeehäusern in Berlin auf einem im „Gesellschafter“ befindlichen Bildnisse Kotzebue's die Unterschrift: „Friede seiner Asche und Reue und Erkenntniß seinem Mörder“ durchstrichen gefunden; so wurde die Energie der Theater-Direktion in Berlin, die gerade jetzt fast täglich Kotzebuesche Sachen gab, nur von dem Publico der Logen des königlichen Ranges erkannt, — im Parterre aber war keines; und das klägliche Ende der in Königsberg versuchten Todtenfeier haben sogar die Zeitungen nicht verheimlichen können. Ich dächte, man gebe solche unzeitige Versuche auf, um wenigstens zur Erfüllung der ersten Hälfte jenes Wunsches im Gesellschafter etwas beizutragen.

Uebrigens muß man bekennen, daß der selige Herr Etatsrath sein Lebenlang ein Glückskind gewesen ist, das nicht einmal einen schlechten Streich begehen, dem nicht einmal ein übles Ereigniß begegnen konnte, ohne zu seinem Glücke (ich möchte lieber sagen zu seiner Fortune) beizutragen. In einem Verrathe an dem häuslichen Glücke seines ersten Gönners findet er festen Fuß zu dem ersten Schritte auf einer unerwartet glücklichen Laufbahn. Katharine läßt ihn für ein Pasquill züchtigen und der Unfall macht seinen Namen zuerst, und nicht weniger als sein „Menschenhaß und Reue“, bekannt. Er behandelt seine ersten

Weiber ſchlecht, und immer liebenswürdigere fliegen ihm zu, und ſeine empfindſame ſchlaffe Moral wirkt auf das ganze, zarte Geſchlecht, wie der Gifthauch der Schlange auf die kleinen Vögel, indem er ſie alle in ihren Rachen zieht. Man läßt ihn eine Spazierfahrt nach Sibirien machen, um ihn mit Auszeichnungen und Reichthum zu überhäufen. Der Haß Napoleons vermehrt die Gunſt der Großen, und ſeine Popularität. Endlich, da er alles genoſſen hat, was Eitelkeit und Sinne zu befriedigen vermag, läßt er es ſich einfallen, eine große bewegte Zeit mit ſeinem Hohne abkühlen zu wollen, und ein unbekannter Jüngling opfert alle Wünſche und Hoffnungen, zerreißt alle Bande, die das jugendliche Herz ſo mächtig an das Leben feſſeln, um ihn die nie-erlaſſene Schuld der Natur ſchnell und ſchmerzlos bezahlen zu laſſen, ihm alle Schwächen und den Ueberdruß des hinfälligen Alters zu erſparen, ihn der Beſchimpfung eines täglich wachſenden Volkshaſſes zu entreiſſen und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Celebrität eine welthiſtoriſche hinzuzufügen.

Von Herrn v. Kotzebue führt mich eine Gedankenverbindung ſo natürlich, als die vom Bogen zum Pfeile, auf Herrn v. Stourdza. Denn wirklich ſcheint dieſer Mann nur der Giftpfeil geweſen zu ſeyn, den kein anderer als Kotzebue ſchleuderte, und nebenbei ein Bemitleidenswerther, der ſich zu einer Duodezeitelkeit verleiten ließ, um eine Narrheit in Folio zu begehen. Kränklich und hypochondriſch, wie er ohnehin iſt, ſcheint ihn gleich anfangs das Gefühl ſeiner Unbeſonnenheit, ſeiner Gehäſſigkeit und ſeiner Mittelloſigkeit gegen die Stimme des allgemeinen Unwillens und die Angriffe gewandter und kenntnißvoller Gegner, zehnfach drückend geweſen zu ſeyn. Er kam nach Dresden, hauptſächlich wohl, um ärztliche Hülfe zu ſuchen. Hier führte er einige Wochen lang ein eingezogenes Leben, der Hinfälligkeit ſeines Körpers und der Unruhe ſeiner zerriſſenenen Seele zuſagend. Des Grafen Buchholz bekannte Ausforderung machte ihn noch unglücklicher; ſein Kleinmuth aber wuchs, als ihm Kotzebue's Schickſal zu Ohren kam, und ſeine Angſt ſtieg auf das Höchſte, als ihm ein anonymer Brief den 23. April als den Tag ſeines eigenen, gewaltſamen Todes ankündigte. Jetzt blieb er noch vierzehn Tage nur den vertrauteſten Bekannten zugänglich, bis er Dresden bei Nacht und Nebel, und mit einem, von dem ruſſiſchen Geſandten unter falſchem Namen ausgefertigten Paſſe, verließ. Er wohnte im Hôtel de Pologne, wo einer ſeiner Leibeigenen gegenwärtig als Hausknecht dient. Der ehrliche Kerl, den ſein Dienſteifer und ſeine Gut-

müthigkeit bald beliebt gemacht haben, war durch nichts zu bewegen, seinem Herrn zu folgen und das Land zu verlassen, das dieser mit so schwarzen Farben geschildert hatte. „Lieber ein Knecht seyn unter den Bauern,“ versicherte er in gebrochenem Deutsch, „als mitziehen!“ und dabei bleibt er noch jetzt.

Was ich Ihnen bisher über Herrn von Stourdza gesagt, und was ich über einige Aeusserungen desselben Ihnen zu sagen im Begriffe bin, dürfen Sie für glaubwürdig halten. Ich weiß diese Angaben aus dem Munde seines Arztes. Aerzte sind ohnehin die Beichtväter unserer Zeit; aber wären sie es auch nicht, ein Mann, der wie Hofrath Weigel ebensoviel Weltkenntniß als Gelehrsamkeit, besitzt, dem sein Charakter und seine Bildung nicht weniger als seine Kunst die Herzen der Menschen aus allen Ständen aufschließt, und der, unter den merkwürdigsten Menschen, die wichtigsten Begebenheiten nicht theilnahmlos erlebte, ein solcher Mund verdient unter allen Verhältnissen Zutrauen.

Weigel selbst machte Herrn v. Stourdza mehr als einmal auf die Unbesonnenheit aufmerksam, über ein ganzes Volk, ohne Kenntniß seiner Sitten, seiner Sprache und Verhältnisse, so beleidigend abzusprechen, als er gethan. Eine Unbesonnenheit, wie sie sich kaum reisende Scribler auch über andere Völker erlauben, aber von einer solchen wesentlich verschieden und unverzeihlicher, als sie dadurch, daß hier das voreilige und gehaltlose Urtheil in Form einer Denunciation, als das Werk langer Erfahrung und tiefen Nachdenkens, dem mächtigsten und wohlwollendsten Fürsten seiner Zeit, und allen Kabinetten Europa's, Haß und Verdacht erregend, zugeeignet wurde. Dann klagte jener entschuldigend: dem Kaiser Alexander sei in Aachen eine Unzahl gleichartiger Denkschriften deutscher Verfasser überreicht gewesen. Zu wichtig habe ihm die Sache geschienen, um sie den übrigen Fürsten nicht mitzutheilen. Er, Stourdza, habe den Auftrag erhalten, die wichtigsten Behauptungen dieser vielen Eingaben in einer Denkschrift zusammenzustellen. Das und nicht mehr habe er gethan. Das herannahende Ende des Congresses habe die Beschleunigung der Mittheilung nothwendig gemacht. Sein Werk habe daher als gedrucktes Manuscript vertheilt werden sollen, nnd in einer Nacht seien nur so viele Exemplare, als zu jenem Zwecke erforderlich, unter Aufsicht eines russischen Beamten abgezogen worden. Ein Gleiches sei mit vielen andern geschehen, und nur ihn habe das Unglück der Entdeckung treffen müssen.“ So weit Herr v. Stourdza, der übrigens den in den Zeitungen bekannt gemachten Brief

an den Großherzog von Weimar keineswegs in dieser Art geschrieben zu haben behauptete. Weigel selbst hat mich mehr als einmal versichert, er habe nicht allein das Concept desselben bei Stourdza, sondern auch die von Seiten der russischen Gesandtschaft vertheilten Abschriften bei dem französischen und östreichischen Gesandten gesehen, und die berüchtigten Worte: „er, Stourdza, habe auf Befehl des Kaisers gedacht, gehandelt und geschrieben", hätten sich nicht darin befunden. Es habe ausdrücklich nur geheißen, daß er auf Befehl seiner Regierung gehandelt, qu'il avoit agi par ordre de son *Gouvernement*.

Die allgemeine Meinung des Publikums nennt Kotzebue als den ganz eigentlichen Verfasser der Schrift, die von Herrn v. Anstetten in Frankfurt a. M. gebilligt und an Stourdza gegeben worden, um des Herrn v. Kotzebue französische Phrasen, die nicht weit her gewesen seyn sollen, zu korrigiren und zu feilen. Inwiefern dieses Gerücht gegründet sei, weiß ich nicht. Es dürfte übrigens leicht des Herrn v. Kotzebue blutiges Ende unwiderruflich bestimmt und beschleunigt haben. Soviel endlich scheint gewiß zu seyn, daß man die Schrift, zuerst von Cotta in Tübingen, dann in Brüssel und zuletzt in London gedruckt, von Paris aus, der Quelle alles Uebels, in Umlauf setzte.

Wie dem aber auch seyn mag, und angenommen, jedes Wort des Herrn v. Stourdza sei buchstäblich wahr, so scheint mir doch die Vertheidigung oder Entschuldigung, die seine Aeusserungen enthalten sollen, eine der lahmsten zu seyn, die es jemals gegeben hat, und Zweifel zu veranlassen, die unter seinen Voraussetzungen durchaus unauflöslich sind. War er wirklich nur der Zusammensteller, der Referent fremder Meinungen, wie mochte es ihm denn einfallen, — nicht etwa seinen Namen der Denkschrift vorzusetzen, denn dieser mag nur dem Nachdrucke angehören, — aber, bei Abfassung derselben in jeder Zeile seine Autorität so zudringlich vorzuschieben, als offenbar geschehen ist, fremde Meinungen vollkommen in dem Tone eigener Ueberzeugung vorzutragen, und über das Ganze diese mystisch-devote Salbung auszugiessen, die seine Persönlichkeit so deutlich beurkundet? — Oder, wenn er nun einmal der kleinlichen Eitelkeit, diese Giftblumen auf den eigenen Acker zu verpflanzen, nicht Herr werden konnte, geboten nicht, nachdem diese geistige Nachteule von der Sonne der Publicität überrascht zum Gespötte Aller geworden war, Pflicht und Klugheit das konsequenteste Beharren auf der begonnenen Bahn? Durfte er hoffen, die Eitelkeit, die er sich zu Schulden kommen lassen, durch eine Thorheit wieder gut zu machen,

und mußte er die Geheimnisse des Congresses, die Befehle seiner Regierung aufdecken, um seine eigene werthe Person zu salviren? Es ist in der That um so unbegreiflicher, daß er das gethan, da er nach den Grundsätzen der Ehre, der er dieses Opfer brachte, die seinige dadurch im geringsten nicht gerettet hat; die bloße Sicherstellung seines Leichnams, die er besser den Füßen einiger Postpferde anvertraute, dergleichen nicht erforderte, und es jetzt nur noch auf einen Federkampf ankam, in dem er, so gut es ging, das Mondkalb vertheidigte, das er, gleichviel ob adoptirt oder selbst erzeugt, einmal als seinen Sprößling anerkannt hatte. Ein solcher Kampf aber war um so leichter, da er, fühlte er sich auch selbst zu leer, um dem Witze und der Gründlichkeit seiner Gegner nur etwas Gründliches entgegenzusetzen, doch billig wissen oder doch wenigstens bald erfahren konnte, daß er sich in einem Lande befand, in welchem an jeder Straßenecke, wie in London und Paris, Miethkutscher, Miethschriftsteller zu finden sind.

Darauf übrigens scheint mir nichts anzukommen, ob er sich wirklich der durch die Zeitungen bekannten demüthigen Worte in dem Briefe an den Großherzog von Weimar, oder der von mir obenangeführten, bedient; denn im Grunde bedeuten beide Phrasen gleichviel. Merkwürdig aber bleibt es, wie, wenn er sich wirklich der letztern bediente, den erstern nicht ausdrücklich höhern Orts widersprochen wurde, wenn man nicht etwa auch da den Unterschied für unbedeutend ansah, oder Herr v. Stourdza nicht wirklich, im Abschreiben seines Concepts, die Erweiterung des anfänglich gebrauchten Ausdruckes für rathsam gehalten hatte.

Diese alberne Geschichte hat, gleich den Thaten und Meinungen des Herrn v. Kotzebue, bedeutend zur Verstärkung des Argwohnes beigetragen, den man in Deutschland gegen behauptete russische Eroberungspläne und gegen alle russische Agenten (insbesondere diejenigen, die durch Muttersprache und Abstammung dem deutschen Volke angehören) hegt. Ich denke, sie hätte das Gegentheil bewirken und gerade die Nichtexistenz solcher Pläne beweisen sollen, da sich unmöglich voraussetzen läßt, daß man sich, beabsichtigte man wirklich eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu dergleichen Zwecken, so ungeschickter Werkzeuge dazu bedienen werde.

Haben endlich in Aachen so zahlreiche Denunciationen der Deutschen gegen Deutsche statt gefunden, so hat sich der Kaiser Alexander unstreitig ein neues Verdienst um Deutschland erworben, indem er dieses

Landes Verräther eben so wohl zu verachten, als dessen Feinde zu besiegen, verstanden hat.

Was jenen Argwohn betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß jeder etwanige fremde Eroberungsplan gerade in den deutschen Fürsten selbst seine eifrigsten Beförderer findet; freilich wider ihren Willen, allein es ist dieses nicht das erstemal, daß sie nicht wissen, was sie thun. Ihren Völkern gegenüber stehen sie jetzt in dem Verhältnisse böser Schuldner zu gerechten Gläubigern, und den vortheilhaften Vergleich, den sie vermöge des dreizehnten Artikels der Bundesakte geschlossen, wollen sie nicht erfüllen; was unklug und unedel zugleich ist, da sie in jedem Prozesse leicht alles verlieren dürften, weil sie nichts aufopfern wollten. Wenn es nämlich auch entschiedene Republikaner in Deutschland giebt (woran nicht zu zweifeln seyn möchte), so sind sie doch wohl, dem Charakter ihres Volkes treu, besonnen genug, um in der gegenwärtigen Generation nur das Feld zur Aussaat ihrer Wünsche, wenn nicht gar bloßen Dünger zu erblicken, der für die künftige Aussaat unterpflügt werden muß. Sie dürften daher zu Uebereilungen nichts weniger als geneigt seyn. Bei allen aber ist keine Ueberzeugung so lebendig, als die von der Unentbehrlichkeit der Einheit ihres Volkes, als der wesentlichsten Bedingung seiner künftigen Freiheit. Sehen sie nun mit jedem Tage deutlicher, wie das Streben ihrer Regierungen nichts so sehr bezweckt, als die Verewigung der bisherigen Trennungen, die Vernichtung aller Institutionen, die auch nur entfernt eine künftige Vereinigung hoffen lassen, so dürften sie leicht einmal in ihrer Verzweiflung selbst die Alleinherrschaft eines fremden Eroberers, als die Vermittelung dessen, was vor allem Noth thut — der Freiheit, dem alten Flickwerke vorziehen, und Deutschland dürfte auf diesem Wege, wie Polen, zur Einheit gelangen, mit dem Unterschiede nur, daß es vorher nicht von seinen Nachbarn, sondern von Einheimischen zerrissen war.

Dazu kommt, daß die deutschen Regierungen, vielleicht in dem Bewußtseyn ihrer unsichern Stellung, aber gewiß nicht zur Sicherstellung derselben, der lächerlichsten Eifersucht gegen das einheimische Verdienst Raum geben, und jeden ausgezeichneten Deutschen daran gewöhnen, von fremden Regierungen das Anerkennen seiner Verdienste zu erwarten und bei Fremden die Belohnung derselben, ja sogar nur den Schutz, der jener Schuldigkeit ist, zu finden. Dies geht oft bis ins Lächerliche, wie Ihnen einige mir nahe liegende Beispiele beweisen mögen.

Weigel, ohnehin durch Charakter, Talente und Kenntnisse ein sehr

achtungswerther Mann, erwarb sich neue Verdienste um seine Mitbürger durch die Dienste, die er ihnen während der schrecklichen Periode leistete, in der Dresden und seine Umgebungen der Schauplatz des Krieges waren. Er erwarb sich aber auch um unsere hülfsbedürftigen Landsleute große Verdienste, die von der russischen Regierung durch zwei Ordensdekorationen anerkannt wurden, und diese reichten hin, ihn zum Gegenstande des Hasses und der Verfolgung zu machen. Von Töplitz zurückkehrend, wo er nach der Schlacht bei Culm zu Verpflegung der verwundeten Russen nach Kräften beigetragen hatte, ward er auf Befehl Napoleons aufgehoben, und von der französischen Armee, ohne daß ihm irgend ein Vergehen zur Last gebracht wäre, mitgenommen, zuletzt nach Erfurt geschleppt. Hier schmachtete er, von seiner Heimath und Familie getrennt, ohne bei seiner Regierung, der treuen Verbündeten Napoleons, Hülfe zu finden, obgleich ihr seine Befreiung so leicht gewesen seyn würde; und er würde vergessen seyn, hätte er sich nicht an die Großfürstin Maria Pawlowna in Weimar gewandt, die gern, wie immer, die Gelegenheit ergriff, einem braven Mann nützlich zu seyn, und bei dem eben anwesenden Könige von Preussen unverzüglich seine Auslösung gegen einen französischen Obristen bewirkte. Diese Leiden söhnten indessen den sächsischen Hof um so weniger aus, da er sich durch die fremde Hülfe beschämt fühlen mußte, und das Unrecht ohnehin den unversöhnlich macht, der es that. Weigel war seitdem der Rachsucht aller Hofschranzen ausgesetzt, die sein Leben nach Kräften zu verbittern suchten. So weit soll der Eifer gegen ihn gehen, daß man, und, wie man sagt, mit höherm Beifalle, Briefe aufgefangen hat, in welchen reiche Kranke ihn um ärztlichen Rath baten, und fortdauernd dergleichen Patienten an andere Aerzte zu verweisen bemüht ist. Unter solchen Umgebungen ist bei Weigel der Wunsch, sein Vaterland zu verlassen, sehr natürlich. Setzte er ihn doch nur in Erfüllung, diesen Wunsch! Seine Kunst sichert ihm überall eine ehrenvolle Unabhängigkeit, und bei uns insbesondere würde ein Mann, wie er, mit Reichthümern und Auszeichnungen überhäuft werden.

Nicht viel besser als ihm ist es Herrn Winkler gegangen, der Ihnen unter dem Namen Theodor Hell bekannt seyn wird. Vor dem Kriege war er Archiv-Sekretär, und Repnin, der sich nicht zu der deutschen Fürsten Maxime bekennt, die das Talent für eine unnütze Bestie hält, wie der Bauer den Pegasus, weil er ihn nicht in den Pflug spannen konnte, — Repnin benutzte den tüchtigen Geschäftsmann, in-

dem er ihn zu einer beſſern Stelle in ſeiner Kanzellei beförderte, und ließ ſeinem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren, indem er ihm ein Hofrathsdiplom gab. Nach der Rückkehr des ſächſiſchen Hofes hat Herr Winkler ſeine neue Stelle verloren und die vorige nicht wieder erhalten; ja man hat kleinlich genug gedacht, ihm den Titel zu ſtreichen, der doch nicht den Mann, ſondern den der Mann ehrte.

Sachſen wurde bekanntlich im letzten Kriege eine geraume Zeit von ruſſiſchen Autoritäten adminiſtrirt, und in Dresden befand ſich eine beträchtliche ruſſiſche Garniſon. Wollen Sie über die Stimmung der Sachſen in dieſer Hinſicht etwas wiſſen, ſo glauben Sie auch hier das Gegentheil von dem, was die Zeitungen ſagen, um der Wahrheit einigermaßen nahe zu kommen. Die Begeiſterung, mit welcher Kotzebue von dem Betragen der Ruſſen und von dem Glücke, mit welchem ſich die Deutſchen durch ſolche Gäſte geſegnet fühlten, geſprochen, iſt keineswegs die Stimme der gezwungenen Gaſtfreunde. Das Volk, deſſen Urtheile in der Regel gerecht ſind, hat geachtet, was zu achten war, und ſchweigend ertragen, was es dulden mußte. Von allen höhern ruſſiſchen Befehlshabern iſt Repnin der einzige, der ſich allgemeine Achtung erworben hat. Kein Vorwurf, weder der Brutalität, noch der Erpreſſung, befleckt ſeinen Ruf. Freilich würde er beſſer gethan haben, die Summen, die er mit Geſchmack und Prachtliebe zur Verſchönerung Dresdens verwandte, dem armen Volke zu ſchenken; edler und wohlthätiger aber war es denn doch, den Anſtrengungen des Volkes dieſe Beſtimmung zu geben, als, mit dem Schweiße desſelben, Caſtraten und Hofſchranzen zu mäſten, wie vor- und nachher geſchehen iſt. Weit davon entfernt, ſich ſelbſt zu bereichern, lebte übrigens Repnin mit einer ſeiner Würde angemeſſenen Pracht von ſeinem eigenen Vermögen, darüber iſt nur eine Stimme. So wenig war die hohe Stelle, die er bekleidete, ſeinen Finanzen vortheilhaft, daß er vielmehr Schulden zu machen gezwungen war. Ja, was noch mehr iſt, er hat dieſe Schulden nicht allein gemacht, er hat ſie ſogar bezahlt! Noch jetzt bedauern die Dresdner, daß Repnin nur Civiloberbefehlshaber, und folglich nicht überall im Stande war, ſeinen guten Willen auch den militäriſchen Autoritäten befehlend mitzutheilen.

Herr v. G. war ein junger Mann, der die Kommandantenſtelle in Dresden wahrſcheinlich den patriotiſchen Opfern verdankte, die ſein Vater, der Finanzminiſter, dem Staate gebracht hatte. Er führte 3000 bewaffnete Leibeigene desſelben nach Dresden, die auf Koſten ihres Herrn

gegen den gemeinschaftlichen Feind gestellt waren. Herr v. G. war noch sehr jung; — eine der größten Belohnungen, die er sich durch die Tugenden seines Mannesalters nur erwerben kann, wird er genießen, wenn er durch dieselben die Erinnerung an seine jugendliche Befehlshaberschaft auszulöschen vermag. Daß er unter andern, zur augenscheinlichen Gefahr aller Einwohner und zum Verderben aller zahlreichen Kranken seiner eigenen Nation und der Stadt, mitten in dieser seine Truppen auf dem Neumarkte im Feuer exerciren ließ, darf ihm kaum noch zum Vorwurf gemacht werden, nachdem ein deutscher König, im tiefen Frieden und in seiner eigenen Hauptstadt, dem Beispiele gefolgt ist. Sie werden vielleicht von dem glorreichen Manöver gehört haben, das, nur zwei Tage nach meiner Abreise, in den Straßen von Berlin statt gefunden hat. Augenzeugen von daher haben mich versichert, daß man auf das muthigste unter den Linden aus einer Batterie von acht Feldstücken und unzähligen Flinten gefeuert, auch einen glorreichen Sieg über mehrere hundert Dutzend Fensterscheiben und einige arme Kranke, deren Tod der Schrecken verursachte oder beschleunigte, sehr wohlfeil mit einem einzigen Adjutanten, der vor Eifer den Hals brach, erkauft habe. Man hat die Fensterscheiben mit etwas mehr als 1000 Th. bezahlt, und damit ist offenbar alles gut gemacht, obgleich Uebelgesinnte ungescheut die Hoffnung hegen, daß sich der liebe Gott zu seiner Zeit die gefährdeten Menschenleben ebenfalls werde bezahlen lassen. Ich, meines Theiles, bin sehr geneigt, die ganze Geschichte für eine Conspiration der Glaser zu halten, und hoffe, daß die Herren v. Schmalz und v. Ancillon diesem neuen Symptome der Tugend bald auf die Spur kommen werden.

Herr v. G. ward von seinen gefährlichen Uebungen durch Weigels Vorstellungen zurückgebracht, der dem wegwerfenden Tone des jungen Mannes, mit männlicher Festigkeit, die Stimme der Humanität, die auch für russische Verwundete sprach, seine Pflicht als Aufseher der Hospitäler, Repnins Wünsche, und endlich, da alles das nichts fruchtete, des Kaisers anerkannten Edelmuth und den Entschluß, bei ihm Hülfe zu suchen, mit Erfolg entgegensetzte. Jenen hat die Nemesis in der Freude seines Herzens auf einen Rutschberg geführt und da auf die Nase fallen lassen. Den schlechten Geist, der in Deutschland herrscht, mögen Sie daraus abnehmen, daß ich noch Niemand von diesem Unfalle ohne Lachen sprechen gehört habe.

Herr v. K. war Polizeimeister in Dresden. Er scheint nicht einmal Charakterstärke genug besessen zu haben, um sich mehr als Verach-

tung zu erwerben. Den niedrigen Mitteln zu seinen Erpressungen entsprach nur die Gemeinheit, mit der er unter Huren, Juden und Spielern das Erpreßte durchbrachte. Sogar die armen Freudenmädchen mußten, um ihr Gewerbe zu treiben, Erlaubnißscheine bei ihm lösen. Doch lassen die Spötter ihm Gerechtigkeit widerfahren und gestehen, daß er nur nach eigener Prüfung dergleichen austheilte. Auch er hat Schulden hinterlassen, die es aber noch sind.

Im Allgemeinen war der Soldat erträglicher, als sein Befehlshaber. Die nicht seltene Gutmüthigkeit des gemeinen russischen Mannes versöhnte mit seiner Rohheit, die dem Mangel an Bildung ihren Ursprung verdankt. Die Brutalität der Offiziere, die nichts als Folge gänzlicher Verbildung ist, war immer empörend. Nicht selten sollen diese Herren auch gegen Bürger, von den ihnen ganz eigenthümlichen Faustschlägen ins Gesicht, Gebrauch gemacht haben, die wir leider noch auf unsern Paraden, als Surrogate der Stockschläge, zu sehen gewohnt sind. Der Ausnahmen hat es gegeben, das versteht sich, sie bestätigen aber, eben als solche, auch hier die Regel. Uebrigens lieferten die gemeinen Russen in Dresden einen neuen Beweis ihrer Bildsamkeit. Sie, die in Schmutz und Ungeziefer gefüllt einzogen, und auf vielfältige Bitten der mit Abscheu und Ekel erfüllten Bürger endlich in Kasernen einquartiert wurden, die auf den Straßen sehr betriebsam von den Vorübergehenden neue Kleidungsstücke, besonders Stiefel, gegen ihre alten eintauschten oder kurzweg requirirten, die, als Schildwachen vor dem Naturalienkabinette, den Spiritus von den daselbst bewahrten Mißgeburten wegsoffen, und die auf das Trockne gesetzten Merkwürdigkeiten in der Stadt zum Kaufe ausboten; diese Halbthiere verliessen Dresden als ein wohlgekleideter, wohlgenährter und wohldisciplinirter Heerhaufe.

Mir scheint, daß es für die Völker überhaupt keine weniger ehrenvolle Repräsentation giebt, als die durch ihre stehenden Armeen.

Einem Brauche der Zeit gemäß, der bedeutsam genug allen Unterhaltungsstoff in politischen und nichtpolitischen theilt, will ich diesen Blättern für Sie ein nichtpolitisches Feuilleton beifügen. Auch seinen Inhalt habe ich mehr dem Schauen, und dem Hören, als dem Lesen abgewonnen.

Der Mysticismus, mein theurer Freund, fährt mit wachsender Macht fort, seinen Scheffel auf so viele Lichter als möglich zu setzen. Ich hoffe, es sind nur Pfennigslichter, die sich das gefallen lassen. Man weiß in der That nicht, ob man lachen oder trauern soll, wenn man

dieſe Alte-Weiber-Krankheit ſo anſteckend um ſich greifen ſieht. Freilich eine Alte-Weiber-Krankheit, aber die Frauenzimmer werden heut zu Tage früh alte Weiber und die Männer dazu. Laſſen Sie uns hoffen, daß dieſer Sirokko der geiſtigen Welt nur die Spreu von den Körnern ſondern ſoll. Könnte es nicht im Plane der Vorſehung liegen, dieſe Prüfung einer verhängnißvollen Zeit vorauszuſchicken, und dieſe Menſchen, die Gott ſelbſt verrathen, indem ſie ſeinen ewigen Boten, der Vernunft und dem Gewiſſen, untreu werden, ſich in ſcheinheiliger Demuth enthüllen zu laſſen, damit die Völker zu ihrer Zeit wiſſen mögen, wem ſie ihr Zutrauen nicht ſchenken ſollen.

Und wie einträchtiglich alle die Truggeſtalten des Myſticismus, der Privilegirten, der Jeſuiten und der wiſſenſchaftlichen Geheimnißkrämer in einen großen Nebel zuſammenflieſſen, in dem das arme Volk erblinden und erſticken ſoll! Es würde rührend ſeyn, wäre es nicht zum Tollwerden.

Der Profeſſor Kieſer in Jena rühmt ſich gewiſſer großer Geheimniſſe im Felde des Magnetismus, die er nur wenigen Auserwählten anvertraut. Iſt es denn noch nicht, oder noch nicht laut genug geſagt, daß jede allgemeine Wahrheit, die ein Geheimniß bleiben muß, eine Schlechtigkeit iſt oder eine Thorheit!

Ammon, den ich vor zwölf Jahren für einen kräftigen Mann hielt, ſeufzt auf ſeiner Kanzel, und erzählt ſeiner Gemeinde von den großen Pflichten der Dankbarkeit, die den Proteſtanten gegen die Katholiken obliegen, insbeſondere weil dieſe, obgleich die ſtärkere Partei, doch immer nachſichtig verfahren und ſich ihrer Uebermacht nie überhoben.

So dachten freilich Luther, vor Kaiſer und Reich in Worms, und Guſtav Adolf auf dem Schlachtfelde von Leipzig nicht; aber daß der Oberhofprediger eines katholiſchen Königs im neunzehnten Jahrhunderte ſo denkt: ei nun! das mag eben ſo natürlich zugehen. Wunderbare Zeit! ſo denkt ein proteſtantiſcher Sachſe, während ein katholiſcher Spanier (Llorente) die Geſchichte der Jeſuiten und die unzähligen Scheiterhaufen enthüllt, deren Flammen die Glorie jener geprieſenen Nachſicht bilden.

In Dresden verſagt die Geiſtlichkeit der katholiſchen, d. h. der in Sachſen geduldeten Kirche, ihren Glaubensgenoſſen, die Proteſtanten ehelichen und nicht — ſtatt wie bisher nur die Kinder ihres Geſchlechts — alle ihre Kinder der katholiſchen Kirche geloben wollen — Abſolution und Trauung. —

Unsere Dichter und Maler hier und in Rom winseln und pinseln sich einer nach dem andern in den Schooß der allein seligmachenden Kirche hinein. Laßt sie fahren! Sie werden katholische Pfuscher bleiben, wie sie protestantische waren; denn ohne Vernunft gehörte auch die Phantasie eines Tasso ins Tollhaus.

Endlich: Eine Excellenz in Dresden hat sich sammt Frau Gemahlin ꝛc. in Paris zur katholischen Kirche gewandt. Se. Excellenz waren höchstens ein excellenter Hofrath mit einem mäßigen eigenen Vermögen, als sie eine reiche Erbin und mit dieser, wie man sagt, eine Million heiratheten. Ein so eminentes Verdienst verschaffte Sr. Excellenz im Jahre 1807 den Gesandtschaftsposten in Paris. Von dem großen Napoleon empfohlen wurde genannte Person nach einigen Jahren Minister der auswärtigen Angelegenheiten und empfing statt des bisherigen mit diesem Posten verbundenen Gehalts von 6000 Rthlr. — 18,000 Rthlr. und 12000 Rthlr. Tafelgelder.

Als Napoleon auf seinem Wege nach Moskau die kurzathmige polnische Conföderation schuf, empfing der deutsche Graf jubilirend das polnische Bürgerrecht und die Frau Gräfin prunkte mit der polnischen Kokarde am Brusttuche. Unterdessen hatte das Pärchen sein ungeheures Vermögen um die nämliche Zeit durchgebracht, in der des hohen Gönners Reich verwirthschaftet war. Da zogen die Gemüther zerknirschten Herzens wieder nach Paris, schwuren reuig zu den Fahnen der Legitimität, wanden sich in Sack und Asche vor den Bourbons und spielten vor allen Dingen die seufzenden Kreaturen in den Betstunden der Herzogin von Angoulême, der es endlich gelungen ist, diese edeln Seelen zu retten, die jetzt bei ihrem Hofstaate angestellt sind. —

Mit der Nachricht von einer erfreulichern Erscheinung im Gebiete der Wissenschaften, will ich den Uebergang zu den Büchern machen, die zwar im Durchschnitte nicht viel besser sind, als die Menschen, die aber vor diesen den Vortheil gewähren, daß man sie ohne Schwierigkeit wegwerfen kann, wenn sie nichts taugen.

Eine große Veränderung scheint der Medizin bevorzustehen, eine Veränderung, welche die gänzliche Umgestaltung der Materia medica und den Untergang des Apothekerwesens zur Folge haben dürfte. Nicht auf den Magnetismus ziele ich hier, es ist die Kurmethode des Dr. Hahnemann in Leipzig, der die Welt vielleicht einmal große Wohlthaten zu verdanken haben wird. Hahnemann geht von zwei wohl allgemein als wahr anerkannten Grundsätzen aus. Es ist nämlich:

1) gewiß, daß die Medikamente, je nach dem gesunden oder kranken Zustande des menschlichen Körpers, auf denselben die gegentheiligsten Wirkungen äussern, und daß dem zu Folge das Mittel gerade eine Krankheit heilt, das in dem gesunden Körper die nämliche Krankheit hervorbringen würde. So bringt der Merkur, das wirksamste Mittel gegen syphilitische Uebel, im Uebermaße oder von Gesunden genossen, völlig syphilitische Symptome hervor. So heilt man die Hundswuth durch Belladonna, die an sich alle Erscheinungen dieses gräßlichen Uebels zur Folge hat. So werden gegen Durchfälle Rhabarber und andere Mittel, welche die Ausleerung befördern, gewählt; und Aloe, ein erhitzendes und zusammenziehendes Mittel, ist eines der wirksamsten gegen Obstruktionen. (Sollte nicht auch in der Chirurgie etwas Aehnliches Statt finden, wenn man z. B. Blutstürzen durch Aderlässe begegnet?)

Der zweite Grundsatz, von welchem Hahnemann ausgeht, ist der, daß die größten chemischen Wirkungen durch die kleinsten Quantitäten der wirkenden Stoffe in der Natur hervorgebracht werden, die auch hier ihr großes Gesetz von der möglichst geringen Kraftanwendung zu befolgen scheint. Chemiker werden Ihnen den Satz durch vielfache Beispiele, zu welchen besonders Substanzen, die eine dem Geruchssinne zunächst bemerkbare Veränderung hervorbringen, Anleitung geben dürften, erläutern. Diese chemischen Veränderungen sind desto größer, je abgeschlossener der Raum ist, in dem sie hervorgebracht werden. So sauert z. B. ein einziger Tropfen Essig ein ganzes großes Gefäß mit Milch. Der menschliche Körper aber ist wohl ein so abgeschlossenes Gefäß, als nur immer in der Natur bekannt ist.

Unter diesen Voraussetzungen muß man allerdings erschrecken über den heillosen Tumult, der nach der bisherigen Kurmethode durch die Menge, die Verschiedenheit und die Zusammensetzung der Arzneimittel in unserm armen Körper nothwendig hervorgebracht werden muß; eine Verwirrung, die nur ein glücklicher Zufall zum Guten leiten, der nur eine kräftige Natur zu widerstehen vermag. Und diesen Schrecken kann die Fakultät nur beseitigen, indem sie zeigt, daß die Zusammensetzung der Medikamente die Wirksamkeit jedes einzelnen nicht verändert, oder wie die Wirksamkeit jedes einzelnen in jedem Falle der Zusammensetzung modifizirt wird; und indem sie ferner beweiset, daß von eben diesen einzelnen Mitteln, die zuerst, wie eine Menge Briefe in den nämlichen Postbeutel, in dasselbe Glas und dann in den nämlichen Magen zusammengeschüttet werden, jedes einzelne, gleich jedem Briefe, an seine

Adreſſe zu ſeinen vorgeſchriebenen Beſtimmungen, Herz, Leber, Nieren u. ſ. w. gelangt.

Hahnemann, der nicht einmal an eine Möglichkeit der Löſung dieſer Aufgaben zu glauben ſcheint, fühlt ſich durch die obigen Wahrheiten bewogen, in allen Krankheiten nur ganz einfache Mittel (meiſtens aus dem Pflanzenreiche) und dieſe in äuſſerſt geringen Doſen vorzuſchreiben. Die Mittel ſind bekannt und wohlfeil und ihre Zubereitung iſt in der Regel ſo einfach, daß ſie jeder ſelbſt zu beſorgen im Stande iſt. Die Geringfügigkeit der Gaben geht ſo weit, daß ſie von allen Apothekern belacht wird, und überraſcht in der That durch ihren Widerſpruch gegen unſere bisherigen Gewohnheiten und Begriffe. Er löſet z. B. den Gran Arſenik in einem mäßigen Glaſe Waſſer auf, verdünnt etwa den zehnten Theil dieſes arſenikgeſchwängerten Waſſers mit einer andern gleich großen Quantität und läßt von dieſer zweiten in vorkommenden Fällen einen Tropfen nehmen.

Das iſt, wenn Sie wollen, Hahnemanns Syſtem. Sehr einfach ganz gewiß, vielleicht aber nicht immer weniger folgereich. Die wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften ſollen darüber in der Regel ſchweigen, oder ſpotten. Das iſt erklärlich. Der Laiè aber, der ſich eines Urtheils enthalten muß, dürfte ſich nicht allein durch die Begreiflichkeit dieſer Methode und die Unbegreiflichkeit der ältern, ſondern auch durch mehrere Nebenumſtände, die der Sache Gewicht geben, zu einem günſtigen Vorurtheile bewogen fühlen.

Hahnemann iſt zuförderſt ein gelehrter Arzt, ein bejahrter, ein vermögender und ein anerkannt rechtſchaffener Mann. Es läßt ſich alſo im Zweifel unmöglich annehmen, daß ſeine Anſichten etwa der Compendien-Blähung, wie ſie junge Leute von Univerſitäten oft mitzubringen pflegen, der Unwiſſenheit, der Charlatanerie oder der Habſucht ihren Urſprung verdanken; der letztern zu dienen, möchten ſie ohnehin ſchwerlich geſchickt ſeyn.

Für ihn ſprechen ferner nicht nur die Erfahrungen, die er durch eine lange und ausgebreitete Praxis im Allgemeinen erlangt, ſondern auch beſondere Erfahrungen, die er ſich durch Verſuche erworben. Verſuche, die er nicht, wie junge Aerzte an ihren Patienten ohne Unterſchied, ſondern an ſich ſelbſt, und an einigen Freunden, die Zutrauen zu ihm hatten, in geſundem und krankem Zuſtande gemacht hat.

Endlich lachen ihn freilich die Apotheker aus, aber Hahnemanns Patienten lachen auch, und zwar noch mehr; denn ſie werden geſund. Was man von dem Erfolge ſeiner Kuren ſagt, grenzt in der That an das

Wunderbare. Setzt man aber auch die Hälfte dieser Sagen auf die Rechnung einer dem Menschen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit (Gerngläubigkeit möchte ich leider sagen): so bleibt doch noch genug übrig, um die Sache einer größern Aufmerksamkeit werth zu machen. So soll z. B. ein ganzes Dörfchen im sächsischen Gebirge ihm seine Rettung aus den Gefahren des Lazarethfiebers verdanken. Da im Gefolge des Krieges und seiner Einquartierungen und Durchzüge, diese Gegend von ansteckenden Fiebern heimgesucht war, deren Verheerungen pestartig wütheten, wußten sich die armen Leute in jenem Dörfchen nicht anders zu helfen, als durch eine Deputation an Hahnemann, den Ruf der weit und breit um Leipzig als einen großen Arzt bekannt gemacht hat, und den sie um Rath baten. Er gab ihnen einige sehr einfache diätetische Vorschriften und einige Flaschen eines eben so einfachen Medikaments, von dem nur wenige Tropfen denjenigen gereicht werden sollten, die sich von dem Uebel ergriffen fühlten; und in dem Dörfchen starb Niemand an dem verheerenden Nervenübel, während die Nachbarschaft einem Todten-Acker glich..

Daß Hahnemann von den Apothekern gehaßt wird, die ihm, glaub' ich, ihre besten Medikamente in den Leib wünschen, scheint mir natürlich, beinahe verzeihlich; daß ihn aber auch Aerzte und Professoren der Medizin anschwärzen und verfolgen, möchte keins von beiden seyn. So weit geht diese Verfolgung, daß Hahnemanns Zeugnisse, die er Studierenden über bei ihm gehörte Vorlesungen ertheilt, nicht für gültig angesehen, und daß den Jünglingen, die seine Schüler sind, schon deswegen Examen und Beförderung ungebührlich erschwert werden.

Was ich von Hahnemann und seiner Lehre und den Schicksalen beider gehört und Ihnen mitgetheilt, erscheint mir selbst zum Theil so auffallend und räthselhaft genug, daß ich es hier besonders für meine Pflicht halte, Ihnen meine Quelle anzuzeigen. Zwei gelehrte und achtbare Männer haben mir gesagt, was ich Ihnen erzählte. Sie sind zwar nicht Aerzte, allein einer derselben zumal, Reum (als Lehrer bei der hiesigen Forstakademie angestellt), scheint mir um so mehr Zutrauen zu verdienen, da er gerade in den Naturwissenschaften und der Mathematik sich auszeichnet und — wie die rechten Mathematiker zu seyn pflegen, ein tüchtiger, vorurtheilsfreier Mann ist.

Haben Sie Göthe's „über Kunst und Alterthum am Rhein und Main" gelesen? Es soll viel Schönes darin seyn. Wollen Sie aber das genieſſen, so machen Sie es nicht wie ich, der ich nach der dummen

alten Art mit dem Anfange angefangen. Da habe ich denn so lebhaft wie mit meinen leiblichen Augen auf jeder Seite den Großherzoglichen Sachsen-Weimarschen Herrn Geheimen-Rath und mehrerer hohen Orden Ritter von G. gesehen, wie er, gleich einem pensionirten Hofmarschall, wohl frisirt und mit dem Hute in der Hand hinschreitend, von Kölln bis Heidelberg wandelt, überall rechts und links hohen und werthen Gönnern ein Wörtchen des Dankes und des Lobes zuflüstert, insonderheit jedes Plätzchen wohl bemerkt, an welchen hohen und höchsten Personen ein Vergnügen zu bereiten seyn möchte, und endlich seufzend das absonderliche Unglück des linken Rheinufers beklagt, aller seiner ehemaligen fürstlichen Residenzen beraubt zu seyn.

Haben Sie Sismondi's histoire des républiques italiennes du moyen âge gelesen? Thun Sie es ja. Seit Jahren hat mir kein historisches Werk einen so hohen Genuß gewährt, wie dieses. Jetzt erst, denk' ich, besitzt die französische Sprache eine historische Composition, die sie kühn allen gleichartigen Werken der englischen zur Seite stellen darf. —

Suchen Sie der Oelsnerschen Preisschrift sur l'Islamisme habhaft zu werden. Sie enthält das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben worden. Unser Freund Merkel hatte allerdings Unrecht, wenn er von einer Oelsnern zu machenden litterarischen Reputation sprach. Diese Reputation existirt schon lange, wenn gleich nicht in den Zeitungen. Oelsners Fragmente über die französische Revolution (ich habe sie leider noch nicht lesen können) sollen ebenfalls vortrefflich seyn. Es läßt sich erwarten, da wohl nur wenige so geistvolle Männer den großen Begebenheiten so nahe standen. Ich freue mich herzlich auf seine Bekanntschaft, die ich wohl erst in Paris werde machen können. In Berlin konnte ich von meiner Adresse keinen Gebrauch machen.

Das Beste und Neueste über Theologie soll von einem Juristen geschrieben seyn, dem preussischen Kriegs- oder Regierungsrathe (die verwünschten Titel laufen mir immer aus dem Gedächtnisse) Palzow. Er hat zwei Werke herausgegeben; das eine über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, das andere allgemeinern Inhalts. Man wundert sich über den Druck dieser Bücher; das läßt etwas Gutes von ihrem Inhalte erwarten.

Ich habe Ihnen von guten Büchern schreiben wollen. Es ist nicht meine Schuld, daß ich meistens älterer Werke gedacht habe. Etwas ganz Neues will ich Ihnen denn aber doch melden. Herr Professor Steffens hat in seiner neuesten Schrift über die Organe des Staates

die Entdeckungen gemacht, daß die Deutschen all' ihr Heil von stillen Thaten, dergleichen er ihnen eifrigst anräth, zu erwarten haben, und daß der Adel nichts sei als die Individualisirung der Person. Ich bin nicht so glücklich, das zu verstehen.

Noch will ich Ihnen eine Begebenheit mittheilen, die sich vor wenigen Monaten in der Nähe von Berlin zugetragen hat und deren Wahrheit bei aller ihrer Abenteuerlichkeit, in Folge der sorgfältigsten gerichtlichen Untersuchungen, vollkommen dargethan ist. Mir hat sie der ehemalige Stadtrath Friedländer aus Berlin erzählt, mit dem ich auf den Ruinen von Tharand zusammentraf und einige um so glücklichere Stunden verlebte, da er mir von seinen Zeitgenossen Lessing, Nicolai, Moses Mendelssohn und andern manches Anziehende und Merkwürdige zu sagen wußte.

In der Nähe von Berlin lebte auf seinem Gute ein Herr von B., ein sehr bejahrter Mann, der, nach einer kinderlosen Ehe mit einer Schwester des Generals Rüchel, Wittwer geworden war und zu präsumtiven Erben vier junge Neffen hatte, die sich nicht weit von seinem Wohnorte aufhielten, und das Ende seines Lebens und ihrer beschränkten Lage mit Sehnsucht erwarten mochten. Herr von B. war seit vierzig Jahren in der ganzen Nachbarschaft durch nichts bekannt als durch seinen Geiz und seine Leidenschaft für das l'hombre-Spiel, das in dieser ganzen, langen Zeit, nächst dem Gelde, den einzigen Gegenstand seiner täglichen Beschäftigung und seines täglichen Vergnügens ausgemacht hatte. Endlich erbarmte sich der Tod der harrenden Erben; man meldet ihnen den vor etwa vierundzwanzig Stunden plötzlich erfolgten Hintritt des Oheims. Sie eilen in das Sterbehaus und erkundigen sich in diesem, schon des Wohlstandes selber, zuerst nach der Leiche des Erblassers, die sie in dem wohlbekannten Schlafrocke desselben noch im Schlafzimmer und auf dem Bette finden. Indessen hatte nicht der Wohlstand allein sie zuerst in dieses Zimmer geführt. In diesem Zimmer befand sich auch des Wohlseligen Pult, dessen Inhalt ihnen über ihre Wünsche und Hoffnungen Gewißheit geben sollte. Kaum erwarten sie den Augenblick, in dem sie allein sind, um es zu öffnen. In froher Hast werfen sie Rechnungen, Briefe und andere gleichgültige Papiere durcheinander, um zu der Hauptsache, des Oheims Hauptbuch, zu gelangen; und wie angenehm finden sie sich in ihren Erwartungen getäuscht, als sie statt der vermutheten 100,000 Rthlr. eine Erbschaft von mehr als 350,000 Rthlr. entdecken.

Mit Mühe unterdrücken sie den Jubel in ihren Herzen, um nur eine erträgliche Ernsthaftigkeit zu erzwingen. Doch wird ein leckeres Mittagsmahl bestellt, der beste Wein aus dem ererbten Keller aufgetischt und in einem an das Schlafkabinet grenzenden Zimmer tafeln die jungen Herren nach dem wohlgerathenen Werke in der glücklichsten Stimmung von der Welt, wie sie die Aussicht auf die nahe Ausführung so manches Lieblingsplanes nur immer gewähren kann. Die langweilige Zeit, die man während der Vorbereitungen zur Beerdigung denn doch im Sterbehause zubringen muß, zu vertreiben, schlägt einer der jungen Herren seinen Miterben für den Nachmittag eine Parthie l'hombre vor. Der Vorschlag wird angenommen, und gleich in dem Speisezimmer der Spieltisch arrangirt. Nachdem sie schon eine geraume Zeit gespielt, läßt sich ein Geräusch im Nebenzimmer hören, das sie wohl bemerken, auf das sie aber weiter nicht achten., weil es gleich wieder still wird. Wie groß ist indessen ihr Entsetzen, als nach etwa einer halben Stunde der verstorbene Oheim, freundlich an der Mütze rückend, in die Thür des Schlafzimmers tritt. „Ei, ei, Kinderchen, ruft er ihnen zu, seid ihr da! Davon habe ich ja gar nichts gewußt. — Und", fügt er schnell hinzu, als er die Bestürzung auf den leichenblassen Gesichtern erblickt, — „laßt euch doch nicht stören. Bleibt sitzen, bleibt sitzen. Ihr habt mich besucht, da ihr von meiner Unpäßlichkeit hörtet, und mich in meinem Schlummer nicht stören wollen. Bleibt nur sitzen und spielt fort. Ich setze mich zu euch und sehe zu. Ihr wißt ja, daß ich von dem Spiele auch etwas verstehe."

Wirklich setzt er sich zu ihnen, die in dem Augenblick nichts Besseres, als seinen Rath zu befolgen, wissen, obgleich das Unerhörte ihrer Lage sie fast sinnlos macht. Ach, und jede Ueberlegung zeigt ihnen nur die Trostlosigkeit dieser Lage. Der Tod war nur Schein, die Erbschaft war es auch und für jetzt ist sie verloren. Schlimmer noch als das! Nicht lange kann ihr Treiben dem Oheim verborgen bleiben. Die Verwirrung und zum Theil Vernichtung seiner Papiere muß den bis zur Pedanterie pünktlichen alten Mann, der lachenden Erben unanständige Hast und ihr Jubiliren in der Nähe der vermeinten Leiche den Verwandten empören. Für immer ist sie verloren, die köstliche Erbschaft!

Der Alte allein, um den sich aller dieser Tumult der Angst und der Leidenschaft dreht, ist unterdessen ganz unbefangen mit dem Spiele beschäftigt, das endlich, die alte Lust erweckend, ihn den Wunsch, daran Theil nehmen zu können, äussern läßt. Sogleich ist einer der Neffen ihm seine

Karte abzutreten erbötig, doch hat er einige Marken verloren. Das hält den seinem Glücke vertrauenden Oheim nicht ab, das Erbieten anzunehmen. Und wirklich begünstigt ihn das gewohnte Glück, das endlich nach kurzer Zeit ihm ein großes Solospiel in die Hand wirft. Mit freudiger Spielerungeduld muntert er die Mitspieler zum Spiele auf. Macht zu, rief er ihnen zu, kauft nur, kauft! Es hilft Euch alles nichts, diesmal ziehe ich Euch aus. Ihr müßt mir bezahlen, alle bezahlen! Was ist Trumpf, ruft er dann aus — indem er mit dem Ausspielen die Trümpfe auszuziehen beginnt — Spadille! — und in demselben Momente sinkt er zusammen. Jetzt wirklich todt.

Es ist begreiflich, daß die Erben, schon der Familie, noch mehr ihrer selbst wegen, den unerhörten Vorfall zu verheimlichen bemüht waren. Die Sonderbarkeit des sich demungeachtet bald verbreitenden Gerüchtes veranlaßte aber die nahe Obrigkeit, erst dem Grunde desselben näher nachzuforschen, dann, eine förmliche Untersuchung anzustellen, deren unverdächtiges Resultat ich Ihnen eben erzählte.

Selten mögen wohl das Entzücken und die Todesangst, das Glück und der Verlust, die verderblichste Gefahr und die vollkommenste Rettung, im tollen Humore wechselnd, sich so nahe und die Meinungen und Gefühle einer kleinen Gesellschaft in so schneidenden Kontrasten gestanden haben, als hier. Und — sollte nicht das Benehmen der Erben hinreichen können, die Erscheinung zu erklären, die ihre Strafe war? Konnte nicht in dem alten Spieler, auf dem dunkeln und geheimnißvollen Uebergange vom Seyn zum Nichtseyn, noch ein helles Aufflammen des erstern erregt werden, indem die gewohnten, mächtigen Zauberworte des Spiels aus dem Nebenzimmer, ihm selber unbewußt, wie Reizmittel auf die hinschlummernden Organe wirkten? — Und, würde er nicht vielleicht fortgelebt haben, wenn ihm nicht das schadenfrohe Glück eben jenes große Spiel zugetheilt hätte? Eine dauernde Spannung konnte die Maschine wieder gehörig in den Gang bringen. So aber hörte sie auf, — er fühlte sich befriedigt und er sank hin, Schiller's Thekla parodirend. Er hatte gelebt und — gespielt!

Ich will mit einem Paar Stadtneuigkeiten schliessen, damit dieses unendliche Geschwätz doch einigermaßen einem Briefe ähnlich sehe.

In Dresden spukt es. Daselbst befindet sich nämlich in dem Zeughause ein uralter Türkenkopf, von dem schon die graue Vorzeit erzählt, daß er wackele, so oft ein Krieg herannaht. Der Alte soll sich eben jetzt ganz bedenklich schütteln; und da man der Fr. v. Krüdener ge-

glaubt hat, deren Prophezeiungen doch nicht eingetroffen sind, so sehe ich nicht ein, warum man ihm nicht glauben soll, der sich schon mehr, denn einmal, als ein guter Politikus bewährt hat. Gebe nur Gott, daß seine Verkündigung nicht von der Art seyn möge, wie einst die der Bellona auf dem Zeughause von Berlin, als sie, kurz vor der Schlacht vor Jena, von dem Dache in die Straße hinabstürzte.

Ferner — der protestantische Superintendent von Dresden soll im Karlsbade gestorben seyn. Noch weiß man nicht, wem der Pater Mauermann, Beichtvater des Königs, die erledigte Stelle bestimmt hat.

Leben Sie wohl!

Die Verhältnisse damaliger Tage sind zwar schon weit von uns zurückgetreten und durch Ereignisse größerer Art verdunkelt, welche wir als Erfolge von jenen betrachten dürfen. Demungeachtet behält Jochmanns Brief ein eigenes Interesse für uns, nicht allein dadurch, daß sich der helle Geist seines Verfassers treu darin abspiegelt, sondern auch, daß wir daraus erkennen, wie ein unbefangener, vorurtheilloser Fremdling, ein Mann von Einsicht und Scharfblick, die Wirren jener Tage und die verkehrte Behandlung der Völker, ja der europäischen Menschheit, mit heiligem Unwillen betrachtete.

Jochmann eilte von Tharand in die Rheingegenden. Sie waren ihm schon früher lieb geworden. Er sah sie gern wieder, und verweilte hier lange. Dann trat er in die Schweiz. An einem der schönsten Herbsttage (es war der 12. September 1820) besuchte er mich, indem er mir ein Briefchen von der Hand eines theuerwerthen Mannes, des russischen Staatsrathes Theodor v. Faber, brachte. Eine Stunde genügte, daß wir einander unser gegenseitiges Vertrauen aufschlossen. Ein wunderliches, mir selber noch unerklärliches Ereigniß, wie es mir schon einigemal geschehen war, beförderte die Annäherung.

Während wir nämlich im Garten plaudernd beisammen saßen, und er mir abwechselnd von seinen Reisen, oder seinen Entwürfen für die Zukunft, erzählte, verlor ich mich in Betrachtung seiner Person. Wohlgebaut, von kaum mittlerer Größe, aber mager und zart, verrieth er, in der krankhaften Farbe seines sonst angenehmen Gesichts, eine schon zerstörte Gesundheit. Selbst der freundlich-milde Blick seiner Augen, auch wann er in Augenblicken der Begeisterung, oder im Gefühl der Freude lebhafter erglänzte, schien ein verborgenes Leiden anzuklagen. Allmälig verdunkelte sich vor mir seine Gestalt, als würde sie nebelhaft; ich hörte

wohl seine Stimme, aber ohne seine Worte zu beachten. Es ward in diesem Augenblick der Gang seines bisherigen Lebens, selbst die geheime Geschichte seines Herzens, bis auf gewisse Einzelheiten, in mir hell.

Als er endlich eine zeitlang stillschwieg, vermuthlich einer Antwort von mir gewärtig, erwachte ich wieder zur Besonnenheit und Klarheit der Dinge um mich her. Statt das Gespräch fortzusetzen, bat ich um Erlaubniß, ihm offen zu sagen, was unwillkürlich in mir vorgegangen sei, weil mir's selbst zu wichtig wäre, von ihm zu erfahren, ob mich vielleicht meine Phantasie mit einer Selbsttäuschung äffe. Ich erzählte ihm von seiner Vergangenheit, von besondern Lebensverhältnissen, von einer Liebe, die schmerzlichen Ausgang für sein Gemüth gehabt u. s. w. Er starrte mich seltsam an; er gestand redlich die verschiedenen Vorgänge ein, selbst die Richtigkeit von mir angeführter Nebendinge und Kleinigkeiten. Beide gleich sehr verwundert, erschöpften wir uns in fortgesetzter Unterhaltung mit Vermuthungen aller Art, dies seelische Räthsel zu lösen.

Auf diese Weise ganz unerwartet enger zusammengeführt, trennten wir uns so bald nicht. Wir blieben mehrere Tage beisammen, und jeden Tag gewann ich den trefflichen Mann lieber, den so viel Herzensgüte und geistige Lichtfülle auszeichnete.

Von da stammte eine Freundschaft, die wir für einander durchs ganze Leben ungebrochen bewahrten. Er begab sich ins südliche Frankreich, um seine Gesundheit unter milderm Himmel erstarken zu lassen. Unbefriedigt kehrte er nach beinahe einem Jahre zu mir zurück, brachte einen Theil des Sommers (1821) in verschiedenen Gegenden der Schweiz zu; ging (im Herbst 1821) nach Paris, wo er im Umgang mit Oelsner, Schlabrendorf, Stapfer, und andern Weisen und Geschäftsmännern, herrliche Tage verlebte, aber wieder zurückkam, um in den Helquellen von Baden-Baden seine Genesung zu suchen. Diese schienen ihm zusagend; er siedelte sich endlich dort, und abwechselnd in Karlsruhe, fast ganz an. Von Zeit zu Zeit besuchte er mich. Am häufigsten verkehrten wir mit einander in unsern Briefen.

Ich beklage, die seinigen nicht sorgfältiger aufbewahrt zu haben. Einen derselben, welchen er aus dem südlichen Frankreich schrieb, ist folgender:

Marseille, den 5. April 1821.

Im November des vorigen Jahres habe ich Ihnen aus Montpellier geschrieben. Darf ich von meiner damaligen Stimmung auf den

Inhalt meines Briefes schliessen, so enthielt er nicht viel mehr, als hypochondrische Grillen, und nichts Wahres, als die Versicherung, daß ich Ihrer und Ihrer Freunde in Aarau mit der innigsten Zuneigung gedachte. Dies letztere ist übrigens jetzt so wahr, als damals, und wird — ich fühl' es — immer so seyn. Heute bring' ich mich Ihnen durch diese Zeilen in Erinnerung, weil ich es bald persönlich zu thun denke, und nicht als ein Vergessener dem Einsiedler am Jura zu erscheinen wünsche. Es ist meine Absicht, den bevorstehenden ganzen Sommer Ihrem schönen, freien Vaterlande zu widmen. Freilich traue ich mir noch nicht die Kräfte und die Heiterkeit zu, die zu einer einsamen Alpenreise erfordert werden; aber ich hab' es auch eigentlich nicht auf eine solche, sondern mehr auf einen längern Aufenthalt in der Leib und Seel erquickenden Bergluft abgesehen. Ob ich damit etwa eine Molkenkur in Gais oder auf dem Rigi zu verbinden habe, soll von Ihrem und Ihres braven Arztes Schmutziger *) Rath abhängen; wie ich mir denn überhaupt die weitern Verhaltungsbefehle für mein Schweizerleben in den ersten Tagen des Mai bei Ihnen holen will.

Ich habe bisher in Nizza gelebt; bin zum Theil Zeuge der sonderbaren Ereignisse gewesen, die Europa mit Furcht und Hoffnung, Angst und Freude erfüllt haben, und werde Ihnen des Wunderlichen viel, des Tröstlichen wenig zu erzählen haben. In diesem Augenblicke ruft man unter meinem Fenster: „la fin de la grande *conspiraton* d'Italie" aus, und in einem mit obrigkeitlicher Erlaubniß und folglich Billigung gedruckten Bulletin über die Katastrophe in Neapel heißt es: „que Pepe avait *libéralement* emporté la caisse de l'armée." Der Schrecken hatte zur Vernunft geführt, dem Siege folgt der Uebermuth. Das ist — nicht in der Ordnung, aber in der Rege!

Eine trübe Ueberzeugung haben meine Beobachtungen und die Ereignisse der letzten Zeit in mir befestigt, nämlich diejenige von der Unversöhnlichkeit der Parteien, die sich in unserm Welttheile gegenüber stehen. Ich tröste mich mit Amerika, für das vielleicht alle diese Bewegungen eigentlich berechnet sind. Die Geschichte scheint zu dieser Ansicht zu berechtigen; denn sie lehrt, daß die Civilisation niemals auf demselben Boden keimte und blühte. Aus dem östlichen Asien wandelte sie nach Aegypten und dem südlichen Europa; von da in das nördliche, und

*) Einer der ausgezeichnetsten Aerzte der Schweiz, welcher im Jahre 180 zu Aarau starb.

jetzt treibt der Strom mit Macht nach Amerika, wohin die neuen Ankömmlinge nichts mitbringen, als die Künste und Wissenschaften der alten Welt; ihre Narrheiten und Dummheiten und Vorurtheile in der Heimath zurücklassend. Herr v. Gagern hat freilich angefragt, was denn wohl ein deutscher Freiherr in Amerika besonders zu erwarten habe? aber nichts Tröstliches zur Antwort erhalten, nämlich eben nur die Sylbe „Nichts.“ Während man sich in Europa abmüht, um die Vernunft aus einigen Felsennestern der südlichen Halbinsel zu verjagen, schlägt sie jenseits des Oceans mächtige Wurzeln in einer Provinz, deren natürlicher Reichthum den unsers ganzen Welttheils übertrifft, und es mag wohl seyn, daß die europäischen Dynasten sich nur darum in Kongressen und Feldzügen erschöpfen, um einmal den transatlantischen Staaten gegenüberzustehen, wie die barbarischen Reguli der alten Welt den Römern. — Gott erhalte Ihrem Vaterlande die Selbstständigkeit, die des Auslandes Achtung verdient, und die Kraft, die sie erwirbt. Mit einem von beiden allein würden Sie schwerlich lange ausreichen.

Mir ist jetzt ungefähr wie Ihnen, als Sie einst in den Tuilerien das Nahen des Frühlings fühlten, und sich in die Berge zurücksehnten. Ich kann das gute Wetter kaum erwarten, das die Landstraßen trocknen soll, um mich auf den Weg zu machen. So herrlich der Herbst und der Winter in diesen Gegenden sind, so unerträglich ist hier die Jahreszeit, in der anderswo der Frühling zu erscheinen pflegt. Regenströme und kalte, schneidende Nordwinde wechseln ab. Ein Drittes kennen wir seit drei Wochen nicht. Zu meinem Troste lese ich in Ebel's Handbuch, daß der Mai in der Schweiz gewöhnlich gutes Wetter mitbringt, und ich freue mich auf das frische Grün Ihrer Wiesen und Wälder. Der nackten Felsen und der blassen sogenannten immergrünen Oliven bin ich herzlich satt. — —

Wie gesagt, ich beklage, von Jochmanns Briefen nicht mehr aufbewahrt zu haben. Sie würden mir zum lebensgeschichtlichen Bilde von ihm die treuesten Farben geliefert haben. Er war sorgfältiger mit den meinigen gewesen. Ich fand sie in seinem litterarischen Nachlaß wieder, den er mir vererbte, und errieth aus ihnen zum Theil die Gemüthsstimmungen wieder, in denen er sich von Zeit zu Zeit zu mir gewandt hatte; die Gegenstände, mit welchen sich sein arbeitsamer Geist beschäftigte; die Orte und die Zeiten seines wechselnden Aufenthalts. — Sie sind freilich ein dürftiger Ersatz für die seinigen. Dennoch will

ich einige derselben mittheilen; sie werden seinen zahlreichen Freunden aus gleichem Grunde, wie mir, nicht ganz werthlos zur nähern Kenntniß des edeln Mannes scheinen, und wenigstens einem künftigen Nekrolog dieses Schriftstellers einigermaßen zum Hülfsstoff dienen.

1.

Nach Bern. 8. Juni 1821.

Wohl ein paar Tage früher schon hätt' ich Ihnen schreiben können, wenn mich die Sitzungen unsers Großen Rathes nicht aus der gewohnten Ordnung und Einfalt des Lebens gerissen hätten. Das tägliche Einerlei ist mir ein so hohes Bedürfniß, wie Ihnen das täglich Abwechselnde der äussern Umgebungen. Sie suchen Zerstreuung; ich Einsamkeit. Ihr Physisches kann sich nicht recht dem Nordischen, nicht recht dem Südischen acclimatisiren; mein Psychisches widerspricht eben so dem kleinlichen, leidenschaftlichen Treiben der Menschen in den obern und untern Regionen; und ich liebe die Menschen am innigsten, wenn ich sie am wenigsten in der Nähe haben muß. Vielleicht ist grade dieser Gegensatz bei uns beiden, was uns einander lieb macht; denn ich könnte unmöglich ein alter ego lieben; nur die ungleichnamigen Polen ziehen einander an.

Wegen Ihrer Reisebemerkungen sein Sie doch ohne Besorgniß. Ich war ja der Erste so frei, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir belehren können ohne zu kränken, und Sie schrieben nicht für die Welt.

Beiliegend empfangen Sie auch die Antwort des Herrn Oberförsters Kasthofer. Sie werden daraus ersehen, daß Alles für Sie in Ordnung ist. Im Fall der Himmel günstig seyn will, versuchen Sie doch dann auch ein paar Tage in der hohen Einsamkeit von Herrn Kasthofers Alpen zu leben. An ihm selbst werden Sie einen braven, edeln Mann kennen lernen.

Mich freut, daß Ihnen Bern den heroischen Entschluß einflößen könnte, vier Wochen daselbst zu leben; noch mehr freuen wird's mich, wenn es vier behagliche, frohe Wochen werden und Ihnen die ernste Gesellschaft Hube's und Kants zusagt. So werden Sie körperlich und geistig erquickt. Sie waren bisher mit den Menschen und den Wirkungen von deren leidenschaftlichen Verirrungen am meisten beschäftigt. Der Blick auf das Göttliche und dessen Thun im Weltall scheint mir

noch unendlich anziehender. Wie der Säugling erst zum Bewußtseyn kömmt, wenn er sein Ich von den Umgebungen unterscheiden lernt: so lernt der Mann und der Greis erst das Geheimniß seines Selbstes in der Schule der Natur, dieser Vorhalle aller Religion, in der die Stimme Gottes klingt, besser verstehen oder vielmehr ahnen. Haben Sie erst Kant, dann Hube durchlesen: so nehmen Sie Kluge vom thierischen Magnetismus vor, nicht wegen seiner Hypothesen, oder Manipulationen, sondern wegen der gesammelten Erfahrungen über die Psyche und deren Kräfte. Sie müssen für Ihren scharfsinnig beobachtenden und regen Geist nur erst Materialien haben, — die Verarbeitung derselben bleibt ihm selbst, wird ihm leicht.

2.

Nach Interlaken, zwischen dem Thuner- und Brienzer-See. 27. Juni 1821.

Wenn auch nichts anders, will ich Sie, mein Lieber, doch bei Ihrem Eintritt ins stille Land Mesopotamien oder Interlaken begrüßen, und Ihnen das Beste wünschen, nämlich daß Sie dort finden, was Sie da nicht verloren haben und doch da suchen. Es freut mich, daß Sie an dem Hofmarschall aus der Nachbarschaft des Nordpols einen angenehmen Gesellschafter gefunden haben. Aber Sie bedürfen des Umgangs mit Gesunden, um sich psychisch zu heben. Ein Kranker bei einem Kranken ist zweimal krank. Hab' ich Gesunder mich doch zu Paris im Hôtel des Invalides fast verlegen gefühlt, daß ich Arm und Bein noch am rechten Orte hatte.

Von mir weiß ich wenig zu erzählen; es ist das alte, schöne Einerlei bei uns. Ich mache jetzt viele Amtsreisen. Vom sechstägigen Bergklettern vorige Woche in den Wäldern kam ich beinah kreuzlahm heim und fühle mich jetzt dreimal gesünder. Ich war auch in Eglisau und sah nach Salz bohren, aber nur Koth zu Tage kommen.

Lassen Sie mir seiner Zeit wissen, wie Ihnen die Molkenkur und Alpenluft bekömmt? Nicht, daß Sie mir darüber schreiben sollen, ich ich werd' es schon der Physiognomie Ihres Briefs ansehen.

Ich wollte, wenn Sie wieder zu uns kommen, Sie träten mit einer hübschen weiblichen Figur zu uns in den Garten und sagten: das ist mein Weib. Keine Arzenei würde Ihnen wohler thun; nur daß man bei solcher Arzenei leicht Gefahr läuft, in Verwechselung der Farbe, Höllenstein statt Engelsüß (oder Lakrizen) zu greifen.

Wir haben jetzt das prächtigste Wetter; ohne Zweifel Sie auch. In meinem Gartenhag blühen bei vierzig Arten Rosen. Ach, daß die Rosenzeit so flüchtig ist!

Leben Sie wohl! Trinken Sie viel, baden Sie viel, spazieren Sie viel, — kommen Sie vor Arbeit nicht zu Odem, bis Sie ermüdet einschlafen, oder mir einmal melden, wie es geht.

3.

Nach Unterseen. 4. Juli 1821.

Da haben Sie's nun! Die Grippe aus unserm Alpen-Venedig! *) Ich habe Sie gewarnt; Berner Arkaden sind kein Arkadien für Sie. Wir indessen hatten bis gestern hier herrliches, warmes Wetter, den Garten überfüllt von Rosen, wie ich sie in solcher Pracht bei mir noch nie gesehen; auf dem Tische Erdbeeren und Kirschen genug, die, trotz aller Herrlichkeit Nizza's, doch nicht in Nizza wachsen und wofür ich Oliven und Feigen und Pomeranzen gern fahren lasse.

Man klagt in der halben europäischen Welt über die Rauhheit dieses unordentlichen Sommers. In Bern nun gar soll er wüst gethan haben. Vermuthlich blieben Sie die meiste Zeit im Zimmer, wo Ihnen die Muse zur Erwärmung ein herrliches ästhetisch-philosophisches Kaminfeuer machte. Auch mich haben Ihre Erinnerungen aus Nizza gewärmt, nein durchglüht. Ich lebte mit Ihnen dort, sah Ihr Varthal, sah Ihr Cimié, die drei Greise auf Chateauvieux, Ihre Priester, Ihre Bettler und vor allen Dingen den politischen Pöbel, der nie weiß, warum es läutet? — Wären Sie gestern Abend um sechs Uhr zu mir in den Garten getreten, wo ich mit Ihren Blättern auf meiner Winkelbank die Welt vergaß, da hätten Sie mich vielleicht mit brennendern Wangen, gewiß mit einem brennenden Herzen und nassen Augen gesehen, und hätte ich Sie gewiß mit Bewunderung und Wehmuth an das brennende Herz gedrückt. Als ich die Lesung beendet hatte, stand ich auf und dachte: Wär' er doch da! Gut, daß ich nicht gleich in dem Augenblick an Sie schrieb; es wäre Liebeserklärung geworden.

Unzufriedener! ich glaube, Sie wissen gar nicht, wer Sie sind? Hat sich Ihre Muse wirklich noch nicht im Spiegel gesehen, und von ihm erfahren, wie schön sie sei? Oder weiß es die Schlaue, und will

---

*) Bern.

ihren Reiz nur durch dieſe jungfräuliche Schüchternheit, durch dieſen Unglauben an ihren eigenen Werth, erhöhen? —

Wahrlich, oder mich blendet der böſe Geiſt, Sie können neben den Edelſten unſerer politiſchen Schriftſteller und hiſtoriſchen Darſteller das anch' io son pittore ſagen. Sie können, die Feder in der Hand, ſtill und groß auf die Zeitgenoſſenſchaft einwirken; dazu haben Sie die Macht des Wortes und die Kraft, ſich über dem Kampf und Gähren der Welt und ihrer Hefen, droben unpartheiſam in den ruhigen Höhen der Beſonnenheit zu erhalten. Wie Sokrates ſich von Aſpaſiens Grazien bilden ließ, ſo ſcheinen Sie den franzöſiſchen Klaſſikern eine gewiſſe Zartheit der Behandlung abgelauert zu haben, nach der ich vergebens ringen würde; und zum deutſchen tiefen Geiſt und Witz geſellt ſich wunderbar die, ich möchte ſagen, weiblich feine Beobachtungsgabe der geglättetſten Franzoſen.

Holla, dennoch wieder Liebenserklärung, und ich wollte Ihnen nur Vorwürfe machen. Worüber? daß Sie, Glückſeliger! ſich unglücklich wähnen. Sie haben den reichſten Stoff zum Frohſinn, indem Sie fühlen müſſen, daß Sie der Welt von großem Werth werden können. Pflegen Sie Ihres Leichnams und laſſen Sie Ihren Geiſt walten.

Da kömmt ein Beſuch — abgebrochen.

Sinnen Sie doch auf eine Erfindung in Unterſeen, wenn Sie im Bade oder in den ſtillen Alpen ſitzen, wie man in der Ferne mit einander Gedanken tauſchen könne, ohne die langweilige Arbeit mit Dinte auf Papier zu zeichnen. Man ſchreibt nie auf, was man alles zu ſagen hat, und das Beſte vom Gedanken verfliegt über dem Schneckenzug der Gänſefeder.

P. S. Was? Sie fragen noch, ob Sie das Miſſionsweſen ſchildern ſollen? Ob mir ſchicken? — Iſt's nicht Noth? Werden Sie damit nicht ſelbſt in Deutſchland Gutes ſtiften? Und da fragen Sie? — Und wenn Sie ein Rechenbuch ſchreiben, werd' ichs mit Luſt leſen; ſchicken Sie mir's.

4.

Nach Baden-Baden. 28. Auguſt 1821.

Sie haben es errathen, mein Lieber, wir ſind alle fröhlich von unſern Reiſen zurück in das angenehme Stillleben unſerer Klauſe am Fuß

des Jura; meine Frau und ich vom Rigi her, Theodor aus den Unterwaldner und Schwyzer Alpen, Emil von Rousseau's Insel im Bieler-See, und Alexander mit dem jungen Spanier Antonio vom Schwarzwald. Letztere hatten das gefährlichste Reiseabentheuer zu bestehen, denn der Blitz fuhr des Morgens, als sie eben sich zum Weiterreisen ankleideten, in das Wirthshaus, wo sie die erste Nacht ihrer Pilgerei geschlafen hatten. Fenster und Mauern wurden zerschmettert; die armen Buben kamen mit dem Schreck davon.

Und Sie haben das Geräusch der Residenz so schnell verlassen? Es würde mir wie Ihnen gegangen seyn. Ich will lieber das Sausen aller zweiunddreißig Winde in einer schönen Einsamkeit, als das Geflüster und Geträtsch einer Residenz aushalten. — Möge das bunte Mancherlei in den Bädern Ihnen Entschädigung geben!

Ihre Missionshistorie sehen Sie nur als ein recht ernstes und diesen Tagen wichtiges Geschäft an. Wahrlich, es dämmert überall, wie wenn's Abend werden wollte, und die Nachteulen und Kauze flattern mit großem Siegeslärmen aus den verfallenen Raubschlössern (woraus die deutschen Zeitungen und Bauern im Odenwalde den weissagenden Burggeist von Schnellert machen).

Es scheint, Ihr Kaiser hebe endlich Kreuz und Schwert gegen Istambul. Das giebt dann einen religiösen Vertilgungskrieg, der manches Jahr dauern wird. Die Flucht der Roßschweife über den Hellespont interessirt mich noch nicht so sehr, als die Folgen davon für die politischen Verhältnisse des übrigen Welttheils. Ich denke, das Gewitter dort zerstreut endlich den dicken Höhenrauch, der einen großen Theil unsers Welttheils verhüllen will.

Hier lege ich Ihnen einen Brief an Guizot bei, dann auch einen an Herrn Advokat Stöber in Straßburg. Er ist ein wackerer, freisinniger Mann und Dichter. An Stapfer haben Sie, glaub' ich, schon einen Brief. Stapfer, Schlabrendorf, Oelsner grüßen Sie ja recht freundschaftlich von mir. — Wie mir am sichersten Briefe aus Paris senden? Das weiß ich nicht. Ich denke, durch die Post an meine barbarische Adresse. — Doch wär' es mir gar nicht lieb, wenn man Ihre Darstellung des Missionswesens, falls man Briefe öffnete, in Frankreich zurückbehielte. Ich wollte, Sie könnten sie mir noch auf deutschem Boden expediren, jedem Unfall damit vorzubeugen.

Doch arbeiten Sie auch nicht zu viel! nicht einmal mit Briefschreiben. Ihnen taugt sitzende Lebensart am wenigsten; Handeln und Wan-

deln beſſer. Bedenken Sie Ihre Geſundheit und, daß Sie noch ein liebenswürdiges Mädchen glücklich machen müſſen.

Wir alle erinnern uns Ihrer hier mit Liebe und mit Wünſchen für Ihre Geſundheit. Meine Frau ärgert ſich über Ihre gelehrte Handſchrift, denn ſie möchte Ihre Briefe, die uns ſo viel Freude machen, gern immer ſelbſt leſen.

NB. Guizots Adreſſe erfahren Sie bei Herrn Stapfer. Ich ſchicke Ihnen die Briefe unter fliegendem Siegel, weil manchmal geſchloſſene Briefe Contrebande ſind an den Gränzen.

5.

Nach Paris. 3. Dezember 1821.

Ihren Robespierre *) hab' ich nun zum andernmal geleſen, und er hat mich nicht weniger angezogen, als das erſtemal. Wenn dieſe Natur an und für ſich ſelbſt gewogen wird, und mit ſich ſelbſt (nicht auf die andere Wagſchaale ein menſchliches Moralſyſtem, noch weniger einen Criminalcodex gelegt!), ohngefähr, wie etwa Gott, und nur er, den innern Werth der Menſchen wägt oder wägen mag: ſo glaub' ich auch, dieſe Natur iſt mehr eine geiſtige, als ſittliche Verkrüppelung. Ja, dieſer Menſch kann in ſeiner Gräßlichkeit noch ein ſehr tugendhafter Mann geweſen ſeyn, ohngefähr, wie es Freudenmädchen geben mag, die wirklich ſittiger und keuſcher, als manche nie gefallene Jungfrau, ſind.

Ich möchte Ihnen den Umgang mit dem weiſen, greiſen Schlabrendorf, und dem feinſinnigen (von den plattſinnigen Diplomaten unſerer Höfe ſo wenig erkannten und benutzten) Oelsner beneiden, wenn ich Ihnen nicht von ganzem Herzen auch etwas Gutes gönnte. Auch Stapfer und Guizot werden Ihnen wohl thun.

Vom Religionskrieg, den Sie zu beſorgen ſcheinen, fürcht' ich nicht viel. Die politiſche Poltronerie heutiger Staatsmänner hat, um die Liberalen, die Carbonari, die Jakobiner, die Philoſophen ꝛc. ein wenig in's Bockshorn und die Nationen ein wenig in den alten Bocksbeutel zu jagen, nur die lange zum Schweigen verdammt geweſenen Finſterlinge, die politiſchen und kirchlichen Uhu's, welche ſchon oft für Geſpenſter gal-

*) Eine Abhandlung Jochmanns, abgedruckt in den Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit.

ten und den „wilden Jäger“ spielten, losgelassen. Das dauert nicht lange, besonders wenn die Portugiesen und Spanier sich honett betragen und die Perser, zum Trost der Griechen, gegen die legitimen Osmanen so liberal mit Schlägen, als möglich, sind. Die heilige europäische Posse, die man jetzt aufführen will, wird schwerlich lange dauern. — Daß eine religiöse Gährung in den Gemüthern (besonders Deutschlands, wegen unterdrückten politischen Strebens) sei, will ich nicht läugnen, glaube aber schwerlich, daß sie durch die Kruditäten der Schwärmer und Fanatiker hervorgebracht sei oder geschlossen werden wird.

Auf, auf mit Ihren Missionen! Ich denke, Sie werden der beste Missionär gegen die Missionärs werden. Nur ermüden Sie mir nicht, und, was noch mehr ist, hüten Sie Ihre Gesundheit wohl in dem ofenlosen, steinernen Paris. Wir hier zu Lande haben noch immer warmes Wetter und grüne Fluren.

Adieu, mein Lieber! — Geben Sie mir in Ihren Briefen bald ein tableau de Paris à la Jochmann (nicht Mercier), damit ich mit Ihnen genieſse.

P. S. Unser Cook hat mir aus Barcellona schon zwei bis drei eingeräucherte und in Essig eingemachte Briefe geschickt. Der gelbe Würgengel ist an ihm vorüber gegangen.

6.

Nach Paris. 3. Jänner 1822.

Bis gestern waren unsere Wiesen grün. Wir sammelten auf Spaziergängen Colchicum, Bellis perennis und Veilchen. Heut' endlich hat die Natur ihr winterliches Festkleid angelegt; eben indem ich dies schreibe, gießt die Sonne ihren Goldstrahl, wie sie aufgeht, über das vielfach gebrochene Silber der großen Landschaft, die vor meinen Fenstern hängt. — O, das arme, dürftige, steinerne Paris! Es ist recht, daß Sie in dem großen Kerker leben, dem tausendjährigen Schauplatz der Leidenschaften, um die Verartung und Verkünstelung des menschlichen Geschlechtes recht speciell studiren zu können. Sie werden doppelten Genuß haben, wenn Sie im März, aus dem großen Treibhaus menschlicher Thorheit und menschlichen Elendes, der wahren Welt, der Natur wiedergegeben werden. Dann umringen Sie sich mit einigen guten Menschen. —

Bis jetzt hab' ich weder die Bundeslade, noch Guizots neuestes

Werk gesehen; aber nun will ich beide lesen, da Sie meine Neugier so sehr darauf hingewiesen haben. L'Italie par Lady Morgan hat mich inzwischen sehr belustigt, so wie in deutscher Literatur des greisen Spaun derber, naiver gesunder Menschenverstand, mit dem er aller Faselei der deutschen Hofschranzen und der Querköpfigkeit jetziger Minister und Legitimitätskrämer Trotz bietet.

Ich wünsche den Missionarien Glück, daß sie eben nach Paris gekommen sind, da Sie ankamen, um diese zu portraitiren. Die Pariser, nach ihrer Art, accompagniren die heiligen Reden dieser Unsinns-Apostel mit Petarden-Knall. Damit wird wenig ausgerichtet werden. Ein Bild nach dem Leben gezeichnet, von Ihrem Pinsel, wird anders und tiefer wirken; denn das Verbum Dei (Vernunft) manet in aeternum.

Unter den Fremden, die mich Ende Jahrs besuchten, war auch der Oberst Gustavson (gewesener König von Schweden, Gustav Adolph IV.), der Sie vielleicht in psychologischer Hinsicht interessirt hätte. Er hielt sich bei uns Aarauern etwa sechs Wochen lang auf, und versprach mir, wieder zu kommen. So viel ich ihn kennen lernen konnte in unsern anfangs kühlen, nachher sehr warmen Unterhaltungen, ist er, und dabei bleib' ich, ein guter, ja ein edelsinniger Mann, in vielen Dingen von recht königlicher Gemüthsart. Er ist nicht ohne Kenntnisse, aber die sind fast zu oberflächlich; er ist nicht ohne achtbare Geistesanlagen, aber sie sind durch Erziehung verhudelt. Er selbst klagte mir über die Erziehung, die ihm sein Vater Gustav III. gegeben, der, um ihn recht zu verschweden, ganz von der deutschen Literatur abzog, ihm seine deutschen Lehrer nahm, und ihn zu früh in die Staatsgeschäfte herüberzog. Er hat fast zu viel Bescheidenheit, zu wenig Vertrauen in sich. Dies macht ihn aber nicht, wie gewöhnlich, zum Werkzeug Anderer, sondern argwöhnisch oder mißtrauisch gegen Andere und eifersüchtig auf seine Selbstständigkeit. Diese handhabt er dann oft am sehr unrechten Fleck. In seinem Gedankengang ist etwas auffallend Schnödes, das heißt, die Operationen des Denkens gehen ihm mühsam von statten. Er kann sich daher beinah gar nicht in eines Andern Idee hineinfinden, sondern hat genug mit sich selbst zu thun. Das giebt ihm das Ansehen von Starrsinnigkeit; aber es ist keine moralische Starrsinnigkeit, sondern eine rein intellektuelle, die aus Unbehülflichkeit und Einseitigkeit der Geistesmanipulationen entsteht. — Man kann sich denken, was aus einem solchen Thronerben werden mußte, wenn man ihm dazu noch predigte: „ein König muß einen festen Charakter und Folgerechtigkeit ha-

ben!" Und folgerecht ist er bis zur Uebertreibung. Er wünscht, weil er Bürger in Basel geworden ist, ein Amt zu haben. "Wozu das?" fragt' ich. "Damit ich in der Welt nütze, und besonders in dem Staat, dessen Glied ich bin." — "Sie können das, ohne bürgerliches Amt. Schreiben Sie Ihre Erfahrungen, Ihre Ansichten über das Land Ihrer Väter u. s. w. nieder." — "Das kann ich nicht. Man würde mir aus Schweden die nöthigen Materialien nicht zukommen lassen. Zudem thut mir die sitzende Lebensart nicht wohl. Ich bin von Kindheit an zum thätigen Umhertreiben gewöhnt." — "Kaufen Sie ein Landgut, bauen Sie Ihren Garten selbst an, wie Diocletian oder Napoleon, sammeln Sie eine Bibliothek und verbinden Sie sich mit geistreichen Männern." — "Ich verstehe nichts von Landwirthschaft und bin kein Gelehrter. Ich muß ein Amt haben, das mich beschäftigt. Ich bin Bürger und will ganz Bürger seyn, und alle Bürgerpflichten erfüllen. Stelle man mich an, wo man wolle; ich werde meine Pflicht thun." — "Warum kauften Sie sich nicht in unserm Aargau an; hier hätten Sie, laut Verfassung, Soldat werden müssen. Sie wären in den Generalstab gesetzt." — Der Gedanke frappirte ihn, und, wenn er der Anstellung sicher wäre, würde er das Bürgerrecht bei uns erkaufen.

Ihre Aeusserungen über Priesterthum, katholisches und protestantisches, Furcht vor Religionskrieg u. s. w., hab' ich in Ihrem letzten Briefe mehrmals gelesen, aber es ist mir nicht recht klar geworden, was in Ihnen vorgeht? Erklären Sie sich mir einmal hell. Denn was Sie sagen, ist mir noch immer lehr- und genußreich gewesen. Ich bin ein trefflicher Tocht, reich an Oel, aber ich brenne nur hell, wenn ich von einem Geist, wie dem Ihrigen, die erste Flamme erhalte.

Meine Empfehlungen an den weisen Stapfer, den lebenserfahrnen Greis Schlabrendorf, den vielgeprüften Odüsseus Oelsner, den hoffnungreichen Aargauer, den Doctrinär Guizot.

7.

Nach Karlsruhe. 18. März 1822.

Willkommen wieder auf dem Boden diesseits des Rheins unter deutschen Gemüthern!

Nun soll ich abbitten. Ja, ich, der ich so gern einen Brief schreibe, um mir damit einen von Ihnen zu erkaufen, ich bin der saumseligste Mensch, und doch hab' ich unrecht, mich selbst anzuklagen. Ich muß die

Flüchtigkeit der Stunden und des ganzen Lebens, ich muß die Unbeholfenheit meiner Maschine (des Leibes) anklagen, die nicht allem Genüge leistet, was der Geist in einen Tropfen Zeit, Tag genannt, hineinwerfen möchte. Wären die Gedanken, die ich beständig an Sie richte, sogleich geschriebene Worte, wahrlich, Sie hätten Folianten empfangen. Eine Erkältung, die ich mir aus einer Sitzung des Großen Rathes zuzog, die daraus folgende katharralische Unbehaglichkeit, die mich für Alles abspannte, dann endlich in ein reelles Kathar-Fieber mit Erbrechen und Durchfall überging, — dann mein Doktor, der mich mit Senesblättern fegte, — dann aufgelaufene Stöße amtlicher Arbeiten, — dann meine gottlose Begierde, die mich ergriff, mich jetzt noch plagt, meine naturrechtlichen Ideen zu Papier zu bringen, worüber ich Schlaf, Essen und Trinken vergessen möchte — — ach, der Winter ist mir wie ein Tag verflogen, und ich weiß nicht, was ich gethan habe. Nicht weniger, als ein Dutzend für mich höchst anziehender Entwürfe liegen vor mir da, — ich hab' die Ausführung aller begonnen, — die Liebe zu einem tödtet aber den andern. Ich will zu viel, und kann zu wenig. Andere werden durch ihre Thätigkeit, ich werde durch mein Wollen allein aufgerieben.

Genug von mir, schon zu viel von mir. Ich selbst bin nichts, als der Entwurf zu einem Menschen, wie er seyn sollte, und darum bin ich leider nichts.

Wo gehen Sie hin nun? Bleiben Sie auf deutschem Boden? Kommen Sie in die Schweiz? Gehen Sie nach Riga? Es war letzten Sommer ein Herr von Zökell aus Liefland bei mir, ein dortiger Güterbesitzer, ein liebenswürdiger junger Mann, dem ich Ihre Bekanntschaft wünschen würde. Er hat für die Civilisation seines Volks den edelsten Willen. Wie stehts mit Ihrer Gesundheit? Haben Sie die Missionarien zu Paris satt bekommen? — Es dünkt mich, Frankreich geht einer neuen politischen Crisis entgegen. Die Parteien treiben sich einander zu Extremen. Seit den mißlungenen Insurrektionen von Befort hab' ich viele der französischen Flüchtlinge bei mir gesehen, darunter einige sehr interessante Männer, denen ich Gefälligkeit leisten konnte, auch den General E..., einen Freund von Lafayette. Er weihte mich in alle Coulissengeheimnisse der französischen Staatsaktion ein, das heißt, in Erbärmlichkeiten, wie sie immer hinter den Coulissen des Theaters vorgehen: Scipio setzt die Lorgnette auf, Solon mediſirt, Alexander M. nimmt eine Prise und Crösus ist in Geldverlegenheit.

Ihren letzten Brief bewahr' ich, wie Kleinod. Er enthält köstliche Ideen. Hätten unsere Ultra nicht an allen Höfen, zu ihrem eigenen Schutz, Aberglauben und Hierarchen-Schnörkel, Schwärmerei u. s. w. begünstigt, und dem gesunden Menschenverstand Stillschweigen geboten, würde man weniger von den Faseleien über religiöse und kirchliche Sachen hören und lesen müssen. Die Höfe wollen sich Ringmauern aus Altären bauen, die aber nur dann als Brustwehren hoch genug sind, wenn man vor denselben kniet. Der Menschheit ist das Knien aber nicht mehr recht.

Messen Sie doch mir Ihre Briefe nicht nach Inhalt und Länge der meinigen zu. Sie schreiben Briefe, ich nur Entwürfe dazu.

Adieu! Gott gebe Ihnen Gesundheit und heitern Sinn. Mir wünsch' ich nichts, als die Dauer Ihrer Freundschaft.

8.

Nach Baden-Baden. 22. Juni 1822.

Ich will keineswegs, mein theurer und herzlichlieber Freund, die eine Hälfte des Briefs mit Entschuldigungen füllen, warum ich die andere Hälfte so spät schreibe. Sie kennen nun meine Erbsünde aus Erfahrung. Wäre Ihr Junius-Schreiben vom 17. nicht erschienen, würd' ich Ihnen wahrscheinlich erst im Juli geschrieben haben, um mit meinem Brief eine sehr liebenswürdige, geistvolle und gebildete junge Frau von Aarau in Ihre Bekanntschaft zu führen, weil sie dort wenige Bekannte hat, am wenigsten solche, wie sie sich wohl wünschen, aber nicht leicht auffinden kann, und wie Sie z. B. sind. — Also bleibt das dem künftigen Monat vorbehalten.

Wer Sie kennt, kennt Sie, und es muß in der Welt wohl nicht zwei Jochmanne geben, sonst würde Ihr vertrauter Freund in Riga sich nicht so schalkhaft bei Ihnen nach dem Verfasser des Robespierre erkundigt haben. Daß ein Anderer Sie noch in Wien errathen, wunderte mich um so mehr, da meines Wissens die Ueberlieferungen in Wien verbotene Waare sind, ausgenommen circa 40 Exemplare für den Hof, die Erzherzöge, lesenden Minister ꝛc. Ihr Freund muß da in diplomatischen Atmosphären gewandelt haben, wo der Geruchssinn gewöhnlich schärfer seyn soll.

Ich freue mich nun schon auf den Herbst voraus, sowohl Sie bei uns zu sehen, als den geistigen Schmaus zu genießen, den Sie der Welt

in Baden bereiten. Ich wollte, Sie würden dann bei mir unter das gastfreundliche Dach einkehren, wenn Ihnen unsere republikanische Einfalt der Lebensweise nicht gar zu einfältig vorkäme. — Daß Sie Ihren Wanderstab einsweilen nicht an der Ostsee, sondern in der Schweiz und, wo nicht im Aargau, doch am Genfersee niederlegen wollen, hat mich und meine Frau recht erfreut. — In Riga! — da läg' ein Welttheil zwischen uns. Aber in Lausanne oder Genf, das läßt sich hören. In letzterm Ort möcht' ich Sie dann mit Karl von Bonstetten, Pictet und andern würdigen Männern zusammenbringen, wenn Sie nicht schon mit ihnen verbunden sind.

Was nun mich selbst in meiner Einsiedelei am Jura betrifft, leb' ich meinen Schlendrian. Sie kennen ihn ja. Alles steht auf derselben Stelle, wie Sie es verliessen, alles geht den Gang Vor- und Nachmittags, wie Sie ihn sahen. Von Fremden, die mich besuchten, zog mich mehr die Art, als das Personal an. Es waren meistens unwillkürliche Wanderer, die in der Schweiz ihr Asyl suchten. Unter selben auch, von Deutschen, der Dichter Follenius, der lange im Berliner Kerker schmachtete, der Philosoph Oken. Jener ist jetzt in Aarau Lehrer, dieser in Basel. So mehrere andere; auch Graf Bocholz, der sich mit Ihrem Landsmann Stourdza einmal schlagen wollte, den deutschen Hochschulen zu Ehren. — Von Franzosen einige, die mehr oder minder bei den Unruhen im Anfang dieses Jahrs verdächtigt waren. Von Italienern mehrere aus Piemont und aus der Lombardei, der Carbonarerei verdächtigt u. s. w. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, daß mich eben diese Art Reisender besucht. Ich höre aber, ein Herr Raoul-Rochette, der mich vor zwei Jahren besuchte und etwas Ultra seyn mag, soll mich in seiner Beschreibung der Schweiz als einen Chef des libéraux en Suisse der Welt präsentirt haben. Der hat denn mehr von mir gewußt, als ich selbst. Und über mein bescheidenes Haus soll er sich ausgedrückt haben, wie Landvogt Geßler über Staufachers neues Haus in Steinen. So etwas mag wirken. Meinethalben. Ich bin einer der Liberalen, die den Königen wohlwollen und ihnen die Ruhe wünschen, welche die Schwärmerwuth der Ultra und Citra weder den Königen noch den Völkern gönnt.

In meinen Mußestunden hab' ich dies Jahr zwei Abhandlungen geschrieben, die eine zur Beförderung des gegenseitigen Unterrichts, nämlich eine Uebersicht der Verbreitung desselben in allen fünf Welttheilen; dann unter der Rubrik „Blätter aus Spanien" eine Schutzrede für die Cor-

tesverfaſſung. Beide ſind in den Ueberlieferungen. Letztere Schutzrede beruht auf mir von Freunden in Spanien mitgetheilten Thatſachen. — Auſſerdem, jetzt ſchon im dritten Jahr, fuhr ich fort, dem Schweizervolk die Geſchichte des Schweizerlandes zu erzählen. Das thut gute Wirkung, zur Belebung des Gemeingeiſtes, zur Reinigung der Anſicht der heutigen Dinge im Vaterlande, und zur Erhebung der Gemüther über den Spießbürgergeiſt und Egoismus, in welchem der Menſch bei ruhigen Tagen ſo leicht einſchrumpft.

Jetzt hab' ich alles, was ich von mir zu ſagen weiß, hergeplaudert. Wie freu' ich mich, im Herbſt Sie zu ſehen, und Ihre Proteſtanten unter der Charte, Ihre Miſſionarien über der Charte u. ſ. w. Treiben Sie höflichen Scherz mit Ihrer Frage: ob die Ueberlieferungen Bruchſtücke Ihres größern Werkes, als Vorläufer, annehmen werden?

9.

Nach Karlsruhe. 3. Hornung 1823.

Sie ſind mir doch, hoff' ich, nicht böſe, lieber Freund, daß ich Ihren Dezemberbrief erſt im Hornung beantworte? — Ich könnte Ihnen neunundneunzig Hinderniſſe an den Fingern herzählen, die mich ſo lange briefſtumm machten. Noch liegen gewiß vierzehn Briefe da, die Antwort begehren, und mich in Verzweiflung ſetzen; die jüngſten ſind Jännerkinder dieſes, und die älteſten, Maikinder vorigen Jahrs.

Ihre Hierarchie, ich liebe ſonſt keine, als eben Ihre, iſt nun wahrſcheinlich ſchon abgedruckt. Um das Publikum aufmerkſam zu machen, gab ich ins Jännerheft der Ueberlieferungen einen Auszug vom Miſſionenkapitel, worüber ich ſchon eine applaudirende Stimme aus Erlangen erhielt, mit der Bemerkung, daß an ſolchen Kraftbiſſen entweder die Heiligen, oder die Ueberlieferungen unſerer Zeit erſticken müſſen. Meinethalben mögen beide ins Reich der Schatten fahren, wenn wir nur auf Erden noch ein wenig Reich des Lichts behalten, um welches wir ja täglich im Vaterunſer bitten.

Fahren Sie fort, für dies heilige Reich mit Ihrem herrlichen Geiſt zu wirken; Sie ſind ja nicht in den heiligen Bund eingeſchloſſen, wie ich, der ich, als Geſetzgeber, für den Antrag mit großer Erbauung geſtimmt habe, und nun Wort halten muß. Ich habe nun, als ein und untheilbares Mitglied des Souveräns, an dieſem heiligen Bündel, das ich mir ſelber aufladen half, nicht minder ſchwer zu tragen, als mancher

Ehemann an dem seinigen (weil die Ehe auch solch ein heiliges Bündlein ist, das man annimmt, ohne immer zu wissen, was darein gewickelt ist).

(Ad vocem Ehe, lassen Sie sich durch das, was ich von diesem heiligen Bündlein sagte, nicht abschrecken, es auf sich zu nehmen. Ich möchte Sie gar zu gern fester ans liebe Leben geknüpft wissen. Ich wollte, Sie würden, statt eines russischen Joch-Manns, ein schweizerischer Frei-Mann. Ich sage das in Parenthese, aber es ist bei mir ein stehender Artikel über Sie.)

Nun zum Text! Ihre Hierarchie wird Ihnen Segen und Fluch, Beifall und Mißfallen bringen, aber sowohl Fluch als Segen wird Ihnen ehrenvoll seyn. Ich bin freilich, mit meinen Aufmunterungen, Partei, und will auch gar nicht verhehlen, daß ich gern an Ihnen einen theologischen Unglücksgefährten haben möchte. Ja, ich berg' es nicht, mir wäre lieb, der ganze Heerhaufen der französischen Missionärs würde Sie namentlich, als Monsieur le philosophe Joquemane, sämmtlichen wahren Gläubigen, wie das ächte Thier der Offenbarung, schildern; der ultramontanische apostolische Klerus Sie von allen Kanzeln herab in figura der Hölle überliefern, und der Pabst, nach Berathung des Kardinalkollegiums, sichs zum Verdienst rechnen, eine anathematisirende Bulle, mit den Anfangsworten: „Adjuvante Diabolo tenebrarum rege etc. vom Kapitol herab auf den Kopf schleudern. Das wäre mir doch einiger Trost, da in einigen Luzerner Dörfern einige Pfarrer wieder gegen meine harmlose Schweizerlandsgeschichte gepredigt haben.

Ich bitte Sie, werden Sie mir nicht böse, daß ich so spät antworte; mit dieser Bitte muß ich — sonst bekommen Sie diese armen Zeilen in acht Tagen nicht, oder wohl nicht vor dem Einzug des Duc d'Angouleme in Madrid — schliessen.

10.

Nach Baden-Baden. 12. Juni 1823.

Ihren lieben Brief von vorgestern — (aber er datirt sich Heidelberg den 17. Februar) — flüchtig ist die Zeit! — also von vorgestern muß ich doch endlich beantworten, weil ich wohl spüre, ich bekomme keine Zeile, als wenn ich sie bei Ihnen mit Briefschreiben im Schweiß meines Angesichts verdiene. Das stimmt nun freilich mit den tröstlichen Verheißungen im Anfang Ihres Briefs nicht ganz zusammen, wo Sie

sich aus lauter Artigkeit (es hängt Ihnen noch viel Pariser Puder am Haar) einen Müßiggänger und mich einen viel und ernsthaft beschäftigten Mann nannten. Aber seit den berühmten Verheißungen des Königs von Neapel u. s. w. weiß man, wie es mit den königlichen Geistern zu halten ist, besonders wenn sie ins Versprechen gerathen. Man hat nie Sicherheit, wenn sie etwas versprechen, ob sie sich nicht versprechen?

Nun weiß ich dazu nicht einmal, ob Sie in Heidelberg, Baden-Baden, Karlsruhe, Paris, Riga, Konstantinopel oder Marocco sind, und wohin meinen Brief schicken? Denn daß Sie nicht in Aarau, nicht in der stillen Blumhalde sind, wohin Sie doch eigentlich gehören, davon überzeug' ich mich täglich mit den Augen.

Also — will ich anfangen, mein Brod zu verdienen:

1) Das Neueste bei uns in der Blumhalde ist ein kleiner, hübscher Bube, der, ich weiß nicht woher? zu mir ins Haus kam am 25. Februar anni currentis und weder Christenthum noch Namen hatte. Ich ließ ihn stracks taufen und Achilles heißen. Das Kerlchen aber lärmte mit seiner Stimme, auf die er sich etwas zu Gute zu thun schien, immer ärger. Da reute mich, ihn nicht Stentor geheißen zu haben. Man muß ihn jenseits der Aare sehr vernehmlich hören, denn alle Basen kamen ausser Odem gelaufen, um ihn zu sehen. Jetzt merk' ich zu meinem Leidwesen, der Bursch ist ein offenbarer Ultra, der uns alle tyrannisirt, nichts von Schreib- sondern nur von Schrei-Freiheit, nichts von Preß- sondern nur von Freß-Freiheit wissen will, Alles begehrt, nichts giebt, von allen sich bedienen lassen, keinem dienen will, und, wenn wir ihm ehrerbietig jeden Willen thun, uns kraft seiner Legitimität mit vergoldeter Wäsche belohnt.

2) Das Neueste in der Schweiz ist, daß der König von Neapel von den Eidsgenossen dreitausend handfeste Männer begehrte, um die Oesterreicher entbehren und die Liebe seines Volks, das ihn anbetet, im Zaum halten zu können. Die Kronen des heil. Bundes unterstützten das Ansuchen in besondern Sendschreiben sehr dringend.

Ich könnte nun freilich auch noch die Neuigkeiten von Europa and den übrigen Welttheilen beifügen, wenn ich nicht vermuthete, Sie säßen persönlich in irgend einem dieser Welttheile, wo Sie dann die Sachen besser wüßten, als ich. Im Allgemeinen will ich, falls es Ihnen unbekannt seyn sollte, nur bemerken, daß die europäische Welt jetzt wie tollgewordene Poesie aussieht, in welcher der gesunde Menschenverstand

auf dem Kopf ſteht und mit den Beinen perorirt, den Himmel daher mit allem Göttlichen und Ewigen unter ſeinen Ferſen erblickt und den Koth über ſich für den wahren Himmel hält.

Man ſagt mir eben, ſchon ſeit vorgeſtern (aber nicht vom 17. Febr.) laufe in Aarau das Gerücht, Oeſterreich ꝛc. habe ſeinen Geſandten von Stuttgard abberufen, weil der König von Würtemberg ſich weigere, den Verfaſſungsvertrag mit ſeinem Volk aufzuheben, oder zu ändern. Ich halt' es auch für ein lahmes Gerücht, weil es über vierzig Stunden gebrauchte, um über die Aarauer Brücke zu kriechen.

Mein geliebter H..... in Wien ſchreibt mir, er wolle in dem geiſtreichen Wien (es wird da viel guter Wein und Branntwein konſumirt) keine Zeile mehr drucken laſſen, denn ſeine zwei Cenſoren hätten ihm eine Ueberſetzung grauſam kaſtrirt. Der eine, ehmaliger Kaufmann, der kein Latein verſteht, habe ihm lateiniſche Noten ausgeſtrichen (vermuthlich behält er ſie, um daraus Latein zu lernen), der andere von der Polizei habe ihm auf dem dritten Bogen folgenden Pentameter geſtrichen:

Und ein Eſel ſchon bringt mir in Wallung das Blut.

(Worin ich nichts anderes finde, als daß ſich die Polizei und Cenſur von Herzen der Eſel annimmt und ſie lieb hat.)

Meine „Wirren des Jahrhunderts“ ſind in Wien verboten worden. Ein Staatsmann machte da die witzige Bemerkung: „Zſchokke hat die Irren und Wirren im Gehirn.“

Ouf! ſagt der Franzoſe, wenn er fertig iſt. Mein Brief iſt zu Ende, Gottlob! Ich trockne mir den Schweiß von der Stirn. Ich habe mein Brod verdient. Schneiden Sie mir aber kein kleines Stück ab.

11.

Nach Baden-Baden. 1. Juli 1823.

In Eil muß ich Ihnen, mein theurer Freund, melden, daß ich heut von einem ſehr achtungswürdigen Manne, der mir perſönlich ſehr lieb iſt, den ich, glaub' ich, ſeit Jahr und Tag nicht mehr ſah, und von deſſen Befinden, Thun und Laſſen ich ſeit einem halben Jahr nicht das Mindeſte wußte, endlich einen Brief empfing, der auch Sie angeht. Wie ich nun erfahre, iſt er ebenfalls in den Bädern von Baden (nämlich der Mann, nicht der Brief); und da er wirklich ein intereſſanter, geiſtvoller Mann iſt, müſſen Sie, wenn Sie nicht ganz ohne Eitelkeit

ſind, ihn gewiß dort ſchon geſehen haben, denn gleich und gleich geſellt ſich doch gern. Vielleicht haben Sie ſchon mit ihm geſprochen.

In jedem Fall wünſcht' ich, Sie würden mir die Gefälligkeit erzeigen und zu ihm gehen. Er iſt zwar ein wenig hypochondriſch, wie Sie, und brummt mitunter ohne Urſach, aber iſt darum nicht minder liebenswürdig. Sie werden ihn, wenn Sie ihn erſt recht kennen lernen, gewiß ſchätzen. Ich hab' ihm unlängſt geſchrieben, um von ſeinem jetzigen Leben und Treiben etwas zu erfahren, was mir durchaus nicht gleichgültig ſeyn kann. Aus ſeinem Brief, den er mir darauf ſchickte, muß ich nun ſchlieſſen, daß ich ſein Vertrauen verloren habe und er ſelbſt in große Armuth verſunken ſeyn müſſe. Denn ſtatt der Antwort und mir zu melden, wie es ihm gehe, ſchickt er mir blos Gloſſen, Notabene's und Anmerkungen aller Art über meinen eigenen Brief zurück, und wie er endlich von ſich ſelber zu erzählen Miene machen zu wollen ſchien, bricht er in die ſchmerzliche Klage aus, die mein ganzes Inneres durchbohrte: „Heute fehlt es mir an Papier!“ — Ach, ſogar nicht einmal mehr Papier hat der Unglückliche; nicht einmal mehr ſo viel, ein Blättchen kaufen zu können, hat er! — Ich beſchwöre Sie, zeigen Sie ihm das Papier dieſes Briefes; fragen Sie ihn unter der Hand, ob es ihm gefalle? geben Sie mir einen Wink, und ich ſchicke ihm ein ganzes Ries. Ich bin ſeit dieſer ſchrecklichen Nachricht nicht mehr ruhig geworden.

Verzeihung! ich vergaß in der Beſtürzung und Eil ſeinen Namen zu nennen. Seinen Taufnamen kenn' nicht; aber man nennt ihn Herr Jochmann. Er lebt gewöhnlich ſehr zurückgezogen; er iſt noch ein junger Mann, allein ſelbſt artige Frauenzimmer erſcheinen ihm vergebens in allem Glanz ihrer Schönheit, als hätt' ihm ſchon eine frühere Liebe das Herz geraubt oder gebrochen. An Letzteres glaub' ich kaum, denn er iſt zu ſehr Philoſoph, ſich vom ſiebenzehnjährigen Flattergeiſt eines Mädchens länger, als ſiebenzehn Minuten, betrüben zu laſſen. Auch hab' ich noch nie in ſeinen Schriften (unter uns geſagt, er iſt einer unſerer geiſtreichſten Schriftſteller und eignet ſich zu einem trefflichen Hiſtoriker; aber laſſen Sie es ihm um Gotteswillen nicht merken, daß Sie das wiſſen; er liebt, wie Kaiſer Joſeph, das Incognito-Reiſen!) alſo nie hab' ich noch bemerkt, daß in ſeinen Schriften ſich eine Spur von Bitterkeit gegen das ſchöne Geſchlecht äuſſerte (und Sie wiſſen, jeder Schriftſteller beſchreibt ſich doch zunächſt in ſeinen Büchern unwillkührlich immer ſelbſt). Statt deſſen iſt er voll unauslöſchlichen Grolls gegen

die Pfafferei. Nehmen Sie sich daher in Acht, ihm zu sagen, daß nun in der Schweiz, die er lieb zu haben scheint, die Priester wie in Luzern, so auch im Kanton Freiburg, den bessern Volksunterricht vernichtet, den trefflichen Pater Girard gestürzt, und den Triumph der Legitimität des Stocks und der Ruthe auf dem Buckel der Kinder errungen haben. Sie würden sich bei ihm das Spiel, wenigstens den guten Empfang verderben. Sagen Sie ihm auch nicht, wenn er allenfalls nach mir fragt, daß ich noch immer zu der Sisiphus-Arbeit der heil. Allianz lache; denn das könnte mir bei ihm schaden und mich und wohl gar die gebildete Welt um eine wahre Weihnachts-Freude bringen. Denn er will, wenn ich ihn recht verstanden habe, seine Gedanken, die leider nicht jedermanns Gedanken sind, aber werden sollten, in Form von Briefen an mich drucken lassen. Und ich sage mich nicht von der Eitelkeit los, Freude daran zu haben, von einem geistvollen, redlichen und muthigen Manne öffentlich vor geistvollen, redlichen und muthigen Männern Freund geheißen zu werden. So etwas wiegt bestimmt einen Hals- oder Hosenband-Orden auf.

Hüten Sie sich auch wohl, zu ihm zu gehen, wenn schlimme Nachrichten aus Spanien eingelaufen sind, daß z. B. der König glücklich aus der Gefangenschaft der Cortes in die Freiheit der Heiligen gekommen, oder daß die Inquisition wieder grünend und blühend sei.

Doch, ich kenne Sie und überlasse es Ihrer eigenen Klugheit, ausfindig zu machen, wie Sie meine Aufträge bei ihm am besten erfüllen können.

Leben Sie wohl. Stellen Sie es klug bei ihm an. Ich mache mir Freude daraus, Ihnen irgendwo eine Gegengefälligkeit zu erweisen.

12.

Nach Karlsruhe. 24. Juli 1823.

Alles in der Welt, nur nicht drei Tage hinter einander große Gesellschaft von hundert und zwanzig Personen, dazu sechs Sessionen, sechs Diners und sechs Soupers. Von der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, die sich dies Jahr in Aarau versammelte, müd' und lahm an Geist und Leib, freu' ich mich meines Stübchens wieder und suche die erste Erholung bei Ihnen. Es giebt wahrhaftig keine schwerere Arbeit, als Arbeitslosigkeit.

Der Himmel weiß am besten, wie ich in den Geruch eines Naturforschers gekommen bin; ich weiß es nicht. Ich wollte vergebens die Pic-

tets, Schinze, Decandolles, Ebels, Usteris u. s. w. enttäuschen über meine Person; es war umsonst. Ich komme mir fast vor, wie Mr. de Pourceaugnac mit dem Spaßvogel Eraste.

Ihr Brief hat mir Freude gemacht, weil Sie rund heraussagen, es gehe Ihnen wohl und das Land gefalle Ihnen, wo Sie jetzt leben. So fürcht' ich nicht, daß Sie nach Riga gehen, oder über den Kanal. Und da Sie die Kirchengeschichte vorgenommen haben, Viktoria! bleibt Ihnen lebenslang vollauf zu thun. Noch haben wir keine von einem Philosophen geschriebene, keine für Nicht-Clerus genießbare.

Wir stehen nun in der Erwartung eines neuen Statthalters Gottes auf Erden. Wenn sich der heil. Geist auf den Kardinal, ich weiß nicht mehr wie er heißt, herabläßt, so erhält der heil. Stuhl einen Hart- und Starrkopf. Man schreibt mir, daß unter den jüngern nach dem Purpur aspirirenden Geistlichen in Rom eine Verbindung bestehe, alles daran zu setzen, Glanz, Herrlichkeit und Macht der Theokratie wieder herzustellen, und sollte es zu einem Religionskrieg führen. Nun denn, je toller je besser. Das fehlt noch zum tragi-komischen Schauspiel dieser Zeit, und macht ein braves Schlußkapitel zur Hist. eccles. cel. Jochmanni.

Man hat mich schon manchmal an den politischen Meinungsgährungen unserer Zeit für einen der 12,000,000 Mitschuldigen gehalten; theilen Sie mir doch ein wenig von Ihrer Unschuld mit, wenigstens von den „unschuldigen Gedanken", die Sie über die Aehnlichkeit der politischen Reformation unserer Zeit mit der kirchlichen des sechszehnten Jahrhunderts gehabt haben, wie Sie schreiben. Ich möchte gern wieder unschuldig seyn, wie es die 12,000 Jungfern waren.

Herr Raoul-Rochette, der mich in seiner Voyage en Suisse mißhandelte, aber in der zweiten Ausgabe des Buchs das Kapitel von Aarau gestrichen hat, ist auf mich, wie versessen. Er hat nun eine Histoire de la révolution suisse herausgegeben, wo er's mit mir auf allen Seiten so zärtlich treibt, wie der Floh mit dem Hund, der um fett zu werden diesen ausmagern will.

En attendant, daß Sie nach Aarau kommen, will ich provisorisch, was ich noch zu sagen haben könnte, bis dahin verschieben.

Und, „weil mir das Papier fehlt", will ich meinen Brief schliessen und Sie dem göttlichen Machtschutz per Mariam empfehlen.

13.

Nach Karlsruhe. 28. Dezember 1824.

Sie kennen mich ja, Lieber, und daher sag' ich auch kein Wort zu meiner Entschuldigung, daß ich so lange schwieg. Aber daß ich Ihre Aufträge sogleich bei Herrn S. vollzogen habe, wird er Ihnen vielleicht selbst geschrieben haben. Nicht also in der That fehlt' ich, aber im Wort, das ich Ihnen schuldig bin. Und nun will ich die Sonne des Jahres 1824 nicht untergehen lassen über meine Trägheit; lassen Sie dieselbe also auch nicht untergehen über Ihren Zorn.

Sind Sie nicht ein wenig zu behutsam und zu umsichtig? Ich, nach allem, was ich von Ihnen gelesen, kann nicht glauben, daß Ihr Werk auf irgend eine Art anstößig gewesen seyn würde. Wär' ich Verfasser desselben, ich würd' es auf die Gefahr hin, vom Drapeau blanc und österreichischen Beobachter und Staatsmann gelästert zu werden, der Welt gegeben haben. — Aber Sie wollen nach Riga zurück! — Nun, ich habe nichts zu rathen, weil ich nur Rathsherr für den Kanton Aargau bin.

Wann gehen Sie nach Riga? Werden Sie mir dann auch von den sandigen Gefilden der Düna noch ein Briefchen in meine stille Klause am Jura zuschicken? oder mich dort, in legitimer Scheu vor allem Geächteten der Zeit, vergessen? — Kämen Sie bis zum holdseligen Peipussee, so würd' ich Sie bitten, dort meinen alten, lieben Freund, Staatsrath und Professor Bartels zu besuchen und freundlich zu begrüßen.

Eigentlich ist mir Ihr und des Himmels Rath unerforschlich. Aber wenn Sie irgend können, bleiben Sie doch unter unserm mildern Himmel! Wär' ich ein reicher Herr: ich machte Sie auf Lebenszeit zu meinem Hausphilosophen, gäbe Ihnen mäßigen Gehalt (ein Philosoph muß nicht viel haben) und ein treffliches Mädchen zur Frau. — Giebt Ihnen der greise Voß, der weiseste Mann in Heidelberg, nicht denselben Rath, wenn Sie in Heidelberg sind? Ein Weib, ein Freund und eine Hütte! — Am Ende wünscht' ich, Sie säßen lieber in Paris als in Riga.

Es scheint, Sie denken gar nicht mehr daran, mir einen kleinen Besuch zu machen. Ich hätte fast Lust, Sie in Heidelberg oder Karlsruhe einmal zu überraschen, wenn ich nur sicher wäre, daß man mich nicht wegen demagogischer Umtriebe bis zu den Ufern der Spree führte, wie dem Professor Cousin geschah. Glauben Sie, daß ich scherze?

Heutiges Tages ist unter der Aegide politischer Heiligkeit aller Unfug möglich, und diente er am Ende auch nur, einem ehrlichen Mann schadenfroh einen Streich zu spielen.

Wir hiesiges Landes sind gesund und frohes Sinnes, und möchten unsere heitern Tage gern mit Ihnen theilen.

14.

Nach Karlsruhe. 31. Jenner 1825.

Obgleich Ihr Manuscript bis jetzt noch nicht in mein Haus eingekehrt ist, fang' ich doch sogleich Ihnen den Empfang desselben an zu bescheinigen. So blindes Vertrauen hab' ich auf Ehrlichkeit und Pünktlichkeit unserer Posten. Aengstigen Sie sich also darum nicht, mein ängstlicher Freund. Auch nicht Theodor's wegen, der nicht eher nach Paris gehen wird, bis er den Doktorhut auf dem Kopf trägt, weil, wie mir mein Herr Stapfer ausführlich geschrieben hat, er nur erst nach Vollendung der Studien auf einer deutschen Universität zu Paris sich mit großem Gewinn vollenden könne. Ich will ihn Ostern also nach Deutschland schicken, in der Hoffnung, man werde des Jünglings schonen und in seinem ehrlichen Namen keine demagogische Umtreiberei sehen oder riechen.

Wenn Riga so gelegen wäre, daß ich da ungetrennt von meinen Freunden und der Literatur, übrigens von der Welt und ihren Göttern geschieden, mit einer schönen Aussicht in die landschaftliche Natur und auf den Entwickelungs-Prozeß der Menschheit wohnen und zuweilen eine Leuchtkugel oder einen Blitz unter die närrischen Menschen schleudern könnte, ungesehen, wie Zevs — etwa in den Wolken selbst —, so würd' ich mir Erlaubniß bei Ihnen erbitten, im Frühjahr mit Ihnen dahin zu ziehen und mit Ihnen in der nämlichen Straße zu wohnen. Wenn Sie nur in Ihrem Riga „in Abgeschiedenheit von allen literarischen und andern Interessen“ glücklich seyn können! Wohlan, reisen Sie unterm himmlischen Machtschutz dahin! Es gefällt mir Alles in Ihrem Plan, NB. auch das Heirathen (exclusive das Beiwort „Wahrscheinlich“); nur nicht, daß Sie mich mit Ihrem allerliebsten Weibchen, in das ich mich schon selbst ein wenig zu verlieben anfange, erst nach zehn Jahren (helf' uns Gott!) besuchen wollen.

Ich zweifle gar nicht, daß Sie in Riga Jedem gefallen werden; aber sehr, ob Sie dort sich selbst. Für Ersteres bürgt mir schon

zum Theil die rosenfarbene Stelle aus dem Brief Ihres trefflichen Freundes; für Letzteres hab' ich wahrhaftig keinen Bürgen zu stellen, als — wenn Sie wollen so gütig seyn — Sie selbst.

God dam! (wenn ich fluche, so geschieht's in einer Sprache, die ich nicht verstehe, folglich gehört die Sünde zu den Unwissenheitssünden) machen Sie endlich Ihrer Selbstfolterung ein Ende. Sie rettet oder tödtet nichts, als ein heroisches Mittel, nämlich ein liebetreues, frommes, wirthliches Mädchen, das am Morgen sagt: Kind, arbeite und spare! — Mittags: laß dir meine einfache Kost wohl schmecken! — Abends: ruh' an meiner Brust aus! —

Adieu. Ich hoffe, Sie schreiben mir von jeder Poststation. Geben Sie mir auch die Reiseroute; vielleicht kommen Sie bei Freunden von mir vorbei.

Die Grüße Ihres Briefes, der sich apostolisch-paulinisch schließt, werden von links und rechts, zumal von meiner Frau, herzlich erwiedert.

P. S. Heute, Donnerstags den 3. Hornung 1825 Nachmittags 3 Uhr 57 Minuten 17 Sekunden, traf Ihr Manuscript wohl emballirt, mit dem Siegelbuchstaben R versehen, glücklich bei mir ein.

15.

Nach Karlsruhe. 6. September 1825.

Ich rechnete noch immer heimlich, mein Lieber, auf Ihre Bekehrung, das heißt auf Ihr Einkehren zu uns. Der diesjährige Schweizersommer war so lieblich und warm, daß kein Mann des Nordens vor seiner Rauhheit hätte schaudern können oder sollen. Allein die Götter und Jochmann wollten es anders.

Ihr lieber Maibrief liegt noch Antwort begehrend da; Ihre Betrachtungen über den Protestantismus haben mir diesen Sommer schon manchen genußvollen Nachmittag gewährt. Ich bin immer der undankbarste Mensch mit dem dankbarsten aller Herzen. Gerade darum lieb' ich Sie immer mehr, weil ich Ihre Freundschaft für mich unverkennbar in Ihrer Geneigtheit zum Verzeihen meiner Schuld erblicke. Bewahren Sie mir diese Freundschaft voller Nachsicht!

„Das Bewahren Ihrer Betrachtungen mir lästig?" — Was sagen Sie? Ich bin stolz, daß Sie sie mir anvertrauten. Ich bewahre sie, bis Sie dieselben zurückfordern. Warum vollenden Sie sie nicht? Wäre die Stille des Winters nicht dazu einladend? Und warum scheuen Sie

ſich, das vollendete Werk dann im Druck erſcheinen zu laſſen? Ruhen Sie doch nicht. Dies edle Spiel Ihrer Gedanken iſt Arznei für Ihren Körper!

Ihr junger Landsmann hat Ihnen, ſcheint es, mit ſeinen Erzählungen von Riga wieder ein wenig Heimweh gemacht. Aber Sie überwinden es in ſich, und ich billige es, wenn auch aus einem andern Grunde (rauhere Luft des Norden) als Sie. Auch ich zittere, entfernte, längſt nicht geſehene Freunde zu beſuchen, weil die Freude des Wiederſehens immer entweder mit dem Schmerz des Wiederverluſtes zu theuer bezahlt wird, oder, was noch ſchlimmer zuweilen iſt, weil die erwartete Freude wohl gar am Ende durch die von der Zeit angerichteten Verwandlungen der Menſchen, wenn man ſie nach Jahren wieder nahe ſieht, ganz ausbleibt. Meine Jugendfreunde blühen in meinem Gedächtniß, wie Unſterbliche, in ewiger Jugend und Liebenswürdigkeit; ach, in natura mögen ſie nun wohl etwas anders ſeyn.

Sie ſind ſehr gütig, an Theodor zu denken, falls er nach Heidelberg zöge. Er hat Aarau ſchon ſeit anderthalb Jahren verlaſſen. In Genf, zu Pictets, Decandolle's und des Aſtronomen Gautier Füßen, überließ er ſich ſeinem Hang zur Naturkunde, indem er zugleich franzöſiſche und engliſche Sprache trieb; dann ging er dieſe Oſtern (nur zwölf Tage war er im Vaterhauſe) nach München, wo er an den trefflichen akademiſchen Lehranſtalten Medizin ſtudirt. Er hat, wie in Genf, ſo in München, das Glück, in vorzügliche Geſellſchaften gezogen zu werden.

Dagegen iſt ſehr wahrſcheinlich, daß mein zweiter Sohn, Emil, der für ein Jahr nach Lauſanne gehen wird, ſich von da nach Heidelberg begeben wird, um ſich dort zum Kirchenlicht gieſſen oder ziehen zu laſſen. Er wird dann Ihre Güte in Anſpruch nehmen, die Sie ſeinem Bruder widmen wollten.

Ich lebe in meiner Einſiedelei gar frohmüthig, wie das reine Bewußtſeyn es kann. Nur zuweilen drückt es mich ſehr, wenn ich ſehe, wie jetzt alles Naturwidrige, Unvernünftige obenaus will in unſerm Welttheil, und wie die unflätigen Geſpenſter des Mittelalters wieder ſpuken dürfen. Oft befällt mich dann eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach Amerika; und, glauben Sie mir's, ich muß mich oft recht ernſt daran erinnern, daß ich nicht in Europa, ſondern in meiner Blumenhalde wohne, um der Luſt zu widerſtehen, meine Liegenſchaften zu verkaufen, und mit Weib und Kindern über den Ocean zu gehen.

Unter den Fremden, die mich mit Beſuch beehrten, machte ich einige

sehr werthe Bekanntschaften. General Rotten, der Vertheidiger von Barcellona, sagte mir: Mina, mit dem er sehr vertraut ist, habe aus Spanien nichts mitgenommen, als die Achtung der Franzosen, ausserdem Schande und Armuth, so daß er eingeschränkt leben muß, wie das auch beinah der Fall bei Rotten ist. — Die Bedürftigkeit beider freut mich sehr, weil sie ein Stützpunkt meines Glaubens an Tugend ist.

16.

Nach Karlsruhe. 10. Oktober 1825.

Mich freuts, daß Ihr Werk *) endlich das Licht erblicken soll. Es ist eins der gewichtigsten Worte unserer Zeit und zur rechten Zeit gesprochen. Ich habe daraus gelernt; Ihr Scharfsinn hat mehrere meiner Vorstellungen berichtigt; Ihre Darstellungsart hat mich gefesselt, der naive Ernst Ihrer Wahrheiten mich oft zum Lachen gebracht (was Sie vermuthlich nicht bezweckten). Wer hat auch pag. 80 mit Röthel angestrichen? Ein erschrockener Zweifler, der vor Ihrer Folgerechtigkeit zurückprallte? Schreiben Sie deswegen zu Ihrer Rechtfertigung noch die höchstmerkwürdige Note hinzu? In dem Fall dank' ich dem Erschrockenen.

Ihr Buch ist zu gelehrt, geistvoll und gut geschrieben, um gleichgültig angesehen zu werden. Es rührt unmittelbarer eine Angelegenheit an (unmittelbarer für Deutschland, als das frühere Werk), welche durch das, vom Zeitgang bewirkte Polarisiren kirchlicher Meinungen und durch das unsinnige Sturmlaufen der remigrirten Hierarchie, Angelegenheit des Jahrhunderts zu werden Miene macht.

Aber an dem Geräusch ist wenig gelegen. Das Buch wird wirken, dem Muthigen eine neue Waffe, dem Wankenden wenigstens ein Stab werden, viele Protestanten rein protestantisch denken und reden lehren. Und damit sollen wir uns begnügen. Denn die Welt überzeugen kann niemand, weil Eigennutz, Hochmuth, Herrschsucht und überhaupt jede Leidenschaft, als solche, nicht überzeugungsfähig ihrer Natur nach seyn kann, und Sie einer von denen sind, die im Vortrab der Menschheit eingereiht stehen, und da und dann erst ganz verstanden werden können, wann der Nachtrab auf Ihrer Stelle stehen wird.

Die Mißgriffe vieler Höfe dieser Tage, unter welchen der Boden-

*) Beiträge zur Geschichte des Protestantismus.

ſatz der geiſtigen Welt ſiegreich aufſteigt (wie immer in der Gährung), deuten und bereiten erſchütternde Ereigniſſe der Zukunft. Die Verblendeten bewirken ganz ſichtbar das Gegentheil von dem, was ſie bezwecken möchten. Frieden wollen ſie und wiegeln zum Krieg auf; wollen mit Knutenſtreichen beſänftigen und mit Stroh und Pulverfäſſern Feuer dämpfen.

Leben Sie wohl.

Jochmanns Kränklichkeit dauerte von Jahr zu Jahr wechſelnd fort; ſie hinderte ihn aber nicht am Arbeiten. Sein Glaube an die Wunderkraft des ſüdlichen Himmelſtrichs, wie der Heilquellen, verlor ſich; aber wandte ſich dagegen deſto zuverſichtlicher der homöopathiſchen Arzneikunſt zu. Er trat mit verſchiedenen Bekennern derſelben in Briefwechſel, und ließ ſich, ſelbſt aus der Ferne, von einem der Ihrigen verordnen, was zu ſeinem Heile dienen ſollte. Nicht nur las er Alles, was über Homöopathie im Druck erſchien, und zeichnete er auf, was ſie ihm Gutes zu gewähren ſchien: ſondern er ward, in ſeinen „homöopathiſchen Briefen“, ſelbſt einer ihrer beredteſten Vertheidiger gegen die zahlreichen Widerſacher. Sie aber, deren treuer Schutzredner er war, ſchützte ihn nicht. Es ſchien dies aber weniger ihrer Undankbarkeit gegen ihn, als ſeiner Vergeßlichkeit zuzuſchreiben, ſich nicht an den Urheber der neuen Heilart unmittelbar gewendet zu haben. Er faßte in den letzten Monaten des Jahrs 1829 den Entſchluß, von Karlsruhe nach Köthen zu reiſen, ſobald die Sommertage erſcheinen würden, um ſich dort der Sorge des Dr. Hahnemann anzuvertrauen. Einmal im Norden Deutſchlands, dort vielleicht geneſend, ſchien ihm auch einen Abſprung nach Riga zu machen, nicht unräthlich. Er gab ſeinem Freunde Sengbuſch daſelbſt ſchon fröhliche Hoffnungen.

Als endlich der milde Maimond erſchien, rüſtete er ſich zur Reiſe nach Köthen; doch nicht ohne eine bange Ahnung. Er legte ſeinen letzten Willen bei einem ſeiner Freunde in Karlsruhe, Herrn Chr. Griesbach, nieder. Auf der Reiſe aber verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand ſo ſehr, daß er in Naumburg an der Saale verbleiben mußte. Er kam hier am 3. Juni 1830 an, kraftlos, greiſenhaft gebückt, fiebernd, mit heftigen Lungenblutungen. Nichts beklagte er nun ſo ſehr, als daß er nicht in Karlsruhe bei ſeinen Freunden, ſondern ein Fremdling unter Fremden, ſterben werde. Doch bald gewann er auch hier einen neuen

und herzlichen Freund an seinem Arzte, Herr Dr. Stapf. Inzwischen seine Kräfte schwanden schnell hin. Am 24. Juli schon entschlummerte er sanft in der Morgenfrühe. Bei der Leichenöffnung zeigte sich Zerstörtheit der Lunge, Vereiterung der Luftröhre, Zerrüttung der Organe des Unterleibes.

Man fand auf seinem Tische ein Briefpäckchen, mit der Aufschrift: „Gleich nach meinem Tode zu eröffnen." Es enthielt, nebst seinem letzten Willen, das Verlangen, sein Herz in eine Porzellan-Vase zu verschliessen und es an seinen theuern Freund Sengbusch nach Riga zu senden, der ihm in seinem Garten ein Plätzchen gönnen möchte. Auf sein Grab in Naumburg verhieß der Arzt, in dessen Armen er starb, einen einfachen Kubus, als Denkmal, setzen zu lassen, mit der Inschrift: Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.

In seinem Testament lautete der achte Satz: „Meine sämmtlichen Handschriften von Materialien-Sammlungen, Aufsätzen u. dgl. aller Art, mit einziger Ausnahme meiner Korrespondenz- und Geschäftspapiere, vermache ich meinem lieben, verehrten Freunde Herrn Heinrich Zschokke in Aarau, dem sie kostenfrei zuzustellen sind. Ich bezweifle, daß er viel mit ihnen anzufangen wissen wird. In jedem Fall übernimmt er dann wohl, aus alter Freundschaft für mich, die Mühe, sie zu vernichten."

Wirklich besteht der größere Theil dieser Handschriften aus Materialien, einzelnen eigenen Bemerkungen, Auszügen u. s. w., die er zur Bearbeitung gesammelt hatte, z. B. zur Fortsetzung seiner „Betrachtungen oder Beiträge zur Geschichte des Protestantismus"; zu Nachträgen für seine „Briefe über Homöopathie" *); zu einer „Naturgeschichte des Adels"; zu einer Abhandlung über „politische Oekonomie"; zu Bemerkungen über „Religion und Religionsgeschichte"; zur „Geschichte der französischen Revolution" u. s. w. Andere, größere oder kleinere Abhandlungen, wie: „über die Oeffentlichkeit" — über „Schriftsteller und Schriftstellerei" — über „Englands Freiheit" und mehrere geschichtliche Bemerkungen aus seinen eigenen Tagebüchern gezogen, sind ganz oder zum Theil ausgearbeitet.

Da in gegenwärtiger Zeitschrift den Lesern einige der letztern mitgetheilt werden, mögen die Angaben über Jochmanns Leben, wie sie hier zusammengereiht sind, als Einleitung dazu gelten.

*) Diese erscheinen vielleicht, durch seinen Freund und Arzt in Naumburg, Herrn Dr. Stapf, geordnet, im Druck, dem ich sie überlassen habe. H. Zsch.

Graf Gustav von Schlabrendorf

in Paris

über Ereigniſſe und Perſonen ſeiner Zeit.

Aus K. G. Jochmanns Papieren.

Ohne eine öffentliche Rolle in den Welthändeln übernommen zu haben, ohne Schriftſteller geweſen zu ſeyn, hatte der Graf von Schlabrendorf, der ſeit Anfang der franzöſiſchen Revolution bis zu ſeinem Tode in Paris lebte, nicht unwichtigen Einfluß auf die Begebenheiten ſeiner Zeit. Dieſen Einfluß, welchen er übrigens gar nicht verlangte, ja wahrſcheinlich kaum kannte, gewann er durch täglichen Umgang und vertrauliche Unterhaltung mit den bedeutendſten Gelehrten und Staatsmännern Frankreichs, ſowie derer aus andern Ländern, die nach Paris kamen und ſelten fehlten, den Ehrwürdigſten aller Sonderlinge zu beſuchen. Mit einer unermeßlichen Kraft des Gedächtniſſes verband er den feinſten Scharfſinn; und indem er ſich aus den Geſprächen derer, die zu ihm kamen, über die unſcheinbarſten Einzelnheiten von Vorfällen oder Menſchen zu unterrichten wußte, ward er der glücklichſte Rathgeber, ſelbſt Prophet, für Andere in Verhältniſſen, die ſie nach ihrer Stellung hätten genauer kennen ſollen, als Er. Viele ſeiner Aeuſſerungen und Bemerkungen über die Geſchichte des Tages gingen, ohne daß es ihm bekannt ward, durch Oelsner und andere Deutſche, die ihm nahe waren, in Zeitſchriften und Werke über und dienten eben ſo ſehr zur Berichtigung der öffentlichen Urtheile, als zur Belehrung der Geweihtern in Staatsgeſchäften.

Ungeachtet der Graf Eigenthümer eines beträchtlichen Vermögens war, lebte er doch, man kann nicht ſagen, höchſt einfach, ſondern wahrhaft dürftig. In einem ſchmuckloſen Zimmer und durcheinander liegenden Büchern und den nothwendigſten Geräthſchaften angefüllt, empfing

er die Fremden jedes Standes, im dunkelfarbigen, alten zerrissenen Ueberrock am Kaminfeuer. Aber mit fürstlicher Wohlthätigkeit erwies er sich gegen die Armen und Hülfsbedürftigen, besonders gegen die, welche deutscher Herkunft waren, und ausgezeichnet gegen die preußischen Kriegsgefangenen in Frankreich. Doch, wenn nicht durch Zufall, erfuhren die Getrösteten selten oder nie den Namen ihres Wohlthäters. Gegen Jedermann offen, verheimlichte er nur schamhaft seine Tugenden.

Mit Empfehlungen aus der Schweiz kam der Mittheiler nachfolgender Bruchstücke zu dem ruhmwürdigen Mann. Gütig empfangen hatte er, während seines Aufenthalts in Paris, das Glück, fast täglich einige Stunden in der Gesellschaft dieses Weisen zu verleben. Es war im Oktober 1821. Schlabrendorf hatte ein Alter von zweiundsiebenzig Jahren, aber noch die lebendige Jugendlichkeit des Geistes von einem Siebenundzwanziger. Man mußte ihn hören, wenn er mit Wärme, Klarheit und unglaublicher Kenntniß der Menschen und Dinge sich äusserte. Er war Redner im höhern Sinne des Worts, und schien dann selbst ein Wesen höherer Art zu seyn, frei von Leidenschaften und Vorurtheilen der Sterblichen, über die niedern Interessen derselben erhaben, nur unbefangener Zuschauer ihres vergänglichen Treibens. Das Buch der Weltgeschichte lag vor seinem Geiste stets aufgeschlagen; Alles ihm darin gegenwärtig. Deutschland, England und Frankreich hatte er in den mannigfaltigsten Richtungen durchreist; nichts von einiger Bedeutung stand ihm da unbekannt und von allen spätern Veränderungen darin blieb er unterrichtet.

Es ist zu beklagen, daß der Graf nichts Schriftliches von seinen Erfahrungen hinterließ. Was die nachfolgenden Bruchstücke enthalten, sind in der That nur Gesprächstrümmer, Einzelnheiten, die gewöhnlich nach den Abendunterhaltungen flüchtig von demjenigen aufgezeichnet wurden, der sie hier mittheilt. Man wird daraus die Geisteshoheit des Grafen so wenig, als aus einigen Ziegelstücken die Herrlichkeit eines Pallastes beurtheilen können. Und doch sind von dem viel besprochenen Manne bisher nur wenige oder keine Aussprüche bekannt geworden. Daher mögen sie jetzt nach seinem Tode einigen Werth, und vielleicht noch hie und da einen bedeutsamen Wink über das Leben unsers Zeitalters haben. *)

*) Der Graf von Schlabrendorf, geboren zu Stettin den 22. März 1750, machte nach Vollendung der Schulstudien eine Reise durch Deutschland, die Schweiz,

Bureaukratie.

Unter Napoleon spielte die Bureaukratie eine ganz untergeordnete Rolle, aber doch spielte sie eine. Seine Befehle fanden bekanntlich nirgends Widerstand, von Fouché an bis zum Stubenwischer gehorchte Alles springend seinen Befehlen. Doch nur der Zweck gehörte ihm. In den Mitteln und Wegen waltete der Einfluß der Bureaukratie. Da jede Rückwirkung eine andere Wirkung voraussetzt, so war damals der Despotismus die anregende, Bureaukratie die regierende Macht in Frankreich.

Jetzt *) ist die Bureaukratie zu höherer Würde gelangt, die sie in allen Staaten unserer Zeit besitzt, wo schwache Fürsten und mittelmäßige Minister stehen. Sie ist ein politischer Somnambulismus der Monarchie, wo der Verstand sammt allen Sinnen aus dem Kopf in die Nähe des Magens, zum Sonnengeflecht, niedersteigt und jeder Finger hellsehend wird.

Napoleon ertrug es kaum, wenn jemand nicht auf den ersten Wink vor ihm erschien. Einen Obersten, den Unpäßlichkeit abgehalten hatte, fuhr er mit den Worten an: Que pensez vous? Est-ce que vous me prenez pour un *Merlin*, un Lareveillère Lepeaux? — Jetzt aber hat ein nach Guadeloupe gesandter Generalprokurator seit neun Monaten noch nicht Zutritt zu der ihm von der Regierung angewiesenen Stelle erhalten können, weil — die Frau des Gouverneurs ihn nicht mag. Der Gouverneur ist nämlich ein steinalter, kindischer Emigrant, dem man, wegen dieser vorzüglichen Eigenschaft, die einträgliche Stelle läßt; die Dame regiert ihn und die Kolonie.

Unter dem Vollziehungsdirektorium war die Bureaukratie am mächtigsten. Ein Mann, der vom Direktorium selber die Bestallung zu einem

---

Frankreich und England; verweilte in England sechs Jahre, kam kurz vor dem Beginn der französischen Staatsumwälzung nach Paris, siedelte sich hier zuletzt ganz an und starb hier am 21. August 1824.

Im dritten Jahrgang des reichhaltigen historischen Taschenbuchs von Friedrich von Raumer, hat der geistvolle K. A. Varnhagen von Ense einige Züge zu dem Bilde des Mannes, Bruchstücke aus dessen Papieren, meistens politisch-moralischen Inhalts, unter dem Titel geliefert: „Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm“, und mit dieser Aufschrift im Lapidarstyl das gesammte äussere Verhältniß des erhabenen Sonderlings bezeichnet. Zsch.

*) Man erinnere sich, daß Graf Schlabrendorf (so schrieb er sich selbst, nicht Schlaberndorf) im Jahre 1821 sprach. Zsch.

Posten in den Kolonien erhalten hatte, konnte nie zu seiner Bestimmung gelangen, weil er einfältigerweise versäumt hatte, durch die filiature des bureaux zu passiren.

Winterfeld und Friedrich II.

Man sagt wohl, die Könige sollen nicht selber fremde Völker revolutioniren. Das war schon alte Sitte; sie datirt nicht von heut und die rechtschaffensten Leute machten zuweilen aus der Noth eine Tugend oder Nothsünde.

Der ehemalige preußische Minister von B...., der Herzbergs Zögling und Schützling war, erzählte mir eines Tages folgende Anekdote, die er aus Herzbergs Munde wußte: Als Friedrichs II. Angelegenheiten nach der Colliner Schlacht höchst bedenklich standen, habe ihm Winterfeld den kühnen Vorschlag gethan, an der Spitze eines ausgewählten Heeres in Frankreich einzurücken und hier Land und Volk sich zu erobern. Der Krieg aber müsse in Frankreich nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die elendeste aller Regierungen geführt und eine bessere verheißen werden. Einige kräftige Proklamationen ans Volk würden eben so viel siegreiche Schlachten werth seyn.

Ich möchte wissen, was der große und von den damaligen Franzosen vergötterte König von Preußen seinem Liebling Winterfeld darauf erwiedert haben mag? Wenn man sich an Ludwigs XV. Hof und die damalige Weiberwirthschaft erinnert, war Winterfelds Einfall nicht halb so verwegen, oder hoffnungslos, als er im ersten Augenblick scheint. Nichts leichter, als mit Haß, Verachtung oder Gleichgültigkeit eines Volkes, das sich selber fühlt, und gegen seine Regierung laut geworden ist, einen Bund gegen den Thron zu schliessen.

Herzberg selbst war kein großer Mann, aber ein großer Preusse, und vielmehr eigentlich ein großer Pommer. Als er einst eine Erziehungsanstalt seiner Provinz besuchte, fand er zufällig einen jungen Menschen, der sich mit dem Lesen einer Geschichte des westphälischen Friedens beschäftigte. Das gewann ihm das Herz, und bewog ihn den Jüngling heranzuziehen und in die diplomatische Laufbahn einzuführen. Es war derselbe preußische Minister von B...., der mir jenen winterfeldischen Revolutionsplan mittheilte.

Der Bischof von Aversa.

Die Ermordung dieses Geistlichen machte neulich großes Aufsehen. Man glaubte darin die Gewissenlosigkeit des politischen Wahnsinnes der Carbonari offenbart zu sehen, der vor keinem Frevel zurückbebt, wenn es den Zweck gilt. Ich bin jetzt anders belehrt worden, und habe gar nicht Ursach, dem zu mißtrauen, der mir den entsetzlichen Aufschluß gab. Der Bischof von Aversa war beim neapolitanischen Volk durch seinen Freiheitshaß bekannt und furchtbar. Daher schwebte er beim letzten Aufstand der Neapolitaner in größter Gefahr. Die Carbonari hatten ihm den Tod geschworen. Er entging demselben durch die Treue eines seiner ältern Freunde, obgleich dieser ebenfalls ein Carbonaro war. Eben dieser Mann, nachdem er sich vergebens für den Bischof verwendet hatte, nahm ihn in sein Haus auf, und verbarg ihn glücklich daria nicht ohne eigene Gefahr. Wie der Freund, so wetteiferte dessen Gemahlin mit ihren Kindern ehrfurchtsvoll, dem geretteten Seelenhirten den Zufluchtsort so viel als möglich zu veranmuthigen.

Mit dem Einrücken der Oesterreicher änderten die Verhältnisse. Der Bischof gelangte aus seiner überstandenen Aechtung zu mächtigem Einfluß und der Carbonaro ward seines Schutzes bedürftig. Aber der Bischof war in seiner politischen Handlungsweise folgerechter, als sein gutmüthiger Freund. Dieser, und als er fliehen mußte, seine Gattin und Kinder wurden der nächste Gegenstand der Verfolgungswuth des heiligen Mannes. Sein Wohlthäter schmachtete im Elende. Nichts rührte den Bischof, dessen Rache gegen die Carbonari unausöhnbar blieb. Da stand eines Tages der unglückliche Vater und Gatte unvermuthet vor dem Unterdrücker und warf sich dann weinend zu dessen Füßen. Nicht Dankbarkeit, nicht Menschlichkeit wollte er für sich anrufen, nur Schonung für die Seinigen erflehen. Jener antwortete trocken: Es sei nichts zu hoffen. Da wandte sich der Carbonaro von ihm, nur warnend, er solle auf seiner Hut seyn.

Nie war ein Rath ernstlicher gemeint. Denn wenige Tage später, beim ersten, öffentlichen Erscheinen des Bischofs, stieß diesem ein herandrängender Mensch das Messer in der Brust. Es war der unglückselige Carbonaro. Er versuchte es weder zu entfliehen, noch, vor Gericht gestellt, sich zu vertheidigen. Aber das empörte Gefühl verlieh ihm eine schauerliche Beredsamkeit. Er erzählte, was er als Christ, nach den Grundsätzen der Religion, für den Bischof einst gethan und gewagt,

und mit welchem Lohn ihm dieſer, obgleich ein geiſtlicher Herr, vergolten habe. Ein ſolcher Gegenſatz von Geiſtlichkeit und Religion konnte nicht geduldet werden. Man nahm dem Tribunale die Unterſuchung der Sache ab, und übergab ſie einem Kriegsgericht, welches ſein Urtheil binnen ſechs Stunden vollziehen ließ.

Schwache Regierungen.

Das geregelte Uhrwerk des Staats in ſeinem gewohnten Gang zu halten und pünktlich wieder aufzuziehen, iſt das Geſchäft jeder mittelmäßigen Regierung. Der Despotismus rückt willkührlich den Weiſer des Zifferblattes vorwärts und rückwärts; in der Meinung, die Sonne müſſe dannoch ihren Lauf und die Stunden ändern. Schwachen Regierungen iſt ſelbſt das Aufziehen der Uhr läſtig; die Stunde iſt ihnen gleichgültig; ſie wiſſen nie, welche Zeit iſt.

Das größte Unheil, welches die Letztern anrichten, beſteht nicht darin, daß ſie ſich ſelber verächtlich machen, oder das Volk an jene leichtſinnige Stimmung gewöhnen, ſich gegen die Autorität aufzulehnen, oder die Geſetze zu umgehen. Nein ſie lähmen auch im Voraus ſchon die Kräfte beſſerer Nachfolger, welche entweder die Hoffnung für ihre edelſten Entwürfe aufgeben, oder den Despotismus wagen müſſen. Dann werden, wie einſt in Frankreich, jetzt in andern Ländern „Verſchwörereien“ Mode, die zu nichts taugen, weil ſie weder das Schlechte wegſchaffen noch das Gute hervorbringen können.

Bewahre der Himmel jedes Land vor dieſer Mode. In Frankreich war ſie gemein und alltäglich. Man ſagte bei einer Gelegenheit zu Michaud: Mais il faut que cet homme vous soit connu! indem man auf einen Fremden deutete, der ihn freundlich angeredet hatte. „Mais oui, je le dois connoître!“ erwiederte Michaud: „il me semble que nous ayons conspiraillé ensemble dans le temps.“

Weiber und Prieſter.

Weiber und Prieſter (verſteht ſich, die der katholiſchen Kirche) haben das mit einander gemein, daß ſie keine eigene Heimath, kein feſtes Vaterland, folglich auch kein Bürgerrecht und Recht zu öffentlichen Aemtern haben. Das Weib iſt in der ganzen Welt daheim durch den Mann;

eben so der Geistliche vermittelst seiner Kirche. Dennoch streben beide unaufhörlich nach Einfluß aufs bürgerliche Leben, weil es für sie verbotene Frucht seyn soll. Wehe, wo sie ihn gewinnen! Spanien ward durch seine Geistlichkeit, Frankreich durch Weiber und Priester zugleich, zum Verderben geführt. Unzählige Kriege der Europäer sind von den Weibern durch die Macht der Liebe und von den Geistlichen durch die Macht des Glaubens erregt.

Die Jesuiten.

Napoleon hatte schon sein besseres Selbst verloren, eh' Frankreich für ihn verloren ging. Was er durch geistige Ueberlegenheit gewonnen hatte, glaubte er mit den geistlosen Banden von politischen und religiösen Vorurtheilen für sich befestigen zu können. Er taumelte von Irrthum zu Irrthum, indem er sich einbildete, der Staub des Alterthums, welcher die andern Thronen bedeckte, sei es, was sie dauerhaft gemacht habe. Darum, wer hätte es glauben sollen, war er sogar schwach genug, auch den Jesuiten Eingang in Frankreich zu gestatten; er schützte sie; er hatte die Absicht, ihnen die Erziehung der Jugend anzuvertrauen. Sie besaßen bereits vier Häuser in Paris, eh' die Bourbonen zurückkehrten.

Die Mutter des Kaisers und Kardinal Fäsch waren die thätigsten Gönner der Jesuiten, aber auch der Geistlichkeit überhaupt. Napoleon wußte es und ließ sie gewähren. Als der Pabst (Pius VII.) in Savona gefangen saß, wo er von dem ihm bestimmten Gehalt leben konnte, ließ ihm Fäsch zwei Millionen Franken heimlich zustellen. Die Summe wurde verwendet, um Mönche nach Spanien zu senden, die das Volk bewegen, und die häßliche Bannbulle gegen Napoleon verbreiten mußten.

Schon auf dem ersten Wiener Kongreß handelte es sich darum, die Jesuiten auch in den österreichischen Staaten anzuerkennen und zu schützen. Der Erzbischof von Wien war für sie schon gänzlich gewonnen, und nur die Unentschlossenheit des Fürsten Metternich, welche die des Kaisers nach sich zog, war das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung des Ordens. Metternich ist ein Mann von feinem und festem Geiste. Oesterreich hatte selten, vielleicht nie, einen Staatsmann von so rein- und ächtösterreichischem Sinn an der Spitze seiner Angelegenheiten, wie ihn. Talleyrand ist geistreicher, Metternich klüger und lauersamer.

Indessen hatte sich der Erzbischof die Wiedergeburt der Gesellschaft

Jesu so sehr zu Herzen genommen, daß er beim Kaiser eine besondere Audienz verlangte, um davon zu reden. Er erhielt sie. Der Monarch aber, sobald er merkte, was es gelten sollte, nahm gleich das Wort und sagte: Sprechen wir zusammen von etwas Anderm.

Frankreich hat für jetzt keinen Metternich. Die Jesuiten nisten sich unter den Flügeln der Ultra an. Eben weil diese Ultra-Royalisten sind, sind sie die gefährlichsten Ultra-Revolutionäre, so gut, wie jene Weltstürmer im Revolutionsausschuß von Bordeaux, die schon von den Volksrepräsentanten Isabeau und Tallien zuerst mit diesem neuerfundenen Titel beehrt worden sind.

Die Fürstenbraut.

Ich habe die Revolution verehrt, aber immer die Revolutionärs verabscheut. Sie ist ein Nationalfrühling, welcher den Winterschnee barbarischer Jahrhunderte von einem erstarrten Volke wegschmelzt; freilich aber auch Nachtgleichenstürme mitbringt. Sie war in Frankreich ursprünglich rein, eine Erlöserin des in der Menschheit unterdrückten Reinmenschlichen. Ihre Schönheit erregte die Begeisterung der Welt. Ach, warum fand sie keinen edeln Fürsten, der sie zur Braut erkor; denn eine Fürstenbraut muß sie seyn, wenn sie Göttin bleiben, segnen und entzücken soll. Aber der Hof verkannte sie, ließ sie im großen Haufen stehen, eine Beute der Lüstlinge, von denen sie verführt ward, bis sie zur Metze des Pöbels werden mußte. Da wandte endlich selbst der Pöbel den Blick voller Ekel von ihr ab, und folgte lieber sklavisch der Trommel eines Soldaten, oder dem Missionskreuz eines Mönchs.

Das ist die Erbsünde unserer Zeit, und vielleicht noch mancher Zeit, daß zwischen der Erziehung und Bildung der Regierer und andererseits der von ihnen Regierten ein allzugroßes Mißverhältniß besteht. Es ist ein Gesetz der moralischen, wie der physischen Welt, daß das Geistige nach oben strebt, und das Ungeistige, Schwere nach der Tiefe. Was kann daraus werden, wenn Geist und Kenntniß im Volke leben, und droben Ungeist und Unkunde?

Geschichte und Geschichtschreiber.

Nicht die äussere Größe der Begebenheiten, nicht das Wunderbare und Riesenhafte der Schicksale ist es, was einer Geschichte den wahren,

innern Werth giebt, sondern die Enthüllung des Verborgenen, die Entschleierung der Beweggründe und Ursachen. Darum bleibt uns der Vegetationsprozeß so vieler kolossalen Reiche unbekannt und gleichgültig, während das Leben der kleinen griechischen Staaten ein ewig anziehender Stoff bleibt. Darum steht auch Tacitus, darum Thucydides, als größerer Geschichtschreiber da, denn Lacretelle und hundert Andere. Darum ist die Geschichte der französischen Revolution nur anziehend bis zum Vendemiaire 1795; bis dahin loderte reine Begeisterung in den Parteien. Sie meinten es ehrlich, wie mit dem Guten, so mit dem Bösen; wie mit der Wahrheit, so mit dem Irrthum. Nachher versank Alles in den Schlamm der niedrigsten Gemeinheit und Selbstsucht; Alles ward Spiel kaltberechneter Intriguen.

Ich habe nichts gegen getreues Aufzeichnen der Begebenheiten; ich bin dankbar gegen Moses und Herodot, bis herab zum letzten Chronikschreiber, Sammler und Urkunden-Berichtiger. Sie liefern den Stoff zur Geschichte, aber keine Geschichte. Sie geben uns den Leichnam der Vorwelt, als eingeschrumpfte, gefirnißte Mumie, aber sie stellen mir nicht die lebendige Vorwelt auf. Ich sehe das Aeussere, die Erscheinungen; aber womit sich das Gedächtniß füllt, bleibt für den Verstand das Unbegriffene. Es ist der Menschen Geist und Gemüth, welches den Staub und das Todte bewegt; nicht dies Letztere, nein jenes, das Göttliche in seiner Hoheit, wie in seinen Entartungen, soll mir durch die daher entstandenen Wirkungen klar werden. Der Geist will Geistiges schauen. Darum sind in allen Völkern große Geschichtschreiber selten, weil große Geister mit dem Gottesblick in die Ursachen der Dinge überhaupt selten sind. Johannes Müller hatte bei den Deutschen diesen Blick, aber keine Selbstständigkeit oder Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen. Bei den Franzosen treibt Alles ins Materielle, Glänzende. Gibbon ist einer der Riesen unter den Geschichtschreibern.

Unsere Zeit liefert wenigen Stoff für die Geschichte. Sie besteht aus großen Begebenheiten und kleinen Menschen. Ein Zusammentreffen, das trostlos wäre, wenn nicht darin auch der Beweis läge, daß es in der Welt, ausser den Kabinetsregierungen, noch eine Weltregierung giebt.

Die Kunst zu lügen.

Es ist gar keine Kunst, eine Unwahrheit zu erfinden. Jeder Flachkopf kann das. Die eigentliche Kunst besteht darin, aus zween Sätzen, die, jeder einzeln, wahr sind, durch arglistige Zusammenstellung einen dritten herauszubringen, der eine Lüge ist. Das ist die vornehmste Art der Rabulisterei, aber auch zugleich die gemeinste.

Von Wundern.

Der Prinz von Hohenlohe hat in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß er keine Wunder mehr thun werde, seiner Amtsgeschäfte und seiner Gesundheit wegen. — Angreifend mag das Wunderthun allerdings seyn; aber wenn man es nur kann, so sollte man sich kein Gewissen daraus machen, es zu den ersten allerpriesterlichen Amtsgeschäften zu zählen.

Biester in Berlin, wenn man von den Wundern in den ersten Jahrhunderten des Christenthums sprach, pflegte zu behaupten: daß man von ihnen und überhaupt von Wundern nichts würde erfahren haben, wenn es zu jener Zeit schon Polizei in den Ländern gegeben hätte. Es ist möglich. Vielleicht auch, daß sich die Polizei in die hohenlohischen Wunder gemengt hat. Aber Biester hätte, statt Polizei, noch besser Oeffentlichkeit nennen können.

Rivarol.

Ant. Rivarol, der Schriftsteller, war bekanntlich der Sohn armer, ehrlicher Bürgersleute zu Bagnoles (geb. 1757), und gab sich bekanntlich für einen Grafen aus. Ich fand ihn geistvoll, aber sein ganzes Wesen unerträglich. Er überbot alle seine angeblichen Standesgenossen in Uebermuth, und pflegte von bürgerlicher Kanaille und notre caste, trotz einem Duc und Pair, zu sprechen.

Seine Histoire secrète de Coblence (denn das Buch soll wirklich von ihm seyn), im Aerger über schlechte Aufnahme daselbst geschrieben, ist ungemein anziehend und Licht verbreitend. Es sind Aussagen eines Augenzeugen. Rivarol war der witzigste, aber auch der unartigste Mensch von der Welt. Die ehrlichen Hamburger öffneten ihm ihre Häuser und Börsen auf das Zuvorkommendste. Aber wenn ihnen in

Gesellschaft einer seiner Einfälle nicht gleich einleuchtete und sie die Köpfe zusammensteckten, um sich zu verständigen, so konnte er ganz laut rufen: Voilà comme sont Mrs. Hambourgeois; ils cotisent trois ou quatre pour suivre la pointe d'un bonmot.

Diplomatische Lauerer.

Kein traurigeres Handwerk, als das der gewöhnlichen Gesandten bei den Höfen! Sie sind blos diplomatische Spione, Neuigkeitsfischer und gegenseitige Auflauerer. Man spürt an ihnen, wie bei allen Handwerkern, das Gewerbe, welches sie treiben.

Der Graf v. Boden, vor der Revolution churhessischer Gesandter in Paris (in Mirabeau's hist. secrète de la cour de Berlin ist die Rede von ihm), hatte die Gewohnheit, den Zweck eines Besuches, den er machte, nicht früher laut werden zu lassen, bis er — nicht etwa aufstand, um sich zu verabschieden, — nicht wenn er schon zur Thür hinausging, — nein, wenn er dem ihn Begleitenden auf der letzten Stufe der Treppe die Hand drückte, um sich von ihm zu trennen. Das ist diplomatische Feinheit. — Ein anderer dieser wichtigen Herren zieht seinen Mann in eine Fensterbrüstung, spricht feierlich, oder gestikulirt heftig, — il parle filles. — Ein dritter kann kein Briefcouvert sehen, ohne zu fragen: Was giebts Neues?

Ehrlichkeit.

Es giebt ein Nahrungsmittel, das nicht das köstlichste, wohl aber das unentbehrlichste ist, — Brod. Der Arme lebt fast nur davon; der Reichste kann es nicht missen. Galiani in seinen Dialogues sur le commerce des pleds, sagt: Brodmangel bringt, auch beim Ueberfluß von andern Nahrungsmitteln, Hungersnoth hervor, weil ohne Brod keine andere Nahrung so gut verdauet wird.

Was im Verkehr der Speisen das Brod, das ist im Verkehr der Menschen mit Menschen die Ehrlichkeit; unansehnlich, wenig geachtet, und doch das Wesentliche, was den menschlichen Verkehr erhält; keine glänzende Tugend, aber die brauchbarste und unentbehrlichste im geselligen Leben.

Für den Augenblick freilich gewährt das Zerreissen jeder moralischen Fessel dem Betrüger großen Vortheil über den ehrlichen Mann; aber

gewiß auch nur — für den Augenblick. Eben der freiere Spielraum verwöhnt schnell den rücksichtslosen Benutzer jedes Mittels; er glaubt an keinen Widerstand mehr, und stürzt zuletzt, nicht etwa durch einen aller menschlichen Klugheit unvermeidlichen Umstand, nein, plumperweise in seine eigene Falle, durch einen armseligen Umstand, der nur ihm verderblich wird, den der einfältigste Mensch vermieden haben würde. Ich sagte das Napoleon im Jahr 1808 voraus; ich schrieb es. Im Jahr 1814 gedachte dieser der Prophezeiung. Ehrlichkeit ist die feinste, und die sicherste Staatsklugheit. Sie ist nicht in jedem einzelnen Falle siegend, aber sie siegt doch im Ganzen. Wer aber ein Spiel gewinnen will, muß nicht jeden Stich machen wollen; und wer im Spiele gewinnen will, braucht nicht jedes Spiel zu gewinnen.

Adel. Pressfreiheit. Dogmen.

Ich befand mich eben in London, als die Nachricht von der Sitzung der konstituirenden Versammlung ankam, in welcher der französische Adel seine Privilegien aufgeopfert hatte. Von ohngefähr begegnete ich meinem Freunde Schönborn auf der Straße, und rief ihm schon von weitem zu: „Wissen Sie das Neueste aus Paris?“ — „Ja,“ sagte Schönborn nachdenklich: „der Adel soll abgeschafft seyn. Läßt sich aber so etwas abschaffen?“ — Er hatte vollkommen recht. Nicht, daß der Adel in seiner Wesenheit eine Naturnothwendigkeit wäre; aber er ist eine Meinungssache, die durch kein Gesetz abgeschafft werden kann. Die Meinung macht den Adel, und nur sie kann ihn auch vertilgen. Ich kam bald nachher nach Paris. In einer Gesellschaft, wo auch Sieyes war, feierte Alles den Sieg über das Vorurtheil. Sieyes schwieg; aber man trieb ihn, sich ebenfalls darüber auszusprechen. „Eh bien!“ sagte er: „Vous leur avez ôté la noblesse, il ne vous reste que de leur ôter la vie.“ In der That, das Dekret war die erste Erklärung des offenen Bürgerkriegs.

Es ist eben so thöricht, den Adel durch ein bloßes Gesetz abschaffen, als durch ein Gesetz Preßfreiheit einführen wollen. Die Freiheit der Gedankenmittheilung besteht schon, vor allen Gesetzen, von Natur. Das Gesetz selbst ist eine Wirkung derselben. Die Gesetze bringen überhaupt keine Freiheit, sondern sie begränzen dieselbe nur, und müssen sie begränzen, Rechte Anderer zu schirmen.

Von allem Meinungsstreit ist mir der Streit der Theologen über

Gesellschaft einer seiner Einfälle nicht gleich einleuchtete und sie die Köpfe zusammensteckten, um sich zu verständigen, so konnte er ganz laut rufen: Voilà comme sont Mrs. Hambourgeois; ils cotisent trois ou quatre pour suivre la pointe d'un bonmot.

Diplomatische Lauerer.

Kein traurigeres Handwerk, als das der gewöhnlichen Gesandten bei den Höfen! Sie sind blos diplomatische Spione, Neuigkeitsfischer und gegenseitige Auflauerer. Man spürt an ihnen, wie bei allen Handwerkern, das Gewerbe, welches sie treiben.

Der Graf v. Boden, vor der Revolution churhessischer Gesandter in Paris (in Mirabeau's hist. secrète de la cour de Berlin ist die Rede von ihm), hatte die Gewohnheit, den Zweck eines Besuches, den er machte, nicht früher laut werden zu lassen, bis er — nicht etwa aufstand, um sich zu verabschieden, — nicht wenn er schon zur Thür hinausging, — nein, wenn er dem ihn Begleitenden auf der letzten Stufe der Treppe die Hand drückte, um sich von ihm zu trennen. Das ist diplomatische Feinheit. — Ein anderer dieser wichtigen Herren zieht seinen Mann in eine Fensterbrüstung, spricht feierlich, oder gestikulirt heftig, — il parle filles. — Ein dritter kann kein Briefcouvert sehen, ohne zu fragen: Was giebts Neues?

Ehrlichkeit.

Es giebt ein Nahrungsmittel, das nicht das köstlichste, wohl aber das unentbehrlichste ist, — Brod. Der Arme lebt fast nur davon; der Reichste kann es nicht missen. Galiani in seinen Dialogues sur le commerce des pleds, sagt: Brodmangel bringt, auch beim Ueberfluß von andern Nahrungsmitteln, Hungersnoth hervor, weil ohne Brod keine andere Nahrung so gut verdauet wird.

Was im Verkehr der Speisen das Brod, das ist im Verkehr der Menschen mit Menschen die Ehrlichkeit; unansehnlich, wenig geachtet, und doch das Wesentliche, was den menschlichen Verkehr erhält; keine glänzende Tugend, aber die brauchbarste und unentbehrlichste im geselligen Leben.

Für den Augenblick freilich gewährt das Zerreissen jeder moralischen Fessel dem Betrüger großen Vortheil über den ehrlichen Mann; aber

gewiß auch nur — für den Augenblick. Eben der freiere Spielraum verwöhnt schnell den rücksichtslosen Benutzer jedes Mittels; er glaubt an keinen Widerstand mehr, und stürzt zuletzt, nicht etwa durch einen aller menschlichen Klugheit unvermeidlichen Umstand, nein, plumperweise in seine eigene Falle, durch einen armseligen Umstand, der nur ihm verderblich wird, den der einfältigste Mensch vermieden haben würde. Ich sagte das Napoleon im Jahr 1808 voraus; ich schrieb es. Im Jahr 1814 gedachte dieser der Prophezeiung. Ehrlichkeit ist die feinste, und die sicherste Staatsklugheit. Sie ist nicht in jedem einzelnen Falle siegend, aber sie siegt doch im Ganzen. Wer aber ein Spiel gewinnen will, muß nicht jeden Stich machen wollen; und wer im Spiele gewinnen will, braucht nicht jedes Spiel zu gewinnen.

Adel. Pressfreiheit. Dogmen.

Ich befand mich eben in London, als die Nachricht von der Sitzung der konstituirenden Versammlung ankam, in welcher der französische Adel seine Privilegien aufgeopfert hatte. Von ohngefähr begegnete ich meinem Freunde Schönborn auf der Straße, und rief ihm schon von weitem zu: „Wissen Sie das Neueste aus Paris?“ — „Ja,“ sagte Schönborn nachdenklich: „der Adel soll abgeschafft seyn. Läßt sich aber so etwas abschaffen?“ — Er hatte vollkommen recht. Nicht, daß der Adel in seiner Wesenheit eine Naturnothwendigkeit wäre; aber er ist eine Meinungssache, die durch kein Gesetz abgeschafft werden kann. Die Meinung macht den Adel, und nur sie kann ihn auch vertilgen. Ich kam bald nachher nach Paris. In einer Gesellschaft, wo auch Sieyes war, feierte Alles den Sieg über das Vorurtheil. Sieyes schwieg; aber man trieb ihn, sich ebenfalls darüber auszusprechen. „Eh bien!“ sagte er: „Vous leur avez ôté la noblesse, il ne vous reste que de leur ôter la vie.“ In der That, das Dekret war die erste Erklärung des offenen Bürgerkriegs.

Es ist eben so thöricht, den Adel durch ein bloßes Gesetz abschaffen, als durch ein Gesetz Preßfreiheit einführen wollen. Die Freiheit der Gedankenmittheilung besteht schon, vor allen Gesetzen, von Natur. Das Gesetz selbst ist eine Wirkung derselben. Die Gesetze bringen überhaupt keine Freiheit, sondern sie begränzen dieselbe nur, und müssen sie begränzen, Rechte Anderer zu schirmen.

Von allem Meinungsstreit ist mir der Streit der Theologen über

ihre Dogmen der wunderlichste. Wenn man Dogmen gegen Dogmen setzt, werden die abgeschmacktesten gerade die meisten Anhänger finden. Es ist mit dieser Art von Glauben, wie mit Wünschen. Das Aufserordentlichste kostet da jeden so viel, als das Gewöhnlichste; und läßt man sich einmal überhaupt darauf ein, so mag man es gern um etwas Rechtes thun.

Meinungswäsche.

Frau v. W. hat einen hübschen, weißen Schawl. Aber er nimmt leicht Flecke an und muß gewaschen werden. „Und ist das einmal geschehen," sagte sie, „so wird er immer schneller wieder schmutzig. Ich werd' ihn bald für immer wegwerfen müssen."

„Wollte der Himmel," erwiederte ich: „unsere Staatsminister und Philosophen, Priester und Poeten wären nur halb so verständig, wie Sie. Es ist mit Meinungen, wie mit Ihrem Schawl; sie taugten einmal, und für ihre Zeit, da sie als gut galten. Aber man bringt uns die veralteten Irrthümer immer neugeputzt wieder, und verlangt, wir sollen sie für wahr und schön halten. Nach jeder Wäsche werden sie unansehnlicher und leichter fleckig. Und doch lassen sich die Herren die Meinungswäschen nicht verdrießen, bringen uns den Sultanism und die Wunder, Mysticism und Jesuiten, Republikanism und Carbonari wieder."

Wenn Mißgriffe nicht aus Irrthum, sondern aus boshafter Absicht gethan und wiederholt werden, bleibt dem rechtschaffenen Mann kein anderer Trost übrig, als den, welchen er in ihrem Uebermaß findet. Da ersticken sie sich zuletzt selber einander und ihre Urheber zugleich.

Forster und Friedrich II.

Der Weltumsegler Forster sagte zu Friedrich dem Großen: „Sire, ich habe bereits fünf Könige gesehen, drei wilde, zwei zahme; aber wie Ew. Majestät keinen."

Friedrich bemerkte gegen den Staatsrath Heinitz: „Forster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl."

Wirklich brachte der seemännische Professor nicht die feinste Bemerkung vor, und man muß über ihn lachen. Aber die Anekdote hat dadurch eine ernstere Seite, daß Friedrich Empfindlichkeit über eine Redensart äusserte, welche zwischen Königen und Menschen zu unter-

ſcheiden, und jene zu einer eigenen naturhiſtoriſchen Gattung machen zu wollen ſchien, was daher des Königs Menſchgefühl beleidigte.

Nicht halb ſo empfindlich würden ſich viele von altem Adel gezeigt haben, die noch etwas Höheres, als ihre Menſchennatur, in ſich vorausſetzen, und etwas Anderes, als Menſchen, ſeyn möchten, um nicht das Nämliche zu ſeyn, was der Bürger iſt.

Fichte's geſchloſſener Handelsſtaat.

Wunderlich, daß ein philoſophiſcher Geiſt, wie Fichte, eine Geſellſchaftsform empfehlen konnte, die offenbar das menſchliche Geſchlecht in ſeiner Entwickelung zu einem Stillſtand führen würde, den wir im Thierreich ſehen. China und Japan haben den naturwidrigen Verſuch längſt gemacht. Zum Glück ſetzt die Vollendung des Syſtems, dies Zerreiſſen aller Bande mit der übrigen Welt, auch eine neue Geld-Art voraus, die, ohne Papiergeld zu ſeyn, doch nur Einem, und keinem andern Volke von Werth ſeyn dürfte. Fichte behauptete, das Geheimniß zu beſitzen. Er hat es aber mit ins Grab genommen.

Die Natur hat keine in ſich abgeſchloſſene Handelsſtaaten. Selbſt die Planeten und Sonnenſyſteme beſtehen durch Verkehr und Tauſch ihres Lichts, ihrer Schwere und anderer Kräfte. Auf dem Erdball iſt Alles für den Zuſammenhang berechnet; Oceane ſind die beſten Verbindungsmittel der Welttheile. Die Verſchiedenheiten der Sprachen trennen nur in ſo weit es nöthig iſt, um mehrern Geſellſchaften zu gleicher Zeit das Problem der allgemeinen Geſellſchaft zur Auflöſung zu geben. Aber ſie flieſſen überall in einander, und die nämlichen Sprachgeſetze, z. B. das Sylbengeſetz, und die nämlichen Elemente führen wieder zum allgemeinen Zuſammenhange.

Daß die Idee der Abſonderung und fortgeſetzten Theilung, folgerecht durchgeführt, im Einzelnen, wie im Ganzen, immer zu Widernatürlichkeit, Elend und Hülfloſigkeit führt, iſt Beweis, daß ſie nur Mittel ſeyn ſoll, und nimmermehr Zweck ſeyn kann.

Alle politiſche Einhägungen und Abmarchungen der Nationen, Stände, Gewerbſchaften, Literatur u. ſ. w. ſind die ewigen Zeugen unſerer Unruhe in einer gezwungenen Lage. Wir dehnen und wenden uns und verſuchen tauſend Stellungen; aber in dieſem Bette giebt es für uns keine Ruhe!

Die Deutschen.

Ein ehrlicher, alter Doktor in Bückeburg hat an S....t geschrieben, er habe für die Cortes eine neue Eintheilung Spaniens entworfen, „die beste, die einzig richtige," sagt er: „denn auf einer Charte hab' ich einen Felsen dargestellt, auf dem das Wort Idea steht. Wenn mein Plan auch jetzt noch nicht von den Spaniern ausgeführt wird, einmal kommen sie gewiß auf ihn zurück." Auch an einem ähnlichen Entwurf für Portugal arbeitete er schon. Er fragt nur, wie er sein Werk am besten an die Cortes und zur Oeffentlichkeit in Spanien gelangen lassen könne.

Es ist, auch in der komischen Verartung, ein edler Charakterzug der Deutschen, diese weltbürgerliche Theilnahme an jeder großen Angelegenheit der Menschheit! Sie sind immer die Rathgeber der übrigen Nationen. Nordamerikaner, Engländer, Franzosen ziehen davon Nutzen. Nur sich selber wissen die Deutschen nicht zu rathen; oder vielmehr sie machen ihren Rath selten zu ihrer That. Sie verlieren zu viel Zeit mit den Vorbereitungen, und ermüden sich, wenn es um den Bau eines Hauses zu thun ist, bei der Aufführung der Gerüste.

Da fallen mir immer die deutschen Professoren mit ihren Vorlesungen ein. Wenn sie ein halbes Jahr zu lesen haben, so bringen sie vier Monate mit den Prolegomenen zu. Alle Formen werden geprüft, alle Ideen discutirt, eh' sie zur Sache kommen. Ich habe das anfangs für etwas Gutes gehalten, aber ich widerrufe jetzt.

Der Deutsche ist freisinnig auch in unfreien Formen; denn wer kann den Gedanken in Ketten legen? Er brüstet sich mit Gewissensfreiheit zwischen Religionsedikten; denn, beim Verlust aller äussern Freiheit, bleibt natürlich die innere unangetastet. Fürsten und Minister können nur materiell auf das Materielle wirken. Vielleicht eben deswegen ist bei den Deutschen der Unterschied vom Reingeistigen und Sinnlichen allgemeiner, als bei andern Völkern, auf- und angenommen, weil sie stets von aussen auf ihr Inneres zurückgedrängt worden sind, wo sie sich am wenigsten beschränkt fanden. Daher mögen sie auch die meisten Transcendental- und Ideal-Philosophen neben allen übrigen Nationen haben; denn in der Ideenwelt blieb jeder sein Meister.

Das ächtdeutsche Sprichwort: Gedanken sind zollfrei! bezeichnet dies Verhältniß sehr scharf. Alles ist belastet, besteuert, gesperrt; nur der Gedanke hat zum Glück keine Abgabe zu entrichten. Das Sprichwort gereicht übrigens den deutschen Staatsverwaltern nicht ganz

zum Ruhm; so wie der anstößige Ausdruck „die Gerechtigkeit handhaben" die Zeiten übel bezeichnet, in welchen er gäng und gebe ward. Man nahm die Justizpflege da ganz materiell. Man handhabte die Gerechtigkeit, als wäre sie der Stiel, und die Strafe, als wäre sie die Geissel an der Peitsche.

Gott bewahre meine lieben Deutschen vor einer Revolution. Sie werden auch nie dazu gelangen, wenn sie nicht durch Unbarmherzigkeit dahin getrieben werden, wie im Bauernaufruhr des sechszehnten Jahrhunderts durch die allmächtigen Edelleute. Keine Nation taugt schlechter zu einer Revolution, als die deutsche; keine ist geeigneter zu einer Evolution ihrer Kraftmasse jeder Art, unter Leitung eines Weisen auf dem Throne, als sie.

Die Tugenden der Völker haben die nämliche Grundlage, wie die Tugenden der Kinder — den Gehorsam. Ohne diese ist alles Uebrige nichts. So lange keine Fähigkeit, kein Pflichtgefühl da ist, Gesetzen zu gehorchen, bleibt der Untergang der Regierungswillkühren vergebens. Man vertauscht ein Elend mit dem andern.

Schlabrendorf's Wahlspruch.

Wolle fromm;
Denke frei;
Handle froh;
Trage frisch!

St. Simon.

Die St. Simonisten in Frankreich sind die Stillen im Lande. Sie bilden eine kleine Sekte und es scheint, sie wolle nicht klein bleiben. Bleibt sie nicht klein, so hilft der steif gewordene Körper des katholischen Priesterwesens zur Vergrößerung ihrer. *)

---

*) Schlabrendorf machte diese Bemerkung im Jahre 1821. Im Jahr 1831 steht die Sekte schon mit einem gewissen Glanz in Paris da; hat ihre Lehrer, ihren Tempel, ihre Prediger. Der Globe ist unter den Zeitschriften ihr Stimmwerkzeug. Andere öffentliche Blätter sprechen über sie. Ihr Anhang wächst. Es ist nichts Ungedenkbares, daß der St. Simonismus sogar Modesache wird, als Religion der aufgeklärten französischen Welt, d. i. als Religion derer, die ohne Religion sind, weil der katholische Cultus ihr Gefühl nicht mehr in Anspruch nimmt, und die ultramontane Dogmatik ihre Vernunft beleidigt.

St. Simon selbst ist ein wunderlicher Heiliger. Er stammt aus dem alten Hause der St. Simons. Vor der Revolution diente er im amerikanischen Kriege. Kühne Pläne und Ideen hat er schon früh mit Eifer ergriffen. Einmal sollte es eine Compagnie Neutonienne geben und er darin der Hauptmann seyn. Es handelte sich nur um die Kleinigkeit eines kleinen Thalers, den jeder auf Bildung Anspruch machende Europäer zu der Stiftung beitragen sollte. Sein erstes Vermögen hat er in Entwürfen durchgebracht. Er trat einmal zu einer Aktien-Unternehmung, als er schon 100,000 Fr. Schulden hatte.

Nachdem er den Newton, oder Newton ihn, im Stich gelassen hatte, warf er sich in die Metaphysik. Unglücklicherweise war ihm die Geschichte derselben so unbekannt, daß er immer neue unerhörte Entdekkungen zu machen glaubte, und seine Parodoxen beständig entschuldigte, während er die bekanntesten Dinge zu Markte brachte. Zur Zeit dieses Philosophiefiebers sprach er mit jedem, der ihn begegnete, nichts als Metaphysik. Er traf einmal den armen, alten O... auf dem Pont-Neuf, faßte ihn beim Kopf, drängte ihn in einen Winkel der Brüstung, und demonstrirte. Vergebens betheuerte O... nichts von Metaphysik zu verstehen. Vous vous trompez, rief St. Simon: vous êtes plus métaphysicien que vous ne croyez! und er demonstrirte weiter.

Nicht glücklicher als in Entdeckung neuer philosophischer Ideen, war er bei seinem Vorschlage, einen Berg in der Schweiz zur Bildsäule Napoleons umzuformen, die in der einen Hand eine bewohnte Stadt, in der andern einen See tragen sollte. Der Einfall war nur noch um eine Spanne kolossaler, als der ältere Gedanke, den Berg Athos zur Bildsäule Alexanders auszuhauen.

Ein anderes Mal wollte St. Simon die Physik, und nichts als Physik zur wahren Religion machen. Die Religionslehrer sollten in den Kirchen Vorträge über die Geheimnisse und Wunder der Natur halten.

Der St. Simonismus giebt sich für veredeltes Christenthum, wie er das Christenthum für veredelten Mosaismus hält. Wissenschaft vom Göttlichen und Gewerbsfleiß im Leben sind seine beiden Hauptrichtungen; beides muß heiligend für den Menschen wirken. Gott ist Alles, Geistiges wie Materie; und Alles ist Eins, und heilig oder göttlich. Da die theologischen Dogmen der katholischen Kirche den Simonisten Christenthum heißen, glauben sie sich dem Christenthum gegenüber, oder darüber erhaben. Genau betrachtet wissen sie nicht, was Viele in Frankreich nicht wissen und wohl auch anderswo nicht, nämlich: worin das Wesen des Christenthumes bestehe? Und daß sie es nicht wissen, ist die Schuld der Christenthumslehrer.

Man würde da, denk' ich, Elektrisirmaschinen auf den Altar gesetzt und die Gläubigen mit galvanischen Säulen gerührt haben.

In den letzten Zeiten erschien er als politischer Schriftsteller und eifriger Vertheidiger des Système industriel et scientifique. Da nun die französische Restauration und Legitimität weder mit Industrie, noch mit Wissenschaften viel zu schaffen haben mag, gehörte er zur Opposition. Da er von sich nicht wenig eingenommen ist, wunderts mich, daß es Leute giebt, die von seinen Ideen eingenommen sind. Wie er in seinem Geist immer sein eigner Kontrast ist, so ist er's auch dem Leibe nach. Man denke sich einen großen, breitschultrigen Mann mit einer dünnen, fistulirenden Stimme.

Prophezeiungen.

Wir leben in den Zeiten der Träume und Prophezeiungen, weil keiner mit der Gegenwart zufrieden ist, und jedermann das Ende des europäischen Romans voraus wissen möchte.

Der Jesuitengeneral Ricci, unter welchem Clemens XIV. den Orden der Gesellschaft Jesu aufhob, soll geweissagt haben: die Türken würden ihre Pferde am Dome von Köln anbinden. Dann aber kämen bessere Zeiten und das tausendjährige Reich.

In Preussen trägt man sich, wie man mir sagt, jetzt mit einem Traume Friedrichs II., der mir bedeutsamer scheint, als die Offenbarung Ricci's. „Mir träumte," soll der König einmal erzählt haben: „es sei mir Lust angekommen, zu wissen, was lange nach meiner Zeit vorgehen werde; habe mich zu dem Ende mit Speise und Geld versehen, in eine abgelegene Gegend begeben, und da einen Epimenides-Schlaf gehalten. Als ich erwachte, waren die Speisen fort; doch hatt' ich das Geld noch. Ich ging auf die Landstraße und wußte nicht mehr, wo ich war? Zum Glück begegnete mir ein Bauer, den ich um den Weg zum nächsten Ort fragte. Er gaffte mich dumm an und schwieg. Als er mir den Rücken zuwenden wollte, bot ich ihm einen Friedrichsd'or an, um den Kerl geschmeidiger zu machen. Er besah das Geldstück von allen Seiten, wunderte sich und sagte: „Dies Geld kann man hier zu Lande nicht gebrauchen. Das kennt niemand. Ihr müßt von unserer Sorte haben, wenn Ihr nicht Hungers sterben wollt." Dabei griff er in die Tasche und zeigte mir einige — russische Kopeken. Er verließ mich und ging zu seinem Ackerfeld, wo er seinen Pflug hatte, vor

welchem einige Menschen angespannt waren. „Oho!“ rief ich: „ist es hier Sitte, Menschen an den Pflug zu spannen“? — „Warum nicht?“ entgegnete der Bauer: „Sie sind wohlfeiler und nützlicher, als anderes Zugvieh.“ — „Aber lassen sich denn die Leute das gefallen?“ rief ich. „Warum nicht?“ antwortete er: „Man kann es ihnen schon beliebt machen!“ und zeigte lächelnd auf seinen Kantschuh.

„Ich lief in meiner Angst durch manches Dorf. Jedes bestand aus einem prächtigen Schloß, einigen Kirchen und Klöstern und einer Menge unfläthiger, niedriger Ställe. In diesen wohnten die Unterthanen des Edelmanns. Ich kam in die Hauptstadt. Viel Luxus. Aber das Heiligste und Edelste war ins Gemeine und Ekelhafte travestirt. Mir war zu Muth, wie einem frommen Christen, dem man in Kamschatka, beim heiligen Abendmahl, in Ermanglung von Brod und Wein, gedörrten Fisch und Branntwein darreicht. — Wo bin ich denn? schrie ich. Und ich wachte auf.“

Bemerkungen über Sprache.

Die Sprachen des Alterthums waren metrische (oder quantitirende, wie man wohl auch in Prosodien sagt), das heißt, ihr Rhythmus wurde durch Länge und Kürze der Sylben bestimmt; die Sprachen der spätern Welt, zumal des Nordens, sind accentuirte, oder betonte, das heißt, die größere oder geringere Erhebung der Stimme bei Sylben und Wörtern, das Lauter oder Leiser des Tons, bestimmt den Takt des Sylbentanzes.

Die Verschiedenheit der alten und neuen Sprachen in dieser Hinsicht ist nicht so zu verstehen, als ob in jenen nur das Gewicht der Sylben für sich, und in diesen nur deren Betonung bemerkbar wäre. Darin besteht sie, daß in den alten das Sylbengewicht, in den neuen die Betonung zum Takt der Rede Hauptsache ist. In jenen aber würde es ein Fehler gewesen seyn, die Betonung immer unberücksichtigt zu lassen; in diesen ist es Fehler, den Ton immer vorzugsweise auf Sylben zu werfen, die ihrer Natur nach kurz sind. Ein Vers, in welchem alle kurze Sylben betont, die langen unbetont gelassen würden, wäre unerträglich.

Die vorzügliche Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache vor den übrigen neuern besteht darin, daß in ihr die Betonung oder der Accent nicht willkührlich, sondern naturbegründet ist und in der Regel auf der

Wurzelſylbe ruht. Nur in äuſſerſt wenigen Wörtern bildet ſich eine Ausnahme, die der Wohlklang verlangt hat, z. B. im Wort leben-dig. In dieſem liegt der Ton nicht auf der Wurzelſylbe, ſondern auf der zweiten. Doch im Plattdeutſchen und einigen Provinzen, z. B. Liefland, hat auch hier die erſte Sylbe den Ton.

In jedem Satz giebt es ein ſchärfer betontes Wort; in manchem giebt es zwei, die jedoch nie gleich accentuirt ſind. In manchen Sätzen legt ſich der Ton ſogar auf das unbedeutendſte Wort, und gerade weil es das iſt, um die Bedeutung, die der anderswo hingeworfene Accent dem Gedanken geben würde, zu vermeiden, z. B. in dem Gruße: Guten Morgen, lieber Freund.

Es giebt Gedanken, die Jahrtauſende bekannt ſind, und nie die Früchte trugen, deren Keim in ihnen liegt; z. B. das Quinctilianiſche sunt brevibus breviora, sunt longis longiora. Zwiſchen der größten Länge und größten Kürze, zwiſchen der gänzlichen Accentloſigkeit einer Sylbe und ihrer ſtärkſten Betonung giebt es der Abſtufungen nicht wenige. Ich glaube, man kann deren neun bemerkbar machen; aber wie viele müſſen es nur dem innerſten leiſen Gefühl ſeyn! So ſind z. B. im Dactylus — ∪∪ die beiden letzten Sylben nicht gleich kurz. Soll Wohlklang beobachtet werden, muß die letzte Sylbe ein Unmerkliches länger ſeyn, als die unmittelbar vorangehende. So ſehr flieht die Natur die kleinſte Einförmigkeit.

Der Rhythmus iſt überall unentbehrlich, unausweichlich. Zwiſchen Poeſie und Proſa iſt in dieſer Beziehung nur der Unterſchied, daß der Dichter, hat er einmal die Wahl ſeines Rhythmus getroffen, daran gefeſſelt iſt, während dem Proſaiker die unbeſchränkteſte Abwechſelung zuſteht. Die Proſa iſt eine unendliche Reihe rhythmiſcher Verſuche. — In allen Sprachen hat man zuerſt poetiſche Leiſtungen für die Nachwelt bewahrt, nicht nur, weil der jugendliche Geiſt der Nationen, bei ihrem Inſichſelbſterwachen, mehr in Gefühl und Einbildungskraft wandelt, oder weil das Poetiſche ein Kunſtwerk iſt: ſondern weil eben der Rhythmus, welcher dem Wortſtrom bindende Einheit giebt, das Geſchäft des Gedächtniſſes erleichtert. Schon Kinder behalten den auf der Trommel geſchlagenen Marſch unwillkührlich im Sinn, während ein unregelmäßiges Trommelgerühr vergeſſen wird, ſobald es endet.

Die deutſche Sprache war gewiß ehemals wohllautender. Sie iſt nur darum ein ſolches Geklapper geworden, weil ſie am Ende mehr geſehen als gehört mehr geſchrieben als geſprochen wurde, und die

lebendige Rede ſich zuletzt der Schrift nachmodelte. Das Auge kennt keine Betonung; es verſchluckt Alles. Das Ohr entſcheidet über Wohlklang allein. Wir haben daher richtige Dichter; wir haben wohlklingende Verſe. An eine wohllautende Proſa iſt noch gar nicht zu denken. Erſt als lebendiges Wort im Munde großer Redner kann die deutſche Sprache wohlklingender werden, und das Gedächtniß des Ohrs, denn jeder Sinn hat gewiſſermaßen ſein Gedächtniß, wird, an die Rede gerichtet, auch über den Wohlklang der geſchriebenen Perioden walten.

Die Sache iſt um ſo bedeutſamer, da gerade durch das Ohr der Weg zu den Bewegungen im Gemüth geht; durch das Auge wird nur zunächſt auf den Verſtand gewirkt.

Länge und Kürze ſpricht auch das Auge an. Verſe, nach Maß und Gewicht der Sylben geordnet, können auch blos geſchrieben und mit den Augen geleſen, durch ihre Richtigkeit gefallen. — Aber der Accent, die unendliche Abwechſelung der Töne, ſpricht das Tiefſte des Gemüths an; das Sylbengewicht wird dabei nicht überhört, aber zur Nebenſache. Iſt es ſomit nicht ein Vorzug der neuern Sprachen, daß in ihnen die Betonung Hauptſache geworden iſt? Die alten ſchmückten hauptſächlich die Vorhalle der Gemüthswelt; die neuern dringen in das Allerheiligſte. Hat nicht alſo auch die Sprache der Menſchen jetzt höhere Bedeutung und höhern Charakter angenommen, indem ſie ſich aus der Sinnenwelt in das Gebiet des Geiſtigern erhob? Ich möchte faſt ſagen, das Chriſtenthum wirkte auf das Innere des Sprachweſens ein, und ſchied auch hier Altes und Neues.

Der durch's Sylbengewicht gewonnene Rhythmus kann der extenſive, der durch Betonung entſpringende der intenſive genannt werden. Jener bezeichnet die Dauer; dieſer die Kraft. Alle neuern Völker haben vorzugsweiſe für den letztern Empfänglichkeit; ſelbſt die Neu-Griechen haben aus ihrer alten quantitirenden Sprache eine neue accentuirende gemacht. Es finden ſich, wie geſagt, beide Arten des Rhythmus in allen Sprachen, nur iſt einer oder der andere vorwaltender. Villoiſon bemerkt und beweiſet ausdrücklich, daß die Griechen beides, Quantität und Accent, in ihren Verſen berückſichtigten, nur jene vor dieſem.

Die Betonung der Sylben und Wörter macht ſich auf zweierlei Weiſe, durch den Grad der Stimme, das Laute und Leiſere derſelben, und durch den Gang der Stimme, in ihrem Steigen und Fallen. Man hat das auch, wunderlich genug, den Sylbenaccent und oratoriſchen Accent geheißen. Den Betonungsgrad bringt die Lunge

hervor, die durch stärkere oder schwächere Anstrengung und einen dadurch bewirkten größern oder geringern Luftstrom die Stimme verstärkt oder schwächt. Ihre verschiedene Wirksamkeit gleicht in dieser Hinsicht derjenigen eines mehr oder minder gespannten Violinbogens im Druck auf die Saite. Der Betonungsgang, das Steigen und Fallen der Stimme, wird durch die Stimmritze gegeben. Er ist steigend (auch anatomisch so, ein Steigen der Glotte) wie z. B. in der Frage, oder fallend im Uebergang zum Ruhen. In der Heiserkeit läßt sich wohl der Betonungsgrad noch hervorbringen; aber der Betonungsgang ist unmöglich, eben weil Heiserkeit in einer Verschleimung der Glotte besteht, die das Vibriren derselben dämpft, das sotto voce der Musik. Eine Melodie läßt sich in der Heiserkeit nicht hervorbringen.

Der Betonungsgang hat in allen Sprachen die nämliche Bedeutung, und muß sie haben. Es ist naturgemäß, daß das crescendo, das Höhersteigen der Stimme, wie bei der Frage, Aufmerksamkeit des Hörenden anregt; das Tieferfallen, decrescendo, die Aufmerksamkeit entläßt.

In der Musik giebt es eigentlich keinen oratorischen Accent, keinen Betonungsgang für Einzeltöne, sondern nur für eine Reihe derselben, oder in der Melodie. In dieser sind Grad und Gang des Klanges zum Rhythmus gleichwichtig, Länge, Kürze, Stärke, Schwäche, Dauer und Kraft der Töne. Den eigentlichen, feinern, zartern Tongang der menschlichen Stimme ersetzt überschwenglich die verschiedene Bedeutung der Töne im Auf- und Niederschlag (Arsis und Thesis der Alten) die Tonfolge in arithmetischen Verhältnissen, als Melodie, oder in gleichen Verhältnissen Zusammenklang der Töne, als Harmonie, und der größere Reichthum der Tonleiter. — Der Betonungsgrad nach Länge und Kürze, Stärke und Schwäche, der Takt bleibt aber immer die Hauptsache der Musik. Wir können uns, ohne Takt, sie heutiges Tages gar nicht vorstellen. Sie ist also gleichsam beständig nur Poesie des Tons.

Man sagt, das Alterthum habe eine Musik gehabt, welche zwar rhythmisch, aber doch des Taktes gänzlich entbehrend, sich frei in allen Tönen bewegt habe. Dies wäre also eine ungebundene Musik, oder die musikalische Prosa gewesen. Ich zweifle, daß eine Prosa vor der Ton-Poesie bestanden habe, eben so begeisternd als diese, oder wohl gar noch mehr, als diese, wie Meiban glaubte. Der Takt beherrscht selbst die Schlachtlieder der amerikanischen Wilden. Aber diejenigen irren eben so sehr, welche die Unmöglichkeit einer musikalischen Prosa be-

haupten, oder daß ſie dem Ohr und Gemüth zuſagen könne. Auch Finken und Amſeln, Lerchen und Nachtigallen ſingen Proſa, ohne allen Takt, und doch anmuthig; und taktlos und doch anmuthig ſingt der Wind durch die Saiten der Aeolsharfe.

Die menſchliche Sprache *gleitet*, in einer beſchränkten Tonleiter von etwa drei Tönen oder vielmehr einer Terze, ſteigend und fallend durch die zarteſten Zwiſchentöne mit unglaublicher Mannigfaltigkeit hin. Die Muſik *ſpringt*, ohne Uebergänge anzuſtreifen, hart von Ton zu Ton. Der ſogenannte „Quetſcher" in der Muſik iſt noch nicht hundert Jahre alt. Es iſt das Durchgleiten aller Uebergänge von einem Ton zum andern, vermittelſt der Menſchenſtimme im Geſang, oder vermittelſt der Violinſaite, eine muſikaliſche Bewegung, die in das Gebiet der Sprache, in das Geheimniß des Tongangs derſelben eingreift. Sie bringt durch den Contraſt große Wirkung hervor und drückt beſonders eine wollüſtige, ſchmachtende Empfindung aus.

Die Sprache verhält ſich zur Muſik, wie das Schweben zum Tanz. Aber ich will keine Bilder geben; es könnte mir wie *Schelling* gehen, der die Architektur, welcher, wie der Muſik, arithmetiſche Verhältniſſe zum Grunde liegen, eine gefrorne Muſik nannte, ein mehr wunderlicher, als vielbeſagender Ausdruck. Warum nannte er nicht folgerecht ein Fenſter von drei Fuß Höhe, zwei Fuß Breite eine gefrorne Quinte?

Die Verirrungen und Willkührlichkeiten, die in der *phyſiſchen Grammatik* oder in der Lehre vom Werden der Sylben und ihrer eigenthümlichen Klänge herrſchen, ſind daher entſtanden, daß Phyſik und Grammatik noch nie Hand in Hand gingen; der Phyſiker nicht Grammatiker, und dieſer nicht jenes war. Die phyſiſche Grammatik iſt von der höchſten Wichtigkeit für alle vorhandene und zu entdeckende Sprachen, indem ſie die möglichen Elemente aller vorlegt und ordnet. Welch ein Vortheil, wenn ſie überall nur zu einer naturgemäßen Ordnung des Alphabetes nach der Verwandtſchaft der Töne führte. Freilich würde man, wegen Bezeichnung der Töne einer von Wenigen gekannten Sprache, nicht ſelten in Verlegenheit gerathen, und ſich etwa, wie die Jeſuiten bei einer Art des Lautes in der chineſiſchen Sprache, mit dem Gleichniß behelfen: c'est comme un petit cri de l'estomac. Eine ſolche Grammatik würde mit dem Werden der *Vocale* beginnen, die reine Singtöne, durch Wiederhall im Stimmgewölbe hervorgebracht, ſind; dann zu dem Werden der lautloſen *Conſonante* übergehen, welche jene Sing-

töne mannigfach begränzen und damit formen oder ihnen Gestalt geben, und zuletzt mit der philologischen Climatologie enden, in welcher die Einwirkungen der Himmelsstriche, der Sumpfländer, Gebirge und Ebenen auf die Sprachwerkzeuge dargelegt werden.

Auch hat das Klima, und die Erziehung der Völker, damit also mehr oder mindere Beweglichkeit und Reizbarkeit der Menschen, vorherrschende Ausbildung höherer oder niederer Seelenvermögen, keinen geringen Einfluß auf Geist und Bau ihrer Sprachen. — Welch ein Unterschied ist schon zwischen den Deutschen und Franzosen, z. B. in Rücksicht des Periodenbau's.

Die Kürze der französischen Perioden hat den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers, ohne ihn lange warten zu lassen, fast eben so schnell befriedigt, als erregt. Der Franzose fordert Klarheit. Da sich ihm ein größeres Ganzes nicht überschaulich darbietet, ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, hilft ihm die Sprache, und giebt ihm die Sache theelöffelweis. Die längern deutschen Perioden fügen sich der Wißbegier des Hörers nicht so gefällig; aber sie haben den Vortheil, indem sie die Aufmerksamkeit festhalten, das Nachdenken zu vergrößern, und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrerer Gedanken einen Gesammtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt. Ich möchte sagen, im Genius der deutschen Sprache waltet, um ein Bild von der Musik zu entlehnen, mehr die Harmonie vorwaltend; im Genius der französischen, die Melodie.

Königlicher Wahnsinn.

König Christian VII. von Dänemark, der seit dem Jahre 1766 sein Reich regierte, auch wie viele andere große Herren sogar Doktor der Rechte zu Cambridge war, verfiel zuletzt in Wahnsinn, wie man weiß; blieb aber dennoch König, bis er im Jahr 1808 starb, und regierte also, wie viele andere große Herren, dem Namen nach.

In seiner Geistestrübe hatte er zuweilen lichte Augenblicke, oder in seinem Wahnsinn lag oft etwas Geniales, wie die shakespearschen Narren es zu haben pflegen. Er unterschrieb noch immer alle Ausfertigungen, meistens aber so undeutlich, daß man ihm die nämliche Schrift mehrmals vorlegen mußte. Bald machte er ellenlange Buchstaben, bald malte er eine Fratze hin, oder unterzeichnete einen Kabinetsbefehl: „Christian VII. et Comp.“

Nicht selten, wenn er eine Stunde und länger mit Unterschreiben

seines Namens zugebracht hatte, pflegte er die Feder hinweg zu werfen und auszurufen: „Für heute genug regiert!“

Bekannt ist sein Wort von der langen Nase, das er einem Gesandten zurief: „Hätte man Ihren Herrn so lange bei der Nase herumgezogen, wie mich bei meiner, sie würde eben so lang seyn!“

Die Personen, welche an der königlichen Tafel speisten, nahmen gewöhnlich gar keine Rücksicht auf ihn, und unterhielten sich so zwanglos, als wenn er nicht da wäre. Einmal, als eben Damen, die ihm zur Seite saßen, sich vor ihm mit den Köpfen zusammen neigten, um einander etwas zu sagen, schob er sie mit beiden Armen auseinander, legte sich dann mit diesen breit auf den Tisch, sah ernst umher und rief mit starker Stimme in die etwas lebhafte Gesellschaft hinein: „Aber wie nun, wenn ich plötzlich jetzt zum völligen Gebrauch meines Verstandes gelangt wäre, — was dann?“ Alles verstummte bei diesen Worten, in Besorgniß, daß das angekündigte Unglück geschehen sei. Der König ließ sie ein Paar Minuten in der ängstlichen Ungewißheit; dann nickte er ihnen zu, indem er sie anlachte und sagte: „Nun, nun, Kinder, für diesmal mag es so seyn!“

Hochschule der Weisheit.

Früher, auf Schulen, auf Reisen, hatt' ich wohl Philosophie gehört und gelesen; aber gelernt hab' ich sie erst in den Gefängnissen aux Ecossais, in die ich, während der Schreckenszeit zu Paris, mit vielen andern Unschuldigen geworfen war. Und die Methode in dieser Hochschule wahrer Lebensweisheit war in der That so ungemein zweckmäßig, daß es mir und meinen Mitgefangenen, oder Schulkameraden, schwer gefallen seyn würde, nichts zu lernen.

Möge man mirs nun glauben, oder nicht, ich kam so schuldlos zur Ehre des Kerkers, wie irgend ein Mensch. Ja, noch mehr, einer der redlichsten, gutmüthigsten Menschen veranlaßte mit vielem Eifer meine Verhaftung. Dies war ein gewisser Ehrmann aus dem Elsaß, damals Mitglied des Nationalconvents; jetzt (1821), glaub' ich, würdiges Mitglied einer richterlichen Behörde im Elsaß. Er hatte ein mildes Herz, konnte keinem Kinde weh thun. Aber er wurde in den Strudel der Revolution hineingerissen, ohne zu wissen wie? und hatte es darauf gerade, wie alle schwache Menschen; sie glauben, in der Sache, der sie

angehören, nicht genug thun zu können, um redliche Leute zu bleiben oder etwas bei den Ihrigen zu gelten.

Ehrmann konnte meine Gelassenheit in den Stürmen nicht begreifen; verstand meine Ansichten nicht; und, was das größte Unglück war, hielt mich für einen Allem überlegenen Geist. Im häufigen Umgang mit mir muß sich seiner wohl eine Art Furcht vor diesem Geist bemächtigt haben. Denn er wiederholte seinen Kollegen gar zu oft: „Der ist ein Teufelskerl! der ist gewiß ein ausserordentlicher Mensch! Wenn's dem einfiele, er könnte uns ganze Departements in Flammen setzen." Er äusserte diese gefährliche Bewunderung so oft, daß er am Ende selber sich überredete, ich könne furchtbar werden. Andere davon zu überreden, die mich gar nicht kannten, und in damaliger Zeit, war ein Leichtes. Ich ward also verhaftet.

Das Unglück ward noch drohender, nicht durch meine Feinde; denn persönlich hatt' ich keine; man konnte mir auch weder Worte noch Thaten zum Vorwurf machen. Nein, meine eigenen Freunde brachten mich in Lebensgefahr. Denn aufgefordert durch die Gräfin Julie Reventlow, Claudius in Wandsbek, u. a. m., die mich kannten, verwandte sich der Graf Bernstof für meine Freilassung. Niemand aber fiel zu jener Zeit so unausweichlich der Guillotine anheim, als der, für welchen eine auswärtige Macht ihren Einfluß versuchte. Reinhard, seitdem Graf geworden und französischer Gesandter in Frankreich, war damals Sekretär des Wohlfahrtsausschusses, schrecklichen Andenkens, für die diplomatischen Angelegenheiten. Er mußte monatlich eine Liste derjenigen Gefangenen einliefern, für welche auswärtige Empfehlungen statt gefunden hatten. Mein Name stand an der Spitze der Liste. Zum Glück las sie niemand. Reinhard, aus guten Gründen, war dessen herzlich zufrieden, und die Gefahr schwebte Monate lang, wie das Schwert des Damocles am Haar, über meinem Haupt, ohne mich zu treffen. Ich brachte siebenzehn Monate im Gefängniß zu, und ich mußte herausgeschmuggelt werden durch Dentzel und Andere, ungeachtet ich lange und vergebens darauf beharrt hatte, so herauszukommen, wie ich hineingekommen war, nämlich mit Untersuchung.

Aber selbst nach dem 9. Thermidor hörte der gute Ehrmann nicht auf, mich mit seiner Bewunderung zu verfolgen. Immer von der nämlichen Idee besessen, war er es, der mich durch sein Geschwätz beim Wohlfahrtsausschuß am meisten verdächtigte.

Wenige Tage nach meiner Befreiung, es war im März 1795, spei-

ſete ich mit Mehrern bei Baſſe, einem Kaufmann, der wegen Waarenlieferungen und Contrakten mit der Regierung nach Paris gekommen war. Als ich in's Zimmer trat, erblickte ich auch meinen guten Ehrmann, der feuerroth wurde und mir mit offenen Armen entgegeneilte. Er konnte ſich nicht ſatt wundern, wie ſo ein Mann, ſo ein Genie, die Schreckenszeit überlebt habe! *)

Luſtiger noch war am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795) der Auftritt zwiſchen ihm und Laquiante, einem Elſaſſer, alſo ſeinem Landsmann. Dieſer war das volle Gegentheil von ihm, ein großer, kräftiger Mann, und dabei von entſchloſſener Denkart; übrigens Royaliſt.

Ehrmann hatte ſich an dem Tag verſpätet, wohl auch verſpäten wollen, denn der Kampf gegen die Conventstruppen in der Stadt war hartnäckig. Er konnte nicht nach dem Convent, und wollte auch nicht nach Hauſe, wo man ihn, als einen Terroriſten, im Fall die Sektionen ſiegen würden, unfehlbar aufgeſucht haben würde. Er begab ſich alſo zu ſeinem Landsmann, und bat dieſen um ein Nachtlager.

„Ganz gern!“ ſagte Laquiante, der ein kleines Quartier in der Straße Richelieu hatte, und deſſen Frau eben Wöchnerin war: „Aber wir müſſen uns beide mit einer Matratze im Vorzimmer begnügen. Uebrigens wiſſen wir Zwei ja noch nicht, wer von uns ſiegen wird, ob die Sektionen oder der Convent? Wir wollen alſo ein Uebereinkommen treffen. Siegen wir Royaliſten gegen den Convent, ſo nehm' ich dich in Schutz. Sieget ihr Terroriſten, ſo ſchützeſt du mich.“

Die unruhige Nacht verging, und am andern Morgen machte ſich Laquiante auf die Straßen, um den Ausgang der Dinge zu vernehmen. So erfuhr er den Sieg des Convents. Nun holte er ſich einen alten, verroſteten Degen, ging damit zu dem kleinen, erſchrockenen Ehrmann,

*) Hier verdient ein Zug eingeſchaltet zu werden, der zur Bezeichnung von Schlabrendorf's edler, ich möchte ſagen, kindlichguter Gemüthsart, beſſer denn jeder andere dient, und dem Mittheiler durch Herrn Oelsner, einem der Genoſſen bei jenem Gaſtmahle, erzählt wurde.

Graf Schlabrendorf ſtellte ſich nämlich bei Ehrmann's unmäßigen Freundſchaftsbezeugungen unendlich gerührt; that, als wenn er von Allem, was Ehrmann gethan, nichts wiſſe; ſetzte ſich bei Tiſche neben ihm und fuhr in dieſer Art Unterhaltung fort. Der Graf ſchenkte ſeinem kleinen Nachbar fleißig ein, und nickte Oelsnern, der ihm gegenüber ſaß, und, mit Allem vertraut, ſich an dieſer Scene beluſtigte, liſtig zu. Nach dem Eſſen trat er zu Oelsner. „An dem hab' ich mich doch gut gerächt!“ meinte er: „Bemerkten Sie nicht, wie er mich, den er für ganz unwiſſend hält, zu myſtifiziren glaubte, und wie doch ich es war, der ihn tüchtig myſtifizirte?“

kniete ehrerbietig vor ihm nieder, wie ein Goliath vor David, und überreichte ihm auf erzkomische Weise das Mordwerkzeug mit den Worten: „Nimm, du Blutmensch, ich bin dein unterthäniger Gefangener!“

Die närrische Geschichte machte mich unmäßig lachen; es wandelte mich sogar eine kleine Rachlust an, und ich bat den Maler Guerin himmelhoch, er müsse mir die Scene zwischen dem kleinen und großen Mann skizziren.

Physiognomie von Paris am 10. August 1792.

Es wäre Sünde gewesen, bei großen Ereignissen der Revolution in der Stube zu bleiben. Auf den Straßen war viel zu lernen.

Gleich nach Erstürmung der Tuilerien und Vernichtung der Schweizer sah man überall das Volk mit rothen Lappen von den Uniformen der Schweizersöldner auf Piken, Bajonetten, Säbeln und Hüten.*) Es waren die Triumphzeichen des Tages. Geplündert wurde nicht, sondern nur zerstört. Selbst die Matratzen, die man im Schlosse und in den Kasernen der Schweizer gefunden hatte, wurden zerschnitten. Der Carousselplatz war von Wolle ganz bedeckt. Und doch sind Matratzen der geschätzteste Reichthum des gemeinen Volks, wie anderswo, so auch in Paris. So sammeln in Schlesien die Dienstmägde schon Federn für künftige Betten auf, und es ist da ein arger Vorwurf, nicht einmal ein Bett unter dem Leibe zu haben.

Die Leichen der Getödteten, die im Garten der Tuilerien und sonst herumlagen, waren bald nackt ausgezogen, nicht aber um sie zu plündern, (ohnedies waren es meistens arme Soldaten, die Offiziers hatten sich gerettet), sondern um die Kleider, als Siegeszeichen, zur Schau herumzutragen. Hüte voll Louisd'or wurden dem Präsidenten der Nationalversammlung überbracht. Diebe, die sich etwa unter dem Volke befanden, wurden, wie die Schweizer und die Hofleute, aus den Fenstern gestürzt. Ich selbst sah solches, mit Verwunderung und Grausen über die Gerechtigkeitspflege des Volks.**) Nur der Wein in den Kellern wurde ge-

---

*) Das nämliche Schauspiel mit den rothen Lappen ward in der Juliuswoche 1830 in Paris wiederholt. Bsch.

**) Auch einer meiner Söhne war, in der Juliuswoche 1830, Augenzeuge der nämlichen Strenge und Verabscheuung des Plünderns in Paris. Ein bewaffneter Haufe ging vor einem Laden vorbei; ein Kerl nahm davon ein Paar Strümpfe hinweg. Ein Anderer, der selber keine Strümpfe an den Füßen hatte, sah es, schimpfte wüthend auf ihn, sagte es den übrigen, die schon voran

trunken, und häufig auf den Straßen vertheilt. Ich ſah einen taumelnden Kerl, in jeder Hand eine volle Flaſche, die er den Vorbeigehenden anbot: „Veux-tu du vin de Veto?“

Abends bot der Carouſſelplatz einen maleriſchen, aber ſchauerlichen Anblick dar. Die beiden Schweizer-Kaſernen, welche den Platz vor dem Schloſſe in zwei rechtwinkliche Höfe theilten, ſtanden hoch auf in dunkeln Flammen. Die finſtern Häuſer umher, ſeltſam und wandelbar beleuchtet, ſchienen Leben zu haben. Der Platz war von Volksgruppen angefüllt. Hier ward getrunken; dort der Haufen von einem Redner angeſprochen; hier tanzten Jubelnde, dort lagen Andere bei dem Lärmen im feſten Schlafe. In den benachbarten Straßen ſah man noch Schweizer gemordet; beſonders in der engen Gaſſe de l'Echelle waren bei vierzig gefallen; viele Hausthüren durch Kugeln, wie Siebe, durchlöchert.

Man hörte vom Volke wüthende Reden, die ſchrecklichſten aus dem Munde der Weiber. Die Nationalgarde hielt ſich, wie gewöhnlich, ernſt und ſtill dabei.

Ich folgte einer Patrouille, die ſpät Abends, beim Schein der Fackeln, nach der Leiche eines Patrioten zu forſchen ſchien. Da kam ein Mann, im Ueberrocke der Nationalgarde, der einen Knaben an der Hand führte. Er beſchrieb ihm das Schloß, und wo zuerſt aus demſelben auf das Volk geſchoſſen worden war. Dabei gerieth er in die entſetzlichſte Wuth. „Die verruchten Schweizer!“ ſchrie er einmal ums andere: „Aber Alle müſſen ſie dafür umkommen! Alle, Alle! Wir wollen ſie aufſuchen, und verkröchen ſie ſich im tiefſten Bauch der Erde!“

„Was heulſt du?“ rief ein Anderer einem Knaben zu, der beim unerwarteten Anblick einer ſcheußlich verſtümmelten und zerfleiſchten Leiche mit Entſetzen laut aufſchrie: „So wird es dir auch ergehen, wenn du einmal ein Ariſtokrat werden ſollteſt. Nimm ein Beiſpiel daran.“ Das kann man revolutionäre Kinderzucht nennen.

In den verſchiedenſten Stellungen lagen die Todten am Erdboden umher, viele noch mit weit offenem Munde, wie zum Todesſchrei aufgeriſſen, den ſie bei ihrer Ermordung ausgeſtoßen haben mochten. Große ſchöngebaute Männer. Und ich ſah Weiber darauf herumtanzen, und ſich

---

waren, und der Dieb ward ohne Barmherzigkeit auf der Stelle niedergeſchoſſen. — Schlabrendorf's Erzählung aber beweiſet, daß der barbariſche Rechtlichkeitsſinn des Pariſer Volks, mitten im Rauſch ſeiner Wuth, im Jahr 1830 kein Beweis vorgeſchrittener Geſittung war, da es beinah vierzig Jahr zuvor auf gleiche Weiſe gehandelt hatte. Z ſch.

des klatschenden Getöses, das sie dadurch hervorbrachten, freuen. „Legt einen solchen Kerl in Antoinettens Bett!“ riefen sie: „damit sie sehe, wie es ihren Dienern bekömmt.“ — Der suchenden Patrouille schrien sie Zoten zu.

Dieser Kannibalengeist wüthete und würgte noch mehrere Tage lang fort. Als man noch einige Tage später ein Paar Schweizer in einem Keller gefunden hatte, nagelte sie das eindringende Volk mit Piken an die Mauer. *)

Bis zum 10. August hatte man von Freiheit gesprochen. Von da an kam die Gleichheit an die Tagesordnung.

Physiognomie von Paris am 21. Jänner 1793.

Die Hinrichtung des unglückseligen, guten Königs Ludwig XVI. sollte vor sich gehen. Es war ein kalter Tag, ziemlich heiter; nur ein Höhrauch ruhte bis Mittag auf Stadt und Gegend.

Ich ging früh zu den Tuilerien, aber nicht früh genug. Beide Terrassen des Gartens waren schon voller Menschen. Die Verbindung mit dem Platz Ludwig XV. war gesperrt, indem die beiden Hälften der Drehbrücke an die Gartenseite gezogen waren. Es wurde gebaut an den Einfassnngen des Platzes, daher wenig Raum; doch alle Baumaterialien, Steinhaufen u. s. w. hinter dem Militär sah man gedrängt von Zuschauern besetzt.

Sobald das Haupt des Königs gefallen war, öffnete sich die Drehbrücke, das Militär zog ab, und von allen Seiten wälzten sich die Massen des Volks hinzu. Ich kam zum Gerüste, als eben ein Knecht des Scharfrichters das geronnene Blut aus dem Korbe, in welchen der Kopf gefallen war, mit der Hand aufschöpfte. Er theilte es unter die andringenden Personen aus. Man nahm es auf Schnupftücher, Kleider; einige Militärpersonen auf ihre Degenquasten. Die einen wollten es als Reliquien eines Heiligen, die andern als Trophäen, bewahren. Der Austheilende nahm Geld, wenn die Schildwache den Rücken wandte, welche auf dem Blutgerüst her- und hinging. — Der Rock, gelbbraun, mit blau emaillirten Knöpfen, wurde auf dem Schaffot zerrissen und getheilt. Spät noch setzte man davon kleine Stücke unter Glas in Fin-

*) Menschlicher und schonender betrug sich das Volk im Juli 1830. Sobald Schweizer die Waffen weggeworfen, den Rock ausgezogen hatten, wurden sie gütig behandelt.

gerringe. Derſelbe Knecht bot des Königs Haarband, ſeine Haare u. ſ. w. aus. Den Hut ſah ich auf dem Platze ausbieten. Er fand ſpäterhin den Weg in das Gefängniß der Madame Eliſabeth.

Ich beſuchte nach der Hinrichtung die Kaffeehäuſer, Schenken u. dgl. in der Nachbarſchaft. Alle waren gedrängt voll; aber nirgends ſprach man vom Ereigniß des Tages. Die Leute ſpielten Domino und trieben Anderes, als wäre nichts vorgefallen. So fand ichs überall in der Stadt. Ein einziges, altes Weib hört' ich, welches einem Jungen, der triumphirt hatte über des Königs Hinrichtung, einen Verweis gab, doch mehr ironiſch, als heftig. Ein leidenſchaftlicher Montagnard aus dem Nationalkonvent hielt mich an, und ſprach mit der äuſſerſten Wildheit, nicht von der Hinrichtung des Königs, ſondern — von der Tags zuvor geſchehenen Ermordung Lepelletiers. Ein Glück, meint er, daß der Mörder ein bekannter Royaliſt ſei; der werde ſich finden laſſen. Die Girondiſten würden ſonſt nicht ermangelt haben, den Conventsgliedern vom Berg die That zuzuſchreiben.

Noch muß ich bemerken, daß die Hägung, vom Tempelgefängniß bis zum Richtplatz des Königs, zwar aus Nationalgarden gebildet geweſen war, aber dieſe nicht in Uniform, ſondern in ſogenannten Biſets, wie ſie nach dem 10. Auguſt allgemein ſo waren. Lally Tolendals Schilderung, wie er ſie in London entworfen hat, was er von der allgemeinen Trauer in Paris, von dem Beten, vom Weinen, von verſchloſſenen Fenſtern u. dgl. m. am Todestage des Königs erzählt, iſt durchaus falſch. Einzelne mögen betrübt geweſen ſeyn; aber die Phyſiognomie von Paris war es nicht.

Gnomen. *)

1. Zartem Ohre halbes Wort.
2. Der Ruthe entläuft kein Uebermuth.
3. Der Menſchenweisheit Gift iſt Allmacht.
4. Urtheil der Gewalt iſt ſelten — Gewalt des Urtheils.
5. Halt aus im Leide; halt ein im Genuß.

---

*) So nannte Baggeſen, der Dichter, dieſe kleinen Denkſprüche, deren Schlabrendorf viele machte, indem er ſich das Geſetz dabei gab, keinem Gedanken über vierzehn Sylben zu ſchenken. — Er künſtelte unaufhörlich an der Sprache und verkünſtelte ſie nicht ſelten bis zur Unverſtändlichkeit. Als mündlicher Erzähler und Redner war er Meiſter; als Schriftſteller übermeiſterte er ſich. J.

6. Nie komm' dir Nothwendiges zu rasch; woll' es früher du selbst.
7. Lehren heißt: zeigen die nächste Bahn zum Selbstunterricht.
8. Was du leistest, ist mehr, denn was du wissen magst, werth.
9. Zorn gebiert böse Reden, Groll bösen Willen.
10. Ewigen Frieden? Ihn braucht das Schaf; ew'gen Krieg der Wolf.
11. Sehn ist Kunst; das Kind lernt sie; der Künstler von neuem sie.
12. Aus Bildern webt Sprache Gedanken; der Künstler kehrt's um.
13. Unrecht straft sich selbst; Büttel seyn will der sich selbst rächt.
14. Ohne Meinung und Willen, da höfelt sich's gut.
15. War Jugend Rausch, ohne Wein, sei Alter Wein, ohne Rausch.
16. Tropfenfall höhlt Gestein; Vernunft viel später den Starrsinn.
17. Liebevoll ist deutscher Ernst, doch ernst auch deutsche Liebe.
18. Sei's Kloster, sei's Hof, es bleibt Ränkelust, Winkellust.
19. Frei wird kein Volk und gewerbsam, ohn' Anderer Vortheil.
20. Gottesvertreter, zu viel schon! Volksvertreter thun noth!
21. Kräfte regeln lehrt Friede; sie wagen, der Krieg.

Regierungswechsel.

Wir haben schon vielerlei historische Monographien, Darstellungen gewisser einzelner Gattungen von Begebenheiten, z. B. der Belagerungen, der Verschwörungen u. dgl. m. Wie kömmt es, daß noch kein Schriftsteller das dankbarste Fach solcher Monographien, nämlich die Geschichte der Regierungswechsel, bearbeitete? Bei keiner Gelegenheit verkünden sich Menschen und Zeiten so wahr und lebendig, als bei der Thronbesteigung eines neuen Herrschers. Tacitus hat die Wichtigkeit solcher Momente wohl begriffen. In seinen Jahrbüchern sind dergleichen Uebergänge mit großer Ausführlichkeit und meisterhaft behandelt, z. B. die Erscheinung des Tiberius nach dem Augustus. Sie gehören zu den schönsten Stellen seiner Werke.

Freilich in verfassungsmäßigen Monarchien verschwinden die grellen Contraste; es herrscht mehr Gleichförmigkeit der Bewegungen; die Ministerien werden öfter geändert, wenn sie entweder nicht im Sinn des Monarchen, oder des repräsentirten Volks sind; und immer wird die Wirksamkeit der Minister theils durch das Grundgesetz des Staats, theils durch öffentliche Meinung und durch den Hof modifizirt.

Anders aber verhält sich's bei Regierungswechseln in absoluten Mo-

narchien; hier verwechselt der ganze Staatskörper seine Seele mit einer andern. Er empfängt einen ganz neuen Charakter, einen neuen Willen, der mit dem vorigen oft im vollen Widerspruch steht. Es treten neue Menschen auf, die man vorher nicht kannte; die alten verschwinden im Schatten. Die Wirkungen des allgemeinen Umschwungs dehnen sich bis auf den Ton der kleinsten Stadt, des geringsten Beamten, und hinwieder auf Gegenwirkungen der Nachbarstaaten aus. Man denke nur an die Regierungswechsel von Ludwig XIV. und XV., von Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., von Peter I., Katharina II. u. s. w.

Die öffentliche Vernunft.

Man bemerkt in unsern Tagen Vielerlei, was in frühern Zeiten fast ganz unbekannt war, und allein nur aus dem Gegensatz entspringt, den ein Regentenwille und eine öffentliche Meinung machen. Zwar nehmen manche Herren, von ihrer eigenen Weisheit vollkommen und aller Welt zum Trotz überzeugt, vornehmen Ton an gegen die sogenannte öffentliche Meinung; fragen noch, was sie sei? wo und woran man sie eigentlich erkenne? Napoleons und vieler Andern Schicksal macht sie nicht klüger im Handeln. Aber dennoch fürchten sie sie heimlich. Sie ist ihr böses Gewissen, welches sie in sich berauben und vernichten möchten. Ein gewisser Professor F.... in Bonn, der gegen Luther tapfer zu Feld zog in seinen Vorlesungen, und an der Spitze der Proselytenmacher stand, hatte mächtige Gönner für sich, aber die übrigen vernünftigen Leute gegen sich. Ich lese nun in der Zeitung, er sei seiner Stelle entlassen worden, aber mit Beibehaltung des ganzen Gehalts. Das heißt nicht, man habe ihn bestrafen wollen, sondern man hat nicht den Muth, ihn zu belohnen.

Oeffentliche Meinung ist wirklich nur der zum Durchbruch gekommene, öffentlich gewordene, gesunde Menschenverstand, welcher gegenwärtig noch in vielen Ländern ganz still privatisiren muß. Jeder, sobald er vor allem Volk steht, schämt sich eben so sehr, geradezu unvernünftig, als geradezu lasterhaft, zu erscheinen. Man will Diener, man will nicht Tadler, und stellt daher gewöhnlich gute Köpfe damit auf die Probe, ob sie zum Dienen taugen, daß man ihnen breite Titulaturen anbietet. Nehmen sie dergleichen willig: so hat man von ihrem gesunden Vorstande wenig zu besorgen.

Die Titel mancher Leute erinnern mich an die gedruckten Ankündigungen spanischer Stiergefechte; da werden allemal zuerst die Namen der präsidirenden Großen, dann die der Stiere gelesen, die gehetzt werden sollen. Als bei der piemontesischen Revolution Rede ward, der König habe abgedankt, warfen die ihm treu gebliebenen Regimenter die Gewehre weg, und Soldaten und Offiziers liefen mit dem Ruf auseinander: „Point de roi, point de soldat!“ Sie sagten da, vielleicht wider Willen, eine große Wahrheit, so lange die Benennung Soldat ihre bisherige Bedeutung hat und behält.

Der Erzieher des Dauphins und Sohnes Ludwigs XIV., der Herzog von Montlosier, ließ einmal den gesunden Menschenverstand vorblitzen, als der König eben ein Todesurtheil unterschrieben hatte. Er verderbte damit seinen Kredit beim Monarchen ganz und gar. Dieser hatte nämlich, um seine Strenge in Bestätigung des Todesurtheils zu rechtfertigen, erzählt, daß er den Verbrecher schon einmal wegen eines Mordes begnadigt habe, und dieser nachher zehn andere begangen hätte. „Vous vous trompez, Sire,“ erwiederte Montlosier, „il n'a tué que le premier; les dix autres, c'est V. M. qui les a tués.“

Nach der Besitznahme Schlesiens durch Friedrich II. fällten die katholischen Bauern ein nicht günstiges Urtheil über die neue Regierung. Aber ihr Mutterwitz traf damals doch nicht weit vom Ziel. „Die Preussen“, pflegten sie zu sagen, „haben keine zehn Gebote, sondern nur drei Gebote, die heißen: erstens, zahlt Steuer! zweitens, haltet den Deserteur auf! drittens, räsonnirt nicht!“

Man kann sich aus dem Widerwillen einer gewissen Partei gegen das Oeffentlichwerden der Vernunft ihren sogenannten Haß der Ideale und der Ideen erklären. Es ist der Haß des politischen Egoismus gegen Grundsätze. Zur Zeit der Gironde nannte man alle die, welche höhern Ansichten huldigten, und nicht in die vergängliche Herrschaft der gereizten Gemüther geben wollten, spottweise hommes d'état. Nachher tobten die Ohnehosen gegen eine Aristocratie des talents. Zur Zeit des Schreckens und noch des Vollziehungsdirektoriums nannte man die bessern Köpfe, wenn sie mit ihren Grundsätzen nicht kapituliren liessen, Principiers. — Napoleon, der noch an der Spitze von 500,000 Mann gern den Satyriker machte, nannte sie Idéologues. In Deutschland tauft man sie mit dem Namen der Metaphysiker oder Metapolitiker. Welche Zwietracht unter den politischen Egoisten selbst gegenseitig herrschen möge, sie ist nicht so unversöhnlich,

als ihr Abscheu gegen die „Ideenmenschen.“ Ein Fouché könnte Wellington's Busenfreund werden, — aber sich mit einem Ideologen zu paaren, das wäre Unmöglichkeit.

Ich sehe für das schöne Frankreich eine trübe Zukunft vor. Daß Napoleon keine bleibende Dynastie, bei offener Verachtung der öffentlichen Vernunft, gründen werde, hab' ich lange vorausgesagt. Aber daß das gegenwärtige Regiment, welches wieder vollkommen das ancien régime werden möchte, mit seinem grobsinnigen Egoismus eben so wenig bestehen werde, als er, ist mir noch weit klarer. *) Es kann nicht seyn, denn die heutigen Geschäfttreiber sind so schlecht, als man nur seyn kann.

Baron Hompesch.

Alle Abenteurer sind mir zuwider, und doch fühl' ich mich von ihnen angezogen, wie vom Anblick eines verwilderten Gartens, dessen schönste Anlagen durch Verbuschung unkenntlich geworden sind. Alle haben Verstand, Entschlossenheit, sogar Gemüthlichkeit; aber diese Eigenschaften sind ins Monströse verartet bei ihnen; das gewissenhafte Messer der Rechtlichkeitsliebe schnitt die geilen Auswüchse nicht hinweg. So werden dergleichen Leute zu wahren Heimathlosen in der gesammten bürgerlichen Ordnung. Sie brauchen die Welt, und das Heiligste in ihr, sogar ihr eigenes Gewissen schlechthin gewissenlos.

Der Baron Hompesch, ältester Sohn einer reichsfreiherrlichen Familie, und zu einem reichen Majorate bestimmt, ward wahrlich nicht aus Armuth, sondern durch seine Sinnesart zum Abenteurer. Schon in seiner Jugend lief er davon. Sein Oheim, in Geschäften des Malteserordens im Haag, fand zufällig den vierzehnjährigen Knaben. Er brachte diesen nachher in österreichische Kriegsdienste. Das Regiment des jungen Offiziers kam mit ihm nach Ungarn, wo er sich so sehr gefiel, daß er sich von den Ungarn nationalisiren ließ. Mit seinen neuen Landsleuten, die ihn unter die Zahl ihrer Magnaten aufnahmen, ließ er sich gegen Kaiser Joseph II. in eine Verschwörung ein, deren Deckmantel die Freimaurerei werden mußte. Unabhängigkeit von Oesterreich und Wahl eines eigenen Fürsten, aber aus einem fremden Hause, doch nicht mächtig genug, dem Adel von Ungarn gefährlich zu werden, war

*) Schlabrendorf äusserte sich so am 14. November 1821.

Zweck. Gleiche Gedanken gingen in Böhmen hervor, wo man sich mit den Ungarn zum gemeinschaftlichen Handeln verbinden wollte, was diese aber ablehnten.

Für Alles war gesorgt, nur der Fürst fehlte. Hompesch wurde nach Deutschland geschickt, um die Krone des heil. Stephan einem kleinen Fürsten anzubieten. Man hatte das Augenmerk auf die Herzoge von Weimar und Braunschweig geworfen, und auf einen dritten noch, der mir entfallen ist. Die Einrichtung war so getroffen, daß ihm ein ungarischer Edelmann, immer nur eine Tagreise von ihm entfernt, folgen mußte, damit seine Freunde schnell erführen, wenn ihm irgend etwas begegnen sollte.

Er hielt sich einige Tage in Wien auf, dann reisete er weiter. Kaum hatte er aber das Thor verlassen, rollte ihm ein leichter Wagen schnell nach, der bei dem seinigen still hielt. „Hab' ich die Ehre, mit dem Baron Hompesch zu sprechen?" fragte ein artiger Mann. — Ich bin es.

„Se. Majestät der Kaiser, dessen Sekretär ich bin, wünscht Sie zu sehen. Es wird kaum nöthig seyn, daß Sie mit dem Reisewagen umkehren. Nehmen Sie in meinem Wagen Platz, und lassen Sie den Ihrigen ein wenig warten. In einer Stunde ist das abgemacht."

Hompesch setzte sich zu dem Sekretär, dessen Wagen bald in ein Nebengäßchen einlenkte. Man fuhr durch ein offenes Thor, innerhalb dessen Schildwachen standen. Die Thorflügel schlossen sich, und Hompesch war — Staatsgefangener. Beim Verhör läugnete er Alles, obgleich man ihm freundlich vorstellte, daß sein Geständniß nicht sowohl dem Kaiser nöthig, als ihm selber nützlich seie, und darum gewünscht werde. Ihm, als einem jungen Manne, einem Fremden, einem Verführten, würde man verzeihen, wenn er sich der Verzeihung durch Aufrichtigkeit würdig machen wolle. Beweise habe man schon ausserdem in Händen; die Ungarn hätten Alles gestanden.

Als Hompesch fest blieb, gab man ihm nach und nach nicht undeutlich zu verstehen, daß es mit dem Sterben allein nicht gethan sei. Den Tod verachte er vielleicht; aber es gebe Mittel, ihn fügsamer zu machen. Unterdessen stellte man auch den verhafteten Ungarn vor, Hompesch habe Alles gestanden. Durch diese Mittel erfuhr man zuletzt, was man wissen wollte. Hompesch wurde endlich freigelassen, aber des Landes verwiesen.

Obgleich seine Sendung ihren Zweck verloren hatte, sprach er doch

davon mit den beiden genannten Fürsten; und ging dann nach Berlin, wo er dem Miniſter Herzberg über die ungariſchen Angelegenheiten volle Auskunft gab. Er wurde als Major in der Suite des Königs angeſtellt. Späterhin, auf dem Kongreſſe zu Reichenbach, war man ſo unedel, preuſſiſcher Seits die ganze Liſte der ungariſchen Verſchwornen an Leopold II. zu geben.

In der preuſſiſchen Armee machte Hompeſch noch den erſten Feldzug am Rhein mit. Doch bald trat er mit den Engländern in Unterhandlung, wegen Anwerbung einer Legion. So ward er engliſcher Oberſt, und kam in die Niederlande. Eines Tags aber, da er aus einer Feſtung Geld für ſeine Legion geholt hatte, und, ſtatt zu Pferde zu ſitzen, ſich bequem in einer Kutſche fahren ließ, ward er von einer verſprengten franzöſiſchen Patrouille, unter Ney's Anführung, gefangen. Die hinter dem Wagen angebundenen Pferde, von ſeinen Bedienten abgeſchnitten, entkamen mit dieſen. Er ward nach Frankreich gebracht, und kam nach Paris. Hier lernt' ich ihn im Luxemburg kennen. Klüglich verheimlichte er den Franzoſen, daß er engliſcher Oberſt ſei. Man kannte ihn nur als preuſſiſchen Major. Als ſolcher erlangte er durch den Frieden von 1795 ſeine Freiheit.

Er reiſte ab, hielt ſich aber, einer Ehrenſache wegen, die er noch ausmachen wollte, in einem Städtchen am Rhein auf, während er ſeinen Diener nach Baſel vorausſandte. Mittlerweile hatte jedoch ſchon ein belgiſcher Patriot, der Hompeſchens Dienſtverhältniſſe kannte, die franzöſiſche Regierung auf ihren Mißgriff aufmerkſam gemacht. Man ſchickte ſogleich einen Courier nach, ihn aufzuſuchen und feſthalten zu laſſen. So traf man ihn wirklich noch in dem Städtchen.

Hompeſch rettete ſich aber ſogleich aus der Gefangenſchaft, indem er ſich entkleidet, blos den Säbel bewahrend, durch den Kamin auf ein Dach flüchtete und von da ſich in den Rhein ſtürzte. Er war ein guter Schwimmer; nackt, den Säbel zwiſchen den Zähnen, kam er durch die Wellen von einer Inſel zur andern, zur dritten, zur vierten. („Mir ward Angſt," ſagte er mir ſpäterhin: „es wolle mit den Inſeln kein Ende nehmen.") Am jenſeitigen Ufer ſtand ein Oeſterreicher Schildwacht, der von dem nackten Manne mit dem bloßen Säbel ſehr zweideutige Meinung zu haben ſchien. Er ward feſtgehalten, bis ihn die preuſſiſche Geſandtſchaft in Baſel reklamirte. Er ging dahin und begab ſich darauf nach England.

Von hier ſchickte man ihn mit ſeiner Legion nach Weſtindien,

wo er unter andern auch gegen die armen Caraiben von St. Vincent Krieg führte.

Seine letzte Expedition im Namen Englands, während des dänischen Krieges, war eine Art Piratenzug gegen eine der dänischen Inseln, den ihm aber die englische Regierung selber übel aufnahm, sie, die sich doch die Verheerung von Kopenhagen, die Plünderung und Verwüstung von Washington nicht übelgenommen hatte. Er kam dann einige Male nach Frankreich, um sich für die Bezahlung der seinem Oheim Hompesch, letztem Großmeister des Malteser-Ordens, stipulirten Jahrgelder zu verwenden; lebte übrigens, als pensionirter Generallieutenant, in England.

In einer einzigen seiner Redensarten prägte er seinen ganzen Charakter aus. „Sie müssen wissen," sagte er manchmal zu mir: „daß mir mein Mittagsbrod immer für mein Frühstück feil ist." Jede auf einigermaßen entfernte Rücksichten beruhende Vorstellung nannte er „Kapuziner-Trost."

Der ächte Abenteurer handelt in der That nach keinem System; er läßt sich seiner leichtsinnigen Natur über, ohne sich mit dem Nachdenken viel zu schaffen zu machen. Er ist der egoistische Skeptiker, der nur an die Gegenwart glaubt. Es giebt eine andere Art Abenteurer, die sind dogmatisirende Schelme; man nennt sie französisch Roués. Es giebt in der deutschen Sprache kein Wort dafür, wenn man sie nicht etwa die Abgefeimten heißen will. Es möchte den Deutschen zur Ehre gereichen, daß ihnen das Wort fehlt; aber leider findet sich die Rouerie ebenfalls schon bei ihnen ein. *)

Der jüngere Bruder Hompeschens (auf den zweiten hatte der Vater das Majorat übertragen) war Feldprediger bei ihm gewesen. Ein deutscher Reichsfreiherr, ein Katholik, Feldprediger in einer aus allerlei Religionsgenossen zusammengewürfelten Legion! „Warum nicht?" meinte Hompesch: „Mein Bruder ist ein herrlicher Kerl und die Stelle ist einträglich. Er ist zum geistlichen Stande erzogen und der Einzige in meiner Familie, der anfangs einigen Glauben an seine Religion hatte. In der Nähe von Heidelberg steht ein altes Heiligenbild im Rufe der Wunderthätigkeit. Mein Bruder befand sich einst auf der Jagd

*) Was Voß in seinem ersten Werke gegen Stollberg von Hompesch und dessen Anwesenheit beim Grafen Reventlow, so wie von dessen damaligem Einfluß auf Stollberg erzählt, der Hompeschens spätere Bekehrung verkündet haben soll, verträgt sich nicht ganz mit dem hier gegebenen Bilde. Als er mit Schlabrendorf umging, war er wenigstens noch weit vom Wege der Buße.

und in der Nähe des Bildes, mit seinem geladenen Gewehr. Da kam er auf den gottlosen Gedanken, seine Religion zu prüfen. „Laßt sehen, was der Heilige anstellen wird, wenn ich auf ihn anlege!“ Er verbarg sich hinter ein Gebüsch. und zielte. Der Heilige verzog keine Miene. Mein Bruder drückte los und schoß ihm ein wenig Schrot ins Gesicht, der Heilige rührte sich nicht. Von Stund' an glaubte mein Bruder kein Wort mehr von allen Wundern und Heiligen. — In späterer Zeit reisete er nach Italien und hielt sich lange in Rom auf. Dort behagte es ihm so wohl, daß er zweimal das ihm geschickte Reisegeld verzehrte, ohne fortzugehen. Zum drittenmal sandte man ihm nur wenig. Mein Bruder berechnete aber, daß er weit weniger nöthig hätte, wenn er den Heimweg mit philosophischer Genügsamkeit zu Fuß machen würde; legte was dazu unentbehrlich war zurück; lebte mit dem Uebrigen lustig zu Rom, und kehrte dann zu Fuß ins Vaterland zurück.“

Vielleicht den größten Schmerz in seinem Leben hatte Hompesch durch den Selbstmord seiner Tochter empfangen. Er war Vater mehrerer in der Welt umher zerstreuten Kinder. Aber die Tochter liebte er am meisten. Er ließ sie aus Böhmen nach England kommen. Hier verfiel sie in eine Schwermuth. Die Aerzte (vielleicht um den Vater zu täuschen) äusserten, es möge Wirkung von einem Fall auf den Kopf gewesen seyn. Schon einige Zeit vor der That fragte das Mädchen die Adjutanten ihres Vaters, welches Mittel sie wählen würden, sich den Tod zu geben? Die jungen Leute, lebelustig, wie ihr Chef, mochten mit solchen Einfällen nichts zu thun haben. Sie fänden das Leben in der Welt ganz behaglich; müßt' es aber seyn, so würden sie das Pistol vorziehen. „Nein, das entstellt zu sehr!“ sagte sie, noch mit weiblichem Schönheitssinn an der Todesschwelle. Wirklich wählte sie, zur Ausführung ihres Vorsatzes, das Messer. Sie starb nicht gleich. Als sie den Jammer ihres Vaters sah, schien ihr doch die That leid zu thun. „O Vater,“ sagte sie: „hätt' ich gewußt, daß es dich so unglücklich machen würde, ich hätt' es doch nicht gethan.“ Hompesch bat sie, wenigstens seinetwillen den Vorschriften der Aerzte folgsam zu seyn. Sie versprach's, konnte es aber nicht halten. Nach einigen Tagen riß sie den Verband ab und starb. „Ja, wenn ich zu retten wäre!“ entschuldigte sie sich, indem sie den Geist aufgab: „Aber das ist ja einmal nicht möglich.“

Der Freiherr von der Trenk.

Er war ein Mann von seltener Gemüthsstärke, von vielem Geist; aber dabei ein Abenteurer ganz eigenthümlichen Kalibers, voll überspannter Vorstellungen über seinen eigenen Werth und ohne allen Wahrheitssinn. Man sagt wohl: „der Lügner muß gutes Gedächtniß haben.“ Aber ich kann versichern, Trenk verlor sich nie im Labyrinth seiner falschen Angaben; vielleicht kam es daher, daß, wenn Niemand seine Lügen mehr glauben mochte, er sie doch selbst steif und fest glaubte.

Beim Ausbruch der französischen Revolution befand er sich in Aachen. Hier redigirte er eine Zeitung. Damals schrieb er an den Baron Hompesch, der im Gefolge des Königs von Preussen als Major stand, er solle sich für ihn beim König verwenden, in dessen Dienst er zu treten wünschte. Natürlich vergaß er dabei nicht, an die Wichtigkeit seiner Person hinreichend zu erinnern; man müsse sich bald entschliessen und nur nicht mit dem Gelde knausern wollen. Er glaube, ohne alle Eitelkeit wohl bemerken zu dürfen, daß ein Mann, wie er, wenigstens 10,000 Mann werth sei. Schlage man nicht ein: so biete er den Franzosen seine Dienste an. Das wäre für Preussen ein Verlust von 10,000 Mann, eben so viel Gewinn für die Franzosen; folglich ein Nachtheil von 20,000 Mann preussischer Seits.

Man schlug trotz dem nicht ein. Trenk kam also nach Paris, wo er vom Wohlfahrts-Ausschuß, durch Alquier, die Vollmacht zur Errichtung einer Freischaar erhielt. Unterdessen in großer Mittellosigkeit, übernahm er ein Journal, in welchem er den Franzosen die geheime Kunde, welche er von allen europäischen Höfen zu besitzen vorgab, in sehr schlechtem Französisch mitzutheilen suchte. Trenk log aber, auch wenn er Wahrheit sagen wollte.

Eines Tages kam er zu mir, klagte mir seine Noth und verlangte ein kleines Darlehn von mir. „Ich habe für mein Journal nur sieben Subscribenten!“ sagte er. Kaum war er fort, so trat Forster herein. „Er lügt!“ rief Forster: „Ich komme so eben von seinem Buchhändler, der mich versichert, daß er nur drei Subscribenten habe!“ — Trenk behauptete auch, Thomas Payne's Common sense ins Ungarische übersetzt zu haben. — „Wie? ins Ungarische?“ rief Hompesch, dem ich's erzählte: „Nicht einmal ungarisch fluchen kann er!“ Als wenn das die Anfangsgründe der edeln Madscharensprache wären.

Ich sah den Freiherrn von der Trenk das erstemal bei Alquier, einem schwachen Manne, den ich schon früher gekannt, und der damals Präsident des Wohlfahrtsausschusses war. Ich kam zu ihm, um ihm den Mainzer Wedekind zu empfehlen; ihm eine Anstellung zu verschaffen. Der Besuch war in jeder Hinsicht ein unglücklicher und hat wahrscheinlich so gut, wie der liebe Ehrmann, zu meiner nachherigen Verhaftung beigetragen. Den ersten Töpelstreich spielte mir dabei ein Diener, der so albern war, mich als Mr. le comte de Schlabrendorf zu melden. Man bat mich, im Vorzimmer einen Augenblick zu warten. Bald darauf sah ich aus Alquiers Kabinet einen langen, hagern Mann in einem hellfarbigen Ueberrock treten. Wedekind stand bei mir und flüsterte: „Mein Gott, wie kommt der hieher!“ — Gleich darauf sagte mir Alquier, daß das Trenk gewesen und was er gewollt. Erst später erfuhr ich, daß Trenk, als in Alquiers Kabinet mein Name genannt worden wäre, aufgefahren sei und sich nicht genug über meinen Aufenthalt in Paris habe wundern können. Das war das zweite Unglück!

Die Strudelköpfigkeit dieses Mannes war grenzenlos. Mehr als einmal rief er mir im Palais Royal schon von weitem die unvorsichtigsten Dinge auf Deutsch zu, z. B. „Gute Nachrichten! Wimpfen wird bald in Paris seyn!“ u. dgl. m., als wenn mit solchen Reden nicht Lebensgefahr verbunden gewesen wäre. Auch brachte ihn seine Unbehutsamkeit ins Verderben, nachdem ihn eine erste Verhaftung, der er wieder entlassen worden war, umsonst gewarnt hatte. Er war bestimmt, durch seine Unbesonnenheit, beinahe 70 Jahre alt, das Leben zu verlieren. Bei prahlerischer Lust zu glänzen, bracht' er seine Rechthaberei nirgends übler zu Markt als damals in Paris.

Ich hatte in der Revolution oft Gelegenheit, mir eine goldene Klugheitsregel einzuprägen, die nämlich, niemals ganz Recht zu behalten. Nichts erbittert das leidenschaftlich gereizte Vorurtheil so sehr, als eine triumphirende Widerlegung. Man muß nur entschuldigt, nie gerechtfertigt erscheinen wollen. Ich war bei Custine's Prozeß gegenwärtig. Nichts schadete ihm so sehr, als die Geistesgegenwart und Ueberlegenheit, mit der er jeden Anklagepunkt zu Schanden machte. Das Volk und die Richter wurden dadurch mehr beleidigt und aufgebracht, als durch die anerkannteste Schuld. „Voyez, comme il a de l'esprit!“ hörte ich unter den Zuhörern rufen: „Ah, le bougre, mais nous le tenons!“

Franzosen und Engländer.

Die Franzosen, wenn sie ausdrücken wollen, wie gut sich jemand geschlagen habe, sagen: Il s'est battu comme un *lion*. Der Engländer sagt bei der nämlichen Gelegenheit: To fight like a *man*. Es liegt mehr Phantasie in jener Redensart; aber mehr Selbstgefühl in dieser.

Wenn ein Engländer einem Weggehenden noch etwas zu sagen hat, so ruft er ihm nach: I say! — Ein Franzose in ähnlichem Falle ruft: Dis-donc! — Ich glaube, es liegt diesem Unterschiede des Rufs die Verschiedenheit des Nationalcharakters zum Grunde. Dem bedachtsamern Engländer ist das Versprechen, daß er noch etwas hören solle, Veranlassung genug, stehen zu bleiben. Den sprechlustigern Franzosen kann nur die Aussicht, daß es für ihn selbst etwas zu schwatzen geben werde, dazu bewegen.

In England entehren, zumal in den mittlern Ständen, noch manche Dinge unwiderruflich, z. B.: Spioniren, Angebereien u. s. w., die auf dem Festlande, Dank sei es der weit getriebenen Kunst der geheimen Polizeien, fast zur Ehrensache geworden sind. Ein gewisser Reynolds machte im Jahre 1795 gegen die irländischen Verschwörer den Kundschafter. Die Regierung belohnte ihn reichlich, unter andern mit einem Jahrgeld von 2000 Pfund Sterling. Aber, Abscheu alles Volks geworden, konnte er in England unmöglich bleiben, wo man ihn nur noch unter dem Namen Reynolds the spy kennt. Er ging nach Paris; er lebt noch hier; macht ein gutes Haus, aber kein Engländer betritt seine Schwelle. Seine beiden Töchter sind hübsch und gute Parthien, wie man's heißt. Aber kein Brite blickt auf sie. Ein Franzose machte der ältern den Hof; ein preussischer Maler der jüngern.

Die englische Sprache ist zu Wortspiel gefällig. Shakespeare giebt der Beweise davon viele, vielleicht zu viele; oft geistreich, wenn im Wort- und Sinn-Verdrehen anders Witz wohnen kann. Im Deutschen zur Ehre der Sprache findet sich dazu mehr Ungelenkigkeit. Calembourgs in deutscher Zunge sind wunderselten. Mit Anspielung auf Herrn Genz, machte man mir einst einen Unterschied zwischen jus gentium und Jus Genzium; allein das war nicht deutsch und wird nur, was bei den Deutschen häufig der Fall ist, erst geschrieben zu einer Art Witz. Im Französischen bietet fast jedes dritte Wort einen Doppelsinn; darum ist es die Sprache der Schöngeister, der Vaudevilles, der Calembourgs und — Diplomaten.

St. Simon nennt Frankreich die Avantgarde der europäischen Civilisation. Das Wahre ist, die höhern Grundsätze der Politik und Gesetzgebung, welche nur unter der Aegide verfassungsmäßiger Preßfreiheit gedeihen können, wie in England, haben bisher ihren Weg von England aus über Frankreich nach dem übrigen Europa genommen. Nun will ich aber damit nichts weniger als gesagt haben, die Briten wären das freieste Volk mit den vollkommensten Institutionen. Die Engländer führen viele Fabrikwaaren ausser Landes, von denen sie bei sich selbst zu Hause keinen Gebrauch machen können. Hingegen möcht' ich Frankreich nicht, wie der enthusiastische St. Simon, die Avantgarde der Civilisation nennen; allenfalls nur den Trommelschläger derselben, der vorangeht und trommelt; oder vielleicht treffender, wie Oelsner einmal meinte, den Flügel-mann derselben, dessen Bewegungen die des ganzen Regiments bestimmen, bald links, bald rechts, bald vorwärts, bald rückwärts, und der dabei alle mögliche Uebertreibungen anbringt.

La Grange.

Der große Mathematiker war ein Skeptiker, aber der bescheidenste von der Welt. Es gab Zeiten hinwieder, in welchen er die Mathematik nicht ausstehen konnte und sich lieber mit Theologie, Geschichte und andern Dingen einließ. Die einförmige Beschäftigung mit mathematischen Abstraktionen ermüdet den Geist endlich; Phantasie und Gemüth fordern zuletzt ihre Rechte mit Ungestüm. Newton schrieb ja ebenfalls Anmerkungen zum Propheten Daniel und zur Offenbarung Johannis.

In seiner Anspruchlosigkeit war er das volle Gegentheil von Laplace. Hr. M..., ein Genfer, einer seiner genauesten Freunde, hatte ihn einmal, nach vielen Besuchen, nie zu Hause gefunden. Als er ihn endlich antraf, und ihm seine Verwunderung bezeugte, daß er von Morgens bis Nachts wochenlang umherschwärme, wunderte sich Lagrange nicht wenig darüber. „Ich war ja beständig zu Hause!" rief er: „Aber sagen Sie, kamen Sie im Wagen oder zu Fuß her?"

— Im Wagen. Heut bin ich zu Fuß.

„Da haben wir's! Ich sagte dem Thürsteher, nur Leute, die zu Fuß kämen, einzulassen. Die haben gewöhnlich etwas zu sagen, oder von mir zu fragen; aber niemanden in Equipage, da verlier' ich nur Zeit."

In Paris eine seltene Weisung für Thürsteher!

Cabanis.

Cabanis war und blieb ein entschiedener Republikaner. Er wollte die Freiheit, aber mit fester Ordnung und kräftiger Vollziehungsgewalt. Daher ließ er sich auch Bonaparte's Konsulat gefallen. Als aber die Rede von Monarchie ward, und man ihm sagte: Sie ist den Franzosen unentbehrlich; nur durch einen Hof, durch einen Thron gedeihen Wissenschaften, gedeihen Künste! schüttelte er den Kopf und erwiederte: Un trône, une cour, — c'est l'aimant de toutes les ordures.

Die Theophilanthropen.

Der eigentliche Stifter vom Cultus der Theophilanthropen ist La-réveillère-Lépeaux. Das Aeussere dieses Mannes ist nicht vortheilhaft. Er ist klein, häßlich und verwachsen. Sein Charakter hingegen verdient die größte Achtung. Die Lehre der Theophilanthropen, Menschenliebe in Folge der Grundsätze des reinsten Deismus, war immer Richtschnur seiner Handlungen. Ein treuer Republikaner, änderte er nie seine Meinung. Er war daher dem Kaiser Napoleon so verhaßt, als er es (Februar 1822) den gegenwärtigen Machthabern ist. Er, obgleich er Mitglied des Vollziehungsdirektoriums gewesen, ist nicht reich. Nach den hundert Tagen wollte man ihn, obgleich er von Napoleon keine Stelle angenommen, unter die Rubrik der zu verbannenden Régicides bringen. Polizeikommissäre kamen zu ihm. Man suchte ihn zu schrecken. Er aber blieb; und man ließ ihn in Ruhe, weil sein Leben in der That gar zu unschuldig und still ist.

Er war als Katholik erzogen. Daher vielleicht sein Mißgriff, daß er einen Ceremoniendienst, einen Cultus derjenigen Lehre beigesellen wollte, die ihrem ganzen Wesen nach demselben widerstrebt. Wie einfach dieser Cultus seyn mochte, er verkehrte das, was reine Menschenreligion war, zum Gottesdienst einer Sekte. Er war der Bestechung unzugänglich; aber man machte ihm den Hof, wenn man ihm protestantische Liturgien, die er nicht kannte, mittheilte, oder in den Versammlungen der Theophilanthropen Reden hielt.

Sein Amtsgenoß im Direktorium, Treilhard, machte ihm über das Gedeihn des Theophilanthropismus den spaßhaftesten und doch begründetsten Einwurf. „Zur Verbreitung einer neuen Religion gehören Märtyrer; keine Kraft ohne Kampf; keine Begeisterung, keine Schwärmerei ohne Widerstand und Opfer!" sagte Treilhard: „Fais-toi pendre,

mon ami, c'est le seul moyen de bien fonder ta nouvelle religion."

Den Pabſt, als Oberhaupt eines andern Cultus, haßte Larévellière-Lepeaux von Herzensgrund. Er war eigentlich Schuld, daß Pius VII. nach Valence gebracht wurde. Als Sieyes, um ins Direktorium zu kommen und dieſes nach ſeinem Sinne zu modeln, ihn, Treilhard und Merlin hinauswarf, gab ſeine Wirkſamkeit dabei den Vorwand her. Man ſagte: Larévellière-Lapeaux habe, als Präſident des Direktoriums, den Befehl zur Deportation des Papſtes ausfertigen laſſen, ehe er noch in die Regiſter eingetragen und von den Uebrigen unterzeichnet geweſen.

Nachdem Bonaparte zum Conſulate gelangt, wurden mehrere Verſammlungsörter neu entſtandener Sekten geſperrt, unter andern auch derjenige der Theophilanthropen. Sie überreichten eine Art Proteſtation, eine gemäßigte, aber freimüthige Apologie, die ohne Erfolg blieb. Was die Theophilanthropen und ihr Haupt beſonders verhaßt machte, war der Republikanismus in beiden. Sie mußten nun la bête noire des Prieſter- und Ariſtokratendünkels werden. Im Volke machte man ihren Namen zum beſchimpfenden Calembourg. Man nannte ſie les filous en troupes, *)

Es wäre, glaub' ich, in Frankreich gar nicht unmöglich geweſen, als hier Alles eine tabula rasa geworden, ein religiöſes Neues zu begründen. Nur hatte ſich Larévellière-Lepeaux ungeſchickt benommen. Schon der unverſtändliche, griechiſche Name war Mißgriff; und ein noch größerer, daß er in die Bahn der alten Sekten einlandete und excluſiv werden wollte, wie ſie. Er hätte den ächten Geiſt des Proteſtantismus erfaſſen, incluſiv, allumfangend werden, das heißt Religionsfreiheit gründen und die Kirchen und ihren Glauben vom Staat ausſcheiden ſollen, wie in Nordamerika.

Ehrlichkeit.

In meinem Leben hab' ich ſchon oft die Erfahrung gemacht, daß auch das glänzendſte Glück grade denjenigen am erſten unter ihren

*) In den Biographies des contemporains von Michaud heißt es im Artikel Marat (von dem armgeiſtigen Beaulieu verfaßt), die Septembriſirer und die Mörder von Avignon, welche Marats Begleitung bei ſeinen Triumphzügen gebildet hatten, wären nachher Theophilanthropen geheißen. Man weiß aber, daß unter dieſen ſich nur Perſonen höherer und geſitteter Art befanden; daß der Pöbel für deren Ideen keinen Sinn haben konnte. J.

eigenen Händen, wie ein Schatten, verschwindet, die aus Grundsatz an keine Ehrlichkeit glauben, weil sie in ihrer eigenen Gewissenlosigkeit die Quellen unermeßlichen Reichthums fanden. Ein neueres Beispiel ist mir der Banquier Emanuel von Haller. Er häufte während der Revolution und besonders in Italien, dessen finanzielle Verwaltung ihm der General Bonaparte anvertraut hatte, ungeheure Schätze. Aber an Ehrlichkeit glaubte er nicht; er mochte auch nichts mit sogenannten ehrlichen Leuten zu schaffen haben. Lieber wollt' er schlaue Schelme brauchen, in der Meinung, es sei ihr Interesse, ihm zu dienen, mehr werth, als alle Gewissenhaftigkeit. Man schätzte sein Vermögen auf 12,000,000 Fr. Sein Haus war mit Fürstenpracht eingerichtet. Alles ist verflogen. Seine Frau wohnt nun in einem ärmlichen Dachstübchen des fünften Stockwerks.

Die Lebensbeschreibung solches Mannes, aber mit Tacitus Griffel gezeichnet, müßte ein äusserst moralisches Lehrbuch seyn.

Schlabrendorfs Glaubensbekenntniss.

Kaum bestallt
Schrie ein Staatsrath:
„Auf Widerspruch Flintenkugel!"
— Nirgends also freie Meinung?
Fragt ein stiller, alter Bürger.
„Nie laute!"
— Ohne Umlauf fehlt ihr Freiheit.
„Dann läßt's friedlicher sich steuern."
— Und wohin? zur vollen Willkühr?
„Sie beglückt die rohe Menge."
— Herrschbeglückerei
Beut auch Hunde-Glück.
Manchem Großen schmeckt's;
Bürgermuth speit's an.
Schon vor Herren-Willkühr
Auch die Thiere schirmen
Wollte Britten-Gesetz. *)

---

*) Dem Gespräch liegt Thatsache zum Grunde. Der Flintenkugel-Arzt war Beguelin; sein Widersprecher der greise Schlabrendorf; und der Ohrenzeuge dabei der Baron Bielefeld. J.

Bergasse.

Der Name dieses trefflichen Redners und strengrechtlichen Mannes ward einst hochgefeiert. Bekanntlich war er schon vor der Revolution, als Advokat des Banquier Kornmann gegen den Wüstling Beaumarchais, glänzend ausgezeichnet. Er nahm diesen Handel, als eine Vertheidigung der öffentlichen Sittlichkeit. Mit Lally und Mounier gehörte er nachher zu den sogenannten Boudeurs de la Constituante. Nun aber, obgleich er noch lebt, gehört er zu den verschollenen Berühmten. Und doch hat er noch aus seiner Dunkelheit Anstoß zu großen, aber traurigen Wirkungen in Europa gegeben.

Bergasse ist ein Mann von Geist, allerdings. Es ist in ihm mehr Lebendigkeit, als Tiefe des Gefühls vorwaltend; ich möcht' es eine Empfindsamkeit des Mysticismus nennen. Als er sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, gab er sich nach und nach wirklich dem Helldunkel frommer, lieblicher Träumereien hin, die ihm besonders unter den Weibern das Ansehn eines religiösen Sekten-Hauptes schufen. Es bildete sich auf seinem Landgute bei Paris um den Mystagogen eine Art weiblichen Hofstaates.

Frau von Krudener stand im Jahr 1814 in genauer Verbindung mit ihm, der auch zu höhern Personen damals Zutritt gehabt haben soll. Ich halte ihn wirklich für den ersten Anreger der Idee zu einer heiligen Allianz, davon er immer gern träumte, und die nachher unerwartet in die Wirklichkeit hinaustrat, ohne sein weiteres Zuthun. Der preussische Minister von Stein, der ihn ebenfalls 1814 kennen lernte, schien eine hohe Meinung von ihm gefaßt zu haben. Ich darf es schon aus dem Umstand schließen, daß er ihn dem trefflichen Justus Gruner als einen sehr interessanten Mann empfahl. Gruner kam damals, als Chef der höhern Polizei, nach Paris.

Urtheile.

— Man kann das Wahre und Gute nicht lächerlich machen, aber es wohl lächerlich finden. Die Waffe des Lächerlichen brauchen die heutigen Roués, die „Abgefeimten", nur etwa noch unter sich gegen verhaßte Wahrheiten. Oeffentlich wagen sie es seltener. Die Völker sind zu ernsthaft geworden; sogar die Franzosen. Die actes des apôtres waren sehr witzig; aber die Franzosen blieben ernsthaft, und die Lustigmacher lachten nicht bis zuletzt. Die Talleyrands, die Fouchés und

andere gehören noch zur alten, spottenden Schule. Aber ihr Spott gegen die höhern Interessen der Völker, gegen die Heiligthümer der Menschheit wird jetzt giftig und derb. Sie sind erbittert, wie Renegaten es gegen den Glauben zu seyn pflegen, den sie abschworen; oder, wenn sie nie eine Meinung verriethen, weil sie nie eine eigene hatten, wie Heuchler, die entlarvt wurden.

— Hätte Napoleon ein Zehntel von Sieyes reiner, folgerechter Denkkraft, und Sieyes ein Zehntel von Napoleons starker Willenskraft gehabt: so würde die Welt zwei vollendete große Männer gehabt haben, statt zweier Menschen, die es nur halb waren.

— In der Weltgeschichte, in den Sagen und Mythen der Völker, in der Theologie und Symbolik verehren wir gewiß viele Dinge als hohe Weisheit, die blos aus Mißverständniß einen gewissen Glanz bekommen haben, weil uns Sitte, Geist und Sprache des Alterthums ganz unbekannt geworden sind. Ich denke manchmal, beim Lesen antiquarischer Untersuchungen, an das Namensschicksal eines ehrlichen, deutschen Zuckerbäckers in Paris.

Dieser hieß Fidelberger, wohnte in der rue Vivienne schon vor vielen Jahren, und hatte seinen Namen in großen Buchstaben über dem Laden. Er verstand sein Handwerk; hatte reichen Zuspruch, und darum ließ sein Nachfolger den beliebten Namen, als Firma, über seinem Laden, obgleich er ihn nicht selber trug. Der dritte Eigenthümer des nämlichen Ladens schmückte Alles zierlicher auf, riß auch die verblichene Firma weg, die ihm ohnehin gegen alle Rechtschreibung zu verstoßen schien, ließ auf das neue Schild einen treuen Hirten bei seiner Heerde malen, und dazu die Unterschrift: Au fidel berger.

— Bei Todesstrafen von einem Recht reden, ist Unsinn. Der Tod selbst ist nicht einmal Strafe, oder man wollte ihn Strafe dafür nennen, daß man geboren wurde. Der Staat darf nur in dem einzigen Fall tödten, in welchem es jeder einzelne Mensch darf; nämlich im Fall einer Nothwehr.

Man schreibt viel überflüssige Bücher für Abschaffung der Todesstrafe. Man arbeite doch lieber für die Abschaffung ihrer Nothwendigkeit, und zwar durch Einführung besserer Volksschulen, besserer Kanzelberedsamkeit und zweckmäßigerer Zucht- und Strafanstalten. Ohne diese bleibt das Tödten der Verbrecher Nothwehr der Gesellschaft gegen ihre ewigen Verfolger.

— Wer an die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts glaubt,

der hat die stolzeste Meinung von der Menschheit, und die demüthigste von sich selber. Seine größten Werke sind nur ein kleiner Schritt, vielleicht nur erst Vorbereitung eines Schrittes, welchen erst die Nachwelt thun kann. Und stände das längste Leben, der reinste Wille, die größte Einsicht, der mächtigste Thron ihm zu Gebote: mehr darf er nicht hoffen. Und wäre die Idee nur Traum: so würde sie der edelste der Träume bleiben.

— In Paris lebte ein Graf K....n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein schwacher. Einst, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, sagte mir der ältere Humbold: „K....n ist eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber sein Vater, als sein Sohn seyn.“ Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humbolden im Scherz auf, einmal aus seiner Bekanntschaft die Person hervorzusuchen, deren Sohn er aus Wahl seyn möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde.

Wo die Natur selbst dies Verhältniß schafft, befestigen es Nothwendigkeit und Gewohnheit. Es ist tadelhafter Stolz, sich nicht in das Verhältniß der Dankbarkeit zu jemanden setzen zu wollen, von dessen achtungswürdigem Wohlwollen man überzeugt ist. Es ist aber gerechtes Zartgefühl, das uns hindert, von demjenigen Wohlthaten anzunehmen, der verächtlich oder lächerlich ist. Wir wollen uns nicht gern ohne Noth von dem adoptiren lassen, den uns die Natur nicht zum Vater gab.

Lafitte und der Pamfletschreiber.

Pamfletschreiber sind die wahren Schmeißfliegen in der Literatur, am Sonnenstrahl der Meinungsfreiheit eben so gut, als das Ey des Adlers, ausgebrütet. Sie können mit allen ihren Anlagen nichts hervorbringen, als Unflath, gleich den Harpyen der Fabel. Mischen sie sich in einen wissenschaftlichen Streit, so greifen sie, statt der Sache, die Person an; beschimpfen, verläumden und verdächtigen diese und bringen die rohe Wuth der Hallen-Weiber in Versen und Prosa zu Markt. Sie gehören in die Zunft der Pasquillanten, weil sie, wie diese, zu ihrem Treiben nicht ihren Namen geben dürfen. In Paris pflegten politische Parteien, wenn es um Rache gegen einen ausgezeichneten Mann zu thun ist, den man in den Augen des Volks herabsetzen möchte, die Feder solcher Leute zu dingen, wie in Italien ehemals den

Dolch der Banditen. Auch in London ist dies der Fall. Aber der ausgezeichnete Mann bleibt, der er ist, und die Schmeißfliegen werden vergessen.

Ein stockroyalistischer Pamfletschreiber in Paris, von mehr Geist, als sich unter Leuten seines ehrlosen Gewerbes zu finden pflegt, unerschöpflich in Verlästerung der Liberalen, hatte sich zum besondern Geschäft gemacht, den Banquier Lafitte mit Sarcasmen und Verläumdungen herabzuwürdigen. Er hoffte damit Aufmerksamkeit für sich zu wecken, Beifall der Regierung zu gewinnen, vielleicht eine Stelle, ein Geschenk — — aber man las, lachte und verachtete ihn hintennach.

Er hatte nicht mehr genug, Frau und Kinder zu ernähren; ein lästiger Gläubiger lag ihm auf dem Hals, der ihn nicht mehr aus dem Zimmer ließ, damit er schreibe und nichts als schreibe, um seine Schuld zu tilgen. Den drängenden Gläubiger, die klagende Frau los zu werden, erzählte ihnen der verzweifelnde, oder leichtsinnige Mensch von 20,000 Fr., die er bei dem Banquier Lafitte stehen habe. Damit machte er aber sein Uebel nur noch schlimmer. Nun plagten ihn Frau und Gläubiger, er solle nicht länger eigensinnig seyn, und wenigstens 6000 Fr. erheben. Damit wäre ja Allem abgeholfen. Was wollte der Lügner anfangen? Er schrieb die Anweisung von 6000 Fr. auf Lafitte, die dieser von den bei ihm stehenden 20,000 Fr. abzuziehen habe. Der Gläubiger und die Frau eilten damit zum Banquier. Der Pamfletschreiber machte sich in der Angst davon.

Lafitte, als er den Zettel gelesen, sann eine Weile nach, und sagte: „Das ist freilich seine Hand und Unterschrift“ — — „Ganz zuverläßig!“ rief der Gläubiger: „Dies ist seine Frau, die es bezeugen kann.“ — — „Glauben Sie mir,“ betheuerte die Frau: „die Unterschrift ist von ihm selber.“ Lafitte läßt einen Commis kommen und die 6000 Fr. zahlen.

Nach zween Tagen kehrte auch der flüchtige Zeisig in sein Nest, mit beklemmtem Herzen, wieder zurück, und erstaunt nicht wenig, Alles bei sich wohlauf und lustig, Frau und Kinder sogar in neuen Kleidern zu finden. Jene entschuldigt sich, wegen den nöthigsten Ausgaben; aber der Gläubiger sei aus dem bei Lafitte erhobenen Gelde bezahlt; mehr nicht, als 1500 Fr., wären von der Summe genommen. Die übrigen 4500 Fr. zeigt sie ihm vor.

Erblassend und keines Wortes mächtig nimmt der Unglückliche die Geldsumme, eilt zu Lafitte, erzählt ihm sein Elend, seinen Leichtsinn,

der hat die stolzeste Meinung von der Menschheit, und die demüthigste von sich selber. Seine größten Werke sind nur ein kleiner Schritt, vielleicht nur erst Vorbereitung eines Schrittes, welchen erst die Nachwelt thun kann. Und stände das längste Leben, der reinste Wille, die größte Einsicht, der mächtigste Thron ihm zu Gebote: mehr darf er nicht hoffen. Und wäre die Idee nur Traum: so würde sie der edelste der Träume bleiben.

— In Paris lebte ein Graf K....n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein schwacher. Einst, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, sagte mir der ältere Humbold: „K....n ist eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber sein Vater, als sein Sohn seyn.“ Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humbolden im Scherz auf, einmal aus seiner Bekanntschaft die Person hervorzusuchen, deren Sohn er aus Wahl seyn möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde.

Wo die Natur selbst dies Verhältniß schafft, befestigen es Nothwendigkeit und Gewohnheit. Es ist tadelhafter Stolz, sich nicht in das Verhältniß der Dankbarkeit zu jemanden setzen zu wollen, von dessen achtungswürdigem Wohlwollen man überzeugt ist. Es ist aber gerechtes Zartgefühl, das uns hindert, von demjenigen Wohlthaten anzunehmen, der verächtlich oder lächerlich ist. Wir wollen uns nicht gern ohne Noth von dem adoptiren lassen, den uns die Natur nicht zum Vater gab.

Lafitte und der Pamfletschreiber.

Pamfletschreiber sind die wahren Schmeißfliegen in der Literatur, am Sonnenstrahl der Meinungsfreiheit eben so gut, als das Ey des Adlers, ausgebrütet. Sie können mit allen ihren Anlagen nichts hervorbringen, als Unflath, gleich den Harpyen der Fabel. Mischen sie sich in einen wissenschaftlichen Streit, so greifen sie, statt der Sache, die Person an; beschimpfen, verläumden und verdächtigen diese und bringen die rohe Wuth der Hallen-Weiber in Versen und Prosa zu Markt. Sie gehören in die Zunft der Pasquillanten, weil sie, wie diese, zu ihrem Treiben nicht ihren Namen geben dürfen. In Paris pflegten politische Parteien, wenn es um Rache gegen einen ausgezeichneten Mann zu thun ist, den man in den Augen des Volks herabsetzen möchte, die Feder solcher Leute zu dingen, wie in Italien ehemals den

Dolch der Banditen. Auch in London ist dies der Fall. Aber der ausgezeichnete Mann bleibt, der er ist, und die Schmeißfliegen werden vergessen.

Ein stockroyalistischer Pamfletschreiber in Paris, von mehr Geist, als sich unter Leuten seines ehrlosen Gewerbes zu finden pflegt, unerschöpflich in Verlästerung der Liberalen, hatte sich zum besondern Geschäft gemacht, den Banquier Lafitte mit Sarcasmen und Verläumdungen herabzuwürdigen. Er hoffte damit Aufmerksamkeit für sich zu wecken, Beifall der Regierung zu gewinnen, vielleicht eine Stelle, ein Geschenk — — aber man las, lachte und verachtete ihn hintennach.

Er hatte nicht mehr genug, Frau und Kinder zu ernähren; ein lästiger Gläubiger lag ihm auf dem Hals, der ihn nicht mehr aus dem Zimmer ließ, damit er schreibe und nichts als schreibe, um seine Schuld zu tilgen. Den drängenden Gläubiger, die klagende Frau los zu werden, erzählte ihnen der verzweifelnde, oder leichtsinnige Mensch von 20,000 Fr., die er bei dem Banquier Lafitte stehen habe. Damit machte er aber sein Uebel nur noch schlimmer. Nun plagten ihn Frau und Gläubiger, er solle nicht länger eigensinnig seyn, und wenigstens 6000 Fr. erheben. Damit wäre ja Allem abgeholfen. Was wollte der Lügner anfangen? Er schrieb die Anweisung von 6000 Fr. auf Lafitte, die dieser von den bei ihm stehenden 20,000 Fr. abzuziehen habe. Der Gläubiger und die Frau eilten damit zum Banquier. Der Pamfletschreiber machte sich in der Angst davon.

Lafitte, als er den Zettel gelesen, sann eine Weile nach, und sagte: „Das ist freilich seine Hand und Unterschrift“ — — „Ganz zuverläßig!“ rief der Gläubiger: „Dies ist seine Frau, die es bezeugen kann.“ — — „Glauben Sie mir,“ betheuerte die Frau: „die Unterschrift ist von ihm selber.“ Lafitte läßt einen Commis kommen und die 6000 Fr. zahlen.

Nach zween Tagen kehrte auch der flüchtige Zeisig in sein Nest, mit beklemmtem Herzen, wieder zurück, und erstaunt nicht wenig, Alles bei sich wohlauf und lustig, Frau und Kinder sogar in neuen Kleidern zu finden. Jene entschuldigt sich, wegen den nöthigsten Ausgaben; aber der Gläubiger sei aus dem bei Lafitte erhobenen Gelde bezahlt; mehr nicht, als 1500 Fr., wären von der Summe genommen. Die übrigen 4500 Fr. zeigt sie ihm vor.

Erblassend und keines Wortes mächtig nimmt der Unglückliche die Geldsumme, eilt zu Lafitte, erzählt ihm sein Elend, seinen Leichtsinn,

übergiebt ihm das Geld mit Dank und Rührung, und verspricht den Rest möglichst bald zurückzuzahlen.

„Nicht doch!“ sagte Lafitte: „Ich bin nicht gewohnt, so schnell zurückzunehmen, was ich geliehen habe. Aber geben Sie mir nur eine andere Quittung, denn die alte würde mich zum Schuldner von 14,000 Fr. bei Ihnen machen können.“ Und er diktirte ihm eine Bescheinigung vom Empfang von 6000 Fr., „que je payerai *quand je pourrai.*“

Das Danaidengeschäft.

Nicht Adelsinn fehlt dir,
Nicht des Geistes Lichtblick,
Nichts von des Lebens Gütern.
Doch die Göttergaben opferst
Du umsonst den Hirngespinnsten
Und der Schule Grübelei.
Träumst von Freiheit, vom Vernunftsieg,
Und vom Geisterbund hienieden
Im Gewühl der Sinnenknechte.
Was belohnet dir den Traum?
War's die Danaidenmühe?
„Erdenlust nie;
Sie sättigt kein lechzendes Gemüth,
Das sehnsuchtsvoll späht,
Wohin auf langer Bildungsbahn
Der Gott die Völker führt.
Aber im Kampf hienieden
Um das Heilige,
Nenn' eine Seligkeit mir,
Seliger, als den adelnden Kampf!
Was hier noch keiner umarmet,
Verklärt ihn schon hier.
Denn göttlich wird,
Wer zum Göttlichen wallt.“

Der geheime Einfluss auf die französische Revolution.

Es war und ist ein kleiner Geist in diesen Bourbonen; kein stolzes Selbstgefühl, nur Eitelkeit des Ahnenhochmuths. Sie können blos intriguiren; regieren durchaus nicht. Ohne ihre tückischen Einwirkungen wäre das schöne Frankreich nie durch seine Revolutionsgräuel, nie die Geschichte so grauenvoll befleckt.

Auch Lafayette, wie er noch vor Kurzem (1821) gegen einen meiner Bekannten äusserte, obgleich er nur bis Juli 1792 Augenzeuge war, hält sich überzeugt, daß Marat ein Agent gewesen, auserwählt, um Alles ins Gräßliche hinauszutreiben. Selbst unter den Zeitgenossen desselben war schon diese Meinung herrschend. Als Charlotte Corday ihn mit republikanischer Schwärmerei niedergestoßen hatte, trat Kerner, ein junger Würtemberger, ein republikanischer Enthusiast, odemlos zu mir ins Zimmer und rief: „Sie ist uns zuvorgekommen!

zwar nicht für sich. Sie hatte fünf Geschwister zu bilden und zu versorgen; sie unterhielt ihren alten Vater, der in Dürftigkeit versunken war. Dazu nahm sie noch ein siebenjähriges Mädchen zu sich, dessen Mutter sie gekannt und geliebt hatte; eine Waise. Sie selbst konnte für sich viel entbehren; darum konnte sie Andern viel wohlthun. Sie schrieb damals ihre Answer zu Burke's Reflections, eine der ersten, aber auch eine der besten Würdigungen dieses Buchs. Dann folgte ihre Vindication of the rights of woman. Wäre unser Zeitalter weniger leicht und flüchtig, Mary hätte wenigstens gesteinigt werden müssen, mit den Männern und den Weibern zugleich, und sogar mit dem in Vorurtheilen versteiften Parlament öffentlichen Krieg anzufangen! Doch ging Mary etwas zu weit, indem sie, ausser dem von der Natur gegebenen eigenthümlichen Wirkungskreis des Weibes, nämlich dem Hause, auch Theilnahme am staatsbürgerlichen Leben, das Recht auf Aemter u. s. w. für ihr Geschlecht forderte. Aemter, wie der Staat selbst, wie Gesetze, wie alle Arzeneien, sind in der Menschheit nothwendige Uebel. Dieser Wirkungskreis der Männer ist mehr ihr Unglück, als ihr Vorrecht; darum flüchten die Edelsten so gern aus dem öffentlichen Leben in die Ruhe des häuslichen zurück.

Die Verfasserin litt viel wegen des Buchs. Sie blieb sich gleich. Sie war sehr religiös. Aber ihre Religion war die schönste Blüthe ihres eigenen Gemüthes. Sie fügte sich den Formen der englischen Kirche; doch war ihr äusserer Gottesdienst selten, und hörte endlich ganz auf. Sie fand da keine Erquickung der Seele als Christin. Sie war die zärtlichste, frömmste, geduldigste Erzieherin; die gütigste Herrin.

Während dieser Zeit in London (von 1787 bis 1790) hielt sie mit dem Maler Füßli viel Umgang. Seine Genialität zog sie an; doch nur diese. Füßli, ein Anbeter Rousseau's, verachtete das Civilisirte und die Kultur; er glaubte nur an die Macht des Genius. Sein Witz und eine sarcastische Laune gaben dieser Artung seines Schauens und Strebens etwas Derbes. Mary hing mit ganzer Seele an Füßli, mit einer Neigung, der sie nachhängen zu dürfen glaubte, weil sie ihn verheirathet wußte, und sich ihrer Reinheit und Anspruchlosigkeit bewußt war. Bald aber ward ihr das Unbefriedigende dieses Verhältnisses zur Qual. Sie erkannte die Neigung zur Leidenschaft erwachsen und zog sich zurück.

Sie ging, sich zu zerstreuen, nach Frankreich. Hier lernte sie einen gewissen Imlay kennen. Es ist merkwürdig, daß sein erster Eindruck

war mehr, als nur schöne Regelmäßigkeit. Es lag Zauber bei ihr in Blick, Stimme und Bewegung.

Im Kerker besuchte sie mich oft. Sie fesselte mich immer mehr. Erst als sie Paris verlassen hatte, ward ich mir bewußt, daß ich sie liebte. Ihr unglückliches Verhältniß mit Imlay verhinderte eine genauere Verbindung mit ihr. *)

Ihre Kindheit war trübe. Wahrscheinlich desto besser für sie. Sie hatte das Schicksal, weder des Vaters noch der Mutter Liebling zu seyn. Sie blieb überall die Zurückgesetzte unter ihrem Geschwister. Und dennoch erzwang sie, auch als Kind, ihres Vaters Achtung, endlich sogar die Liebe der Mutter, deren Schutz sie oft gegen die Brutalität des erstern ward. Stärke ist immer Stärke.

Fanny Blood, ihre Gespielin und Jugendfreundin, war ihr Alles. Was die that, schien ihr immer das Vortrefflichste. Als sich jene nach Lissabon verheurathete, unterhielt sie beständigen Briefwechsel mit ihr; als Fanny dort erkrankte bis zum Sterben, war Mary nicht zurückzuhalten. Sie wollte die letzten Stunden der Gespielin versüßen. Es stellten sich ihr tausend Schwierigkeiten entgegen. Alle Freunde widerriethen es. Sie blieb standhaft und reisete ab.

Nach ihrer Zurückkunft aus Lissabon, wo Fanny in ihren Armen gestorben war, gab sie die Schule auf, die sie gemeinschaftlich mit ihren Schwestern gehalten hatte, um sich und die Eltern anständig erhalten zu können. Wie lieb und gut sie auch seyn mochte und seyn wollte, es war ihr nicht möglich, mit den Schwestern zu hausen. Das ist Geschlechtsverhältniß. Auch wenige Männer können lange zusammen reisen, oder sonst etwas gemeinschaftlich treiben, ohne Neckerei und üble Laune. Wo ist Quälerei unter einander heimischer, als in Nonnen- oder auch in Mönchsklöstern?

Unter des Buchhändlers Johnson edelmüthiger und freundlicher Anleitung gab sie sich nun schriftstellerischen Arbeiten hin; freilich in mittelmäßiger Handwerksthätigkeit, denn sie wollte Geld verdienen, und

---

*) Mein ehrwürdiger Freund gab mir William Godwins Memoirs of the Autor of a Vindication etc. (2. Auflage, London 1798), in der er viele Stellen angestrichen und Bemerkungen hinzugefügt hatte, von denen eben einige eingeschaltet sind. Er theilt eben deswegen das Buch nur Wenigen mit. Humbold hat es auch in Händen gehabt. — „Sie werden wohl zuweilen lachen!“ sagte der Graf, als er's mir reichte. Wie irrte er sich doch! Ich bin sehr gerührt worden. J.

zwar nicht für sich. Sie hatte fünf Geschwister zu bilden und zu versorgen; sie unterhielt ihren alten Vater, der in Dürftigkeit versunken war. Dazu nahm sie noch ein siebenjähriges Mädchen zu sich, dessen Mutter sie gekannt und geliebt hatte; eine Waise. Sie selbst konnte für sich viel entbehren; darum konnte sie Andern viel wohlthun. Sie schrieb damals ihre Answer zu Burke's Reflections, eine der ersten, aber auch eine der besten Würdigungen dieses Buchs. Dann folgte ihre Vindication of the rights of woman. Wäre unser Zeitalter weniger leicht und flüchtig, Mary hätte wenigstens gesteinigt werden müssen, mit den Männern und den Weibern zugleich, und sogar mit dem in Vorurtheilen versteiften Parlament öffentlichen Krieg anzufangen! Doch ging Mary etwas zu weit, indem sie, ausser dem von der Natur gegebenen eigenthümlichen Wirkungskreis des Weibes, nämlich dem Hause, auch Theilnahme am staatsbürgerlichen Leben, das Recht auf Aemter u. s. w. für ihr Geschlecht forderte. Aemter, wie der Staat selbst, wie Gesetze, wie alle Arzeneien, sind in der Menschheit nothwendige Uebel. Dieser Wirkungskreis der Männer ist mehr ihr Unglück, als ihr Vorrecht; darum flüchten die Edelsten so gern aus dem öffentlichen Leben in die Ruhe des häuslichen zurück.

Die Verfasserin litt viel wegen des Buchs. Sie blieb sich gleich. Sie war sehr religiös. Aber ihre Religion war die schönste Blüthe ihres eigenen Gemüthes. Sie fügte sich den Formen der englischen Kirche; doch war ihr äusserer Gottesdienst selten, und hörte endlich ganz auf. Sie fand da keine Erquickung der Seele als Christin. Sie war die zärtlichste, frömmste, geduldigste Erzieherin; die gütigste Herrin.

Während dieser Zeit in London (von 1787 bis 1790) hielt sie mit dem Maler Füßli viel Umgang. Seine Genialität zog sie an; doch nur diese. Füßli, ein Anbeter Rousseau's, verachtete das Civilisirte und die Kultur; er glaubte nur an die Macht des Genius. Sein Witz und eine sarcastische Laune gaben dieser Artung seines Schauens und Strebens etwas Derbes. Mary hing mit ganzer Seele an Füßli, mit einer Neigung, der sie nachhängen zu dürfen glaubte, weil sie ihn verheirathet wußte, und sich ihrer Reinheit und Anspruchlosigkeit bewußt war. Bald aber ward ihr das Unbefriedigende dieses Verhältnisses zur Qual. Sie erkannte die Neigung zur Leidenschaft erwachsen und zog sich zurück.

Sie ging, sich zu zerstreuen, nach Frankreich. Hier lernte sie einen gewissen Imlay kennen. Es ist merkwürdig, daß sein erster Eindruck

für ſie ein widerlicher war. Dennoch folgte ſie dem warnenden Vorgefühle nicht. Beider Umgang ward ein zärtlicher. Er war ein Amerikaner. Verheirathet war ſie nicht mit ihm. Als der Convent die Verhaftung aller Engländer beſchloß, nahm ſie Imlay's Namen an, um in Paris ſicher zu bleiben. Nun betrachtete ſie ſich als ſein Weib. Sie verlangte keine Ehe, weil ſie die dazu gehörende Ceremonie verachtete.

Damals beſuchte und tröſtete ſie mich in meinem Kerker. Imlay kannte ihren Werth nicht, und ward gleichgültig. Im Havre gebar ſie eine Tochter. Er aber ging indeſſen nach England und hing ſich an eine Schauſpielerin. Sie beſorgte die phyſiſche Erziehung ihres Kindes nach ihren Grundſätzen, einfach, naturgemäß, ohne Verzärtelung. Die Damen im Havre nannten ſie eine Rabenmutter; aber das Kind gedieh und ward kräftig und ſchön. Als ich ſie fragte, was die dortigen Frauen dazu geſagt hätten? erwiederte ſie: „Alle meinten, ich ſei nicht werth, ein ſolches Kind zu haben.“

Als Mary wieder nach London zu Imlay kam, war ihr einziger Wunſch, das Verhältniß mit ihm fortdauernd zu erhalten, einzig ihres Kindes willen. Sie nahm ſich ſeiner Angelegenheiten mit Liebe und Eifer an; reiſte auch in denſelben nach Norwegen. Ihre Briefe über Norwegen halt' ich für das Beſte, das Weiblichſte ihrer Werke. Als ſie aber nach London zurückkam, und nun erſt die plötzliche Entdeckung machte, wie Imlay ihren Glauben an ihn, ihre treue Liebe, in den Armen eines andern Weibes verrathen hatte, war ihr Schmerz beinah grenzenlos. Zufall vereitelte ihr den Verſuch, ſich ſelber den Tod zu geben. Die Gerettete beſchloß darauf, allein für ihr Kind zu leben. Sie trennte ſich von ihm gänzlich.

Schon früher mit dem gelehrten William Godwin vertraut und Freundin, den ſie als Menſchen und Schriftſteller ehrte, ſchloß ſie ſich dieſem ſeitdem näher an. Im April 1797 heirathete er ſie. Die Ehe war freilich gegen ihre Grundſätze. Dazu kam noch, daß ſie bisher unter dem Namen Mrs. Imlay in der Stadt bekannt war und nicht noch einmal der Gegenſtand des Geſchwätzes werden wollte. Allein ihre Schwangerſchaft beſtimmte ſie, mit Godwin die Ehe einzugehen, und damit nun ihr früheres Verhältniß mit Imlay, welches bisher Geheimniß geblieben, zu entſchleiern.

Bisher war ſie wegen ihrer ſeltenen Bildung, wegen ihrer geſellſchaftlichen Talente, wegen ihrer reinen Herzensgüte überall in der gu-

ten Gesellschaft gesucht und vorgezogen. Nun, verheirathet, wurde sie von der sogenannten feinen Welt vermieden. Mary starb im Kindbette, ein Opfer ihrer Grundsätze von Rechten und Fähigkeiten des Weibes. Sie wollte nur von einer Hebamme entbunden seyn und die Hülfe des Hebarztes erschien daher für sie zu spät.

Es ist rührend zu lesen, wie der sonst trockene William Godwin beim Andenken an Mary ganz in Zärtlichkeit aufgelöst ist. Die Ehe scheint ihm schon darum das seligste Verhältniß auf Erden, weil in ihr beide Geschlechter zur gegenseitigen höhern Ausbildung hinwirken. Das Weib regt die zartern Gefühle des Mannes an; der Mann die Geistigkeit des Weibes. Ich glaube, Godwin hat Recht; er hätte auch noch das Kind, als Repräsentanten des sinnlichen Daseyns, hinzufügen sollen, um die Dreieinigkeit des Hauses, wie der ganzen Menschennatur darzustellen. Der Mann ist die Macht, das Weib die Vorsehung des Hauses, die jedem Uebel vorbeugt, jedes in der Ferne erräth. Das Kind wird ein neues Band, welches zwischen beiden die Natur knüpft.

Mysticismus.

Schwerlich mag es jemals ein von aller Anmaßung entfernteres Sekten-Haupt, schwerlich einen Mann gegeben haben, der so wenig vermuthete, daß er es war, als Louis Claude St. Martin, der französische Theosoph. Ich hatte den würdigen Mann sehr lieb. Er war gewissermaßen der Apostel des Jakob Böhme in Frankreich. Auch lernte er das veraltete Deutsch desselben, um ihn zu übersetzen.

In Frankreich aber kann kein Mysticismus lange haften und gedeihn, wie überhaupt nicht in mildern, wärmern Himmelsstrichen. Man lebt hier mehr nach aussen hin, für die Welt und mit ihr. Dadurch wird der Verstand vorzugsweise in Thätigkeit gesetzt, weil er noch mehr zum Schaffen und Wirken und Beobachten der Umstände in Anspruch genommen wird. Man verlangt die Klarheit in den Ansichten, Deutlichkeit der Vorstellungen, Faßlichkeit der Verhältnisse. Meines Wissens gab es noch keinen großen Fürsten oder vielthätigen Geschäftsmann, der ein Mystiker gewesen wäre. Dazu wird das Stubenleben nöthig, das sitzende bei einförmigem Tagewerk, wie im Studienzimmer der Gelehrten oder in den Werkstätten der Weber, Schneider, Schuster und einsamen Hirten. Die leben mehr in sich hinein, als aus ihrem Innern hinaus.

Darum ist der Norden auch mehr, als der Süden, die Heimath der Mystiker; dort wo Gefühl und Phantasie ergänzen müssen, was die Aussenwelt unbefriedigt läßt. Darum neigen sich verblühte, weibliche Schönheiten, wenn für sie die Tage der Verlassenheit erscheinen, in ihrer Zurückgezogenheit gern dem religiösen Mysticismus zu.

Es ist aber wahr, dieser, und besonders der philosophische, hat einen unwiderstehlichen Zauber; nicht nur deswegen, weil er die erhabensten Gegenstände des menschlichen Denkens behandelt, sondern darum, weil er sie nicht reingeistig, sondern vollmenschlich behandelt, sie gleichsam durch das Medium der Gefühls- und Einbildungskraft denkt. Der Mysticismus gewinnt damit den Reiz, welchen jede im halbdurchsichtigen Schleier verhüllte Schönheit erhält. Man ahnet weit mehr, als das Auge sieht. Eine einfache, trockne Wahrheit und eine nackte Gestalt werden im Augenblick ganz und gar überschaut und erfaßt; sie stillen Forschbegier oder Neugier zu plötzlich und lassen nichts mehr zu errathen übrig. Zieht nicht schon darum eine halbverschlossene, halbgeöffnete Rose das Wohlgefallen mehr an, als die voll auseinandergebreitete?

In Deutschland wohnen die meisten Theosophen, Thaumaturgen, Mystiker und religiösen Schwärmer. Ich spreche von denen, die es ehrlich und aus Herzensgrund sind. Denn viele dortige Theologen, Poeten und Philosophen machen aus der Mystik Spekulation, ihren Namen in Schwung zu bringen. Daß Deutschland aber die rechte Dammerde hat, alle Geschlechter und Gattungen des Mysticismus wuchernd hervorzutreiben, rührt, glaub' ich, nicht allein bei dem dort waltenden Bildungsgrad der Nation, vom Einfluß des Klima's her, sondern auch vom politischen Verhältniß der Nation und den klemmen Formen, inner welchen sich das bürgerliche Leben bewegen muß.

TAYLOR INST. OXFORD

K. E. Oelsner

in Paris

über Personen und Ereignisse seiner Zeit.

Aus K. G. Jochmanns Papieren.

Die nachfolgenden Mittheilungen haben denselben Ursprung, wie die über Schlabrendorf. Der sie aufzeichnete, mit Oelsner während der Jahre 1821 und 1822 zu Paris in fast täglichem Umgang, trug das Bemerkenswertheste aus den Unterhaltungen mit ihm in sein Tagebuch ein, die Stütze seines Gedächtnisses. Besonders faßte er das Geschichtliche auf, weil während seines Aufenthaltes in Paris und im südlichen Frankreich, sich seine Ansicht über Gang und Ursachliches in der französischen Revolution ganz anders gebildet hatte, als er es aus Zeitschriften und Büchern bis dahin kennen gelernt. Es lag sogar in seinem Plan, einmal selber die Geschichte jener Staatsumwälzung zu schreiben.

Aber vielleicht niemand hätte sie gründlicher, treuer und belehrender schreiben können, als Oelsner. Nicht nur war er, seit dem Beginn des großen Schauspiels, Augenzeuge desselben in Paris gewesen, und an der Seite des Grafen Schlabrendorf unbefangener Augenzeuge geblieben, ohne sich theilnehmend in das Kampfgewühl und die ränkereichen Umtriebe der Parteien zu mischen; nicht nur standen ihm die reichen geschichtlichen Sammlungen seines schlesischen Landsmannes zu jeder Stunde zu Gebot; sondern er selbst war mit vielen Hauptpersonen der Revolution, durch seine Stellung als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt, durch Schlabrendorfs Empfehlung, durch mehrere deutsche und schweizerische Handelshäuser u. s. w. in Bekanntschaft und Verkehr gekommen. Die Feinheit und Gewandtheit seines Geistes, sein Reichthum an mannigfaltigen Kenntnissen und Erfahrungen, das Leichte und Gefällige seines Umgangs mit tiefer Gemüthlichkeit vereint, machten ihn zu einem der angenehmsten Gesellschafter, welcher in sich, als Mensch, französischen Weltton und deutschen Biedersinn zu paaren mußte. Sein

Werk über den Einfluß des Muhamedanismus, welches vom National-Institut im Jahr 1810 den Preis gewann, bezeichnete ihn auch den Deutschen (da Ebel sein Buch übersetzte), wie den Franzosen, als scharfsinnigen Beobachter und Darsteller der Weltschicksale.

Man kennt in Deutschland mehrere Aufsätze von ihm in verschiedenen Zeitschriften, die, als sie erschienen, große Aufmerksamkeit erregen mußten. Aber der Mittheiler nachfolgender Aeusserungen Oelsner's weiß auch, und zwar von ihm selbst, daß die „politischen Aphorismen, dem Kongresse in Aachen empfohlen", herausgegeben von Dr. Schlottmann (Frankfurt a. M. 1818), nicht von diesem, sondern von ihm verfaßt sind. Er machte sie dem Herausgeber zum Geschenk, als dieser einmal in Geldverlegenheit war.

Auch die Bundeslade (Frankfurt a. M. 1817, eine Zeitschrift, von der aber nur zwei Stücke erschienen) ist von ihm. Er setzte sie nicht fort, denn die Nichtigkeit des deutschen Bundes lag gar bald zu Tage. Vieles ist vortrefflich darin, ja, das Meiste. Im darin enthaltenen Aufsatz über politische Sittlichkeit meint der Verfasser mit Recht, eine Staatsumwälzung, wie die französische, sei schon darum in Deutschland nicht zu fürchten, weil sie größtentheils bereits statt gefunden habe. Ein Akt, sagt er, der die kirchliche Verfassung betreffe, wurde im protestantischen Deutschland durch den westphälischen Frieden abgeschlossen; im katholischen aber durch Joseph II., Montgelas und den Rezeß von Regensburg; den andern Akt, die bürgerliche Rechtsgleichheit betreffend, gaben uns Frankreichs entschiedenste Widersacher, als sie gleiche Besteuerung und Waffenpflichtigkeit einführten; wenigstens ward damit gut begonnen.

Schade, daß Oelsner viele vortreffliche Ideen, die in jener Zeitschrift verloren gingen, an ein so gebrechliches, so wenig bedeutsames Wesen knüpfen mußte, als der deutsche Bund ist. Er hat den Adler in eine diplomatische Urkundenkammer fliegen lassen. Der konnte da höchstens zuletzt nur alten Staub aufwehn und Spinngewebe zerreissen. Er mußte ihn gegen die Sonne fliegen lassen; dort, in reiner Luft und Freiheit, ist sein Element. Ihm ahnete, wovon wenigen Staatsmännern Ahnung wird. So erwähnte er in jenem Aufsatz z. B. auch des Strebens der spätern Römer, in politischer Hinsicht, zu einer festern Ordnung zu gelangen, wie in den wohlgemeinten aber unglücklichen Konstitutionsversuchen der Kaiser Decius, Tacitus, Probus, während unterdessen eine neue Religion Wurzel schlug. „Wer

weiß," setzt er hinzu, „ob nicht der Keim einer solchen neuen politischen Religion (oder religiösen Politik) in dem liegt, was wir öffentliche Meinung nennen?"

Oder wie viele Räthsel der neuern Geschichte Frankreichs werden nicht durch die einzige Bemerkung Oelsners gelöst: „Nicht Wankelmüthigkeit allein, sondern auch Anmaßlichkeit machte Frankreich zum Spott der Welt. Diese Anmaßlichkeit, recht eigentliche Geburtsmakel des französischen Geistes, wurde, als sie sich auf einen fremden Gegenstand, auf die Revolution hinwandte, in ihren Mißgriffen durch Unerfahrenheit verstärkt." In Paris setzte er nachher noch mündlich hinzu: „Die tollste Anmaßung aber der gegenwärtigen französischen Regierung, eins mit der heil. Allianz, ist, eine Meinung, die keine herrschende ist, durch Kabinets- und Mönchskünste zur herrschenden machen zu wollen."

Selten mag ein Schriftsteller so sehr ein Vergnügen darin gesucht haben, das Interessanteste namenlos oder unter fremden Namen bekannt zu machen. „Es ist von mir keine Bescheidenheit," sagte er: „was ich selber bekannt machte, hat mir nur Schaden und Verdruß gebracht!" —

Auch in St. Simons politischen Schriften gehören viele der geistvollsten Ansichten, z. B. die Parallelle unserer Zeit mit den ersten Jahrhunderten des Christenthums, Oelsnern an.

Mit Napoleon oder dessen Umgebungen hatte er keine Berührungen. Jenen verachtete er eben so sehr, als er ihn bewunderte. Seit derselbe die kaiserliche Krone nahm, sagte Oelsner: „Er ist aus der Rolle seines Jahrhunderts gefallen, und ein gemeiner Mechaniker geworden!" Noch mehr fühlten sich sein Geist und Gemüth durch das geist- und herzlose Treiben der wiederhergestellten Bourbonen abgestoßen. Sie flößten ihm nur Ekel ein durch ihr widersinniges Verfahren, oder ein mitleidiges Erstaunen über die französische Nation.

Zwar wich nie aus ihm die tröstende Ueberzeugung, daß alle Versuche der Höfe, des Adels, der Priester und Mystiker gegen die Fortschritte der Vernunft, gegen die höhere Geistesentfaltung der Nationen, vergeblich wären. Aber doch trübte der widerliche Anblick einer künstlich und gewissenlos beförderten Verbildung der Völker die letztern Jahre seines Lebens. Als junger Mann, da er gleichsam erst in sich selbst erwacht war, hatte er mit Entzücken die ersten Laute der vom Schlaf erwachten Menschheit, die Stimmen Nordamerika's und Frankreichs ge-

hört. Er hatte mit vielen Andern freudig das tausendjährige Reich der obsiegenden Vernunft, der Wahrheit und des Rechts erwartet, und zuletzt nur ein ganzes Menschenalter lang Zeuge von Gewaltthätigkeit des blutigen, hosenlosen und soldatischen Pöbels, oder des Pöbels mit Ordensbändern und Jesuitenkappen seyn müssen.

Er befand sich oft in düsterer Stimmung deswegen. Seine Heiterkeit erlosch immer mehr. Er starb zu Paris in einem Alter von vierundsechszig Jahren. Sein Aeusseres war sehr gefällig, eine wohlgebaute, schmächtige Gestalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geistvolles Gesicht, in dessen beweglichen Zügen sich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverhohlen zu lesen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironisches Lächeln glänzte, oder der forschende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn vom luftigen Gekräusel seines Haares umweht — Alles verkündete den Weltmann und den Weltweisen.

Bonaparte und Napoleon.

Mag's auch wunderlich gesagt scheinen, bleibt's dennoch Wahrheit: Bonaparte war ein weit größerer Mann als Napoleon. Jener ward, was er war, durch die Macht seines Genies; dieser ward, was er war, und aufhören mußte zu bleiben, durch die Macht materieller Mittel.

Bonaparte war ein Mann von seltenen Geistesgaben und ungewöhnlichem Starkmuth; Napoleon hatte bei weitem nicht Beides in so hohem Grade, weil er sich im Gefühl der Ueberlegenheit gegen Andere mehr hingehen ließ und seine Gedanken durch tausend Schreibfedern und eine Million geladener Flinten ersetzen zu können meinte. Ich weiß aber nicht, ob ich von Bonaparte's ungemeinem Geiste, oder seiner ungemeinen Kühnheit höhere Meinung hegen soll.

Der Feldzug von 1796 war wohl der glänzendste Theil seines Lebens. Dieser hatte ihn weit hinaus über die diplomatischen und feldherrlichen Alltagserscheinungen gehoben. Leider aber ward er auch von da an schon verwöhnt, ehe er an den eigentlichen Willen des Zeitalters gewöhnt war.

Niemals würde er das Direktorium gestürzt haben, hätten sich ehrliche und feste Männer in demselben befunden. Aber von Barras wußte man, daß er mit England über Wiederherstellung der Bourbonen

in Unterhandlungen stand, und der mürrische, verdrossene Sieyes war des größten Gedankens, aber nicht des kleinsten Entschlusses fähig.

„Il nous faut un sabre pour nous protéger!“ war damals die allgemeine Stimme in Paris, und man wandte sich an Bonaparte. „Laissez-moi faire!“ war das Lieblingswort, das dieser im Munde zu führen pflegte. Alle Welt glaubte daher, daß er einen wohlüberdachten Plan für seine Unternehmung entworfen habe. Nichts weniger war der Fall. Er verließ sich verwegen auf sein Glück und darauf, daß der Augenblick der Ausführung ihm auch die Mittel liefern werde. Wäre der Republikaner Reubel noch an der Spitze gestanden, der 18. Brumaire würde ebenfalls Bonaparte's Schicksal entschieden haben, aber ganz anders, als er es gethan hat.

Die Bernergesandtschaft im Jahr 1798 zu Paris.

Unter den Abgeordneten, welche von der Bernerregierung im Jahr 1798 nach Paris abgesandt worden waren, um, wäre es möglich, den die Schweiz drohenden Sturm noch zu beschwören, befand sich auch Herr Ludwig v. Haller, der nachmals eine zeitlang mit seiner nun verschollenen Restauration des Staatsrechts, dann wieder mit seiner Verkatholisirung, in gewissen Zirkeln Geräusch machte.

Weil ich die Zeit und die Männer wohl kannte, welche damals die Ereignisse lenkten, wandte sich einer der Abgeordneten an mich, den Zweck der Gesandtschaft mit Rath zu unterstützen. Ich äusserte ihnen: Um nicht Alles aufs Spiel zu setzen, werde Bern wohlthun, den Umständen nachzugeben, und einen Theil seiner Ansprüche aufzuopfern. Man sollte sich mit Laharpe verständigen.

Der Rath fand Beifall. Die Abgeordneten zeigten sich bereit, ihn zu befolgen. Sie hatten sich wirklich schon zu einer Zusammenkunft mit Laharpe verstanden, der nichts so sehnlich wünschte, als daß eine gütliche Uebereinkunft alle fremde Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz ersparen könnte. Die Unterredung sollte bei dem Banquier Hottinger statt finden, und Laharpe stellte sich zur bestimmten Stunde daselbst ein.

Unterdessen aber hatte Herr v. Haller seinen Gefährten andere Gesinnungen einzuflößen gewußt. Er hatte die Beredsamkeit der Leidenschaft, den ungemessenen Stolz eines Patriziers, die Kurzsichtigkeit eines kleinstädtischen Diplomaten, der alte Historien gelesen hat. Die Gesandtschaft beharrte bei einer Sprache, wie sie kaum zu Franz I. Zeiten

den Schweizern angestanden haben würde, — und niemand erschien zur angeordneten Unterredung.

Laharpe gerieth in großen Zorn über das Benehmen der Berner, und wirkte von nun an, ohne weiter Rücksicht auf sie zu nehmen, für sein unterdrücktes Vaterland.

Der Krieg brach aus. Die Folgen sind bekannt.

Ich hatte Hallern schon im Jahr 1790 gesehen und kennen gelernt, als er zum Föderationsfest nach Paris gekommen war. Er schien viele Anlagen und Kenntnisse zu besitzen; aber in seinen Unterhaltungen und Urtheilen zeigte er sich sehr unduldsam und absprechend, und verrieth er eine gewisse Härte der Denkart, welche mich abstieß. Es ist nicht angenehm, mit Leuten umzugehen, welche rechthaberisch zufahren, entscheiden und absprechen; nicht deswegen nur, weil sie gegen die ersten Regeln der Geselligkeit damit sündigen und uns, ohne daran zu denken, beleidigen in unserm Recht, sondern weil sie uns mit ihren Endsprüchen, über welche bei ihnen nichts hinausgeht, sogleich die Grenzen ihres Geistes, die höchsten Ergebnisse ihres Wissens und ihrer Erfahrung preisgeben. Man übersieht sie und den Umfang ihres Geistes zu schnell; und das ist immer zu wenig für die Unersättlichkeit des unsrigen. Wir werden nur durch das angezogen, was noch zu errathen übrig bleibt. Die Bescheidenheit eines Gelehrten ist die Schamhaftigkeit seiner Größe. Wer nicht meint, daß er irren könne, steht im Mittelpunkt alles Irrthums.

Durch Hallern lernt' ich eigentlich die Schriften von Sieyes erst recht kennen. Wir wünschten beide die persönliche Bekanntschaft dieses scharfsinnigen Denkers zu machen. Haller nahm es auf sich, den Besuch einzuleiten, und schrieb an Sieyes einen Brief, dessen Sinn ohngefähr dahin lautete: qu'un oppresseur de la Suisse et un opprimé de l'Allemagne desiroient faire sa connoissance u. s. w. Der Brief blieb aber ohne Antwort. Ich machte späterhin, bei anderer Gelegenheit, Sieyes Bekanntschaft, und hatte mich seiner Freundschaft zu rühmen.

Der heutige Adel.

Unedleres giebt es nichts, als den heutigen Adel, wie er im Allgemeinen, seit Wiederaufrichtung des bourbonischen Throns und Hofstons, dasteht. Da hat kein hohes Gefühl, kein großer Sinn und Gedanke in der engen Seele Raum. — Lakaiendienst, das ist es, was ihn unter dem Namen des Eifers für das monarchische Prinzip beseelt. Einen

Herrn müssen sie haben, denn sie können nur als Knechte bestehen; einen Herrn, gleichviel welchen, ob einen Riesen, oder abgewelkten Zwerg. Daß Napoleon solche Leute der alten Dynastie mit seinem Heldenadel mischen, ein frisches Reis auf den abgestorbenen, faulen Stamm propfen wollte, war eine seiner kaiserlichsten, souveränen Thorheiten. Ohne das Eine zu verjüngen, verderbte er das Andere.

Ich kannte einen solchen Höfling von altem Kaliber; es war der Herr de T., rund und rollbar, wohin man wollte, wie Diogenes Tonne, aber in welcher kein Diogenes wohnte. Eines Tages erzählte er mir, wie er oft mit Bonaparte's Mutter gesprochen habe. „Je lui parlois," setzte er mit wichtiger Miene hinzu, „comme je parle à vous." Ich konnte mich nicht enthalten, die große Kühnheit des edeln Mannes mit meinem Erstaunen zu beehren. „Je lui parlois souvent," fuhr er fort, „pour faire pousser son fils aux principes monarchiques: Je la poussois tant que je pouvois." — Er ließ mir hintennach merken, daß er zur großen Weltbegebenheit den ersten Stoß gegeben, aber der Kaiser, undankbar genug, ihn dafür nicht „poussirt" habe.

Herr de la Live war eine zeitlang Napoleons Ceremonienmeister. Napoleons Sturz versetzte ihn in die tiefste Trauer. Er und seine Frau verließen vierzehn Tage lang das Zimmer nicht, um keinem der Alliirten in den Straßen von Paris zu begegnen. Ludwig XVIII. winkte und Herr da la Live flog zu seinen Füßen, weinte Freudenthränen. Er ist jetzt (1821) sein „Introducteur des Ambassadeurs."

Die Philosophen haben lange über die „angebornen Ideen" gestritten. Nun, die Idee des Adels ist wirklich bei den Adlichen eine solche angeborne, durch die Geburt vererbte. Man sollte es nicht glauben; aber doch ist's so. Weiß man denn nicht, daß sich gewisse Talente in Familien durch die Geburt fortpflanzen, oder daß in andern Familien Geisteskrankheiten erblich sind? In den Irrenhäusern findet man, daß bei den Meisten der Eingesperrten Liebe oder Stolz die Quellen ihres Wahnsinns sind. Liebe ist Vernarrtheit in das Hochhimmlische eines Andern; Stolz ist Vernarrtheit in die Hoheit seiner eigenen Person. Und diese Vernarrtheit ist die des Adels, und um so unausrottbarer, je älter der Stammbaum.

Selbst den gebildetsten Männern wird es schwer, sich von der fixen Idee immer loszureißen. Es ist etwas Vererbtes, wenn auch geradezu kein Wahnsinn, doch ein Anstich davon.

In einer Gesellschaft sah ich einen Ingenieur-Offizier, der in St. Do-

mingo geboren war. Er war kenntnißvoll, liebenswürdig und durch mehrere Züge bewiesener Tapferkeit namhaft. Man umringte ihn. Ein geistvoller Mann, von altem Adel aus Bordeaux, ein Mann ohne Vorurtheile, befand sich ebenfalls in diesem Kreise. Er unterhielt sich mit jenem, und um so lieber, da er lange Zeit selbst in Westindien gelebt hatte. Aber so oft sich ihm der Offizier zu sehr näherte, trat er etwas scheu zurück. Mit einer fast bis zur Unhöflichkeit gehenden Aengstlichkeit wehrte er jede traulichere Berührung ab. — „Was haben Sie gegen den Mann?“ fragte man ihn später, „wissen Sie Böses von ihm? oder ist er nicht ganz gesund?“ — „Bewahre Gott!“ erwiederte der Befragte: „Ich weiß nichts, als Gutes von ihm. Mais, Messieurs, je suis sûr, qu'il y a du sang noir dans cet homme; c'est ce que vous n'avez pas remarqué.“ Das Aussehen des Offiziers schien freilich die Vermuthung zu rechtfertigen.

In Deutschland, wo sonst gewisse Handwerker andere und zuletzt noch den Nachrichter für „unehrlich“ hielten, und um Alles in der Welt nicht mit solchem aus einem Glase getrunken haben würden, spricht sich auch die fixe Idee des Adels am derbsten aus. In Hannover ließ man ehemals keine Bürgerlichen zu den adlichen Concerten. Aus „Rücksichten“ erlaubte man einst einem Sekretär den Besuch; aber er mußte ausserhalb des Kreises bleiben. — Die Sylbe von, oder ein Titel sind in Deutschland keine Zierden, sondern wahre Bedürfnisse, um die Schaam eines ehrlichen Mannes zu bedecken, der sich, ohne ein solches Feigenblatt, nicht wohl in anständiger Gesellschaft zeigen mag.

In Frankreich hat man die Titelsucht seit der Revolution wieder einheimisch machen wollen. Es will damit nicht vorwärts. Man spricht in Paris von Orden, wie von kleinen Vögeln. Une brochette de décorations ist ein gewöhnlicher Ausdruck. Dem Dichter Ducis hatte die Regierung freie Wahl gelassen, eine Pension oder den Orden von St. Michael zu empfangen. Er fragte seine Freunde um ihre Meinung. Chamfort sagte: „Wenn Sie den St. Michelsorden verlangen und erhalten haben, so folgt das Aergste hinten drein, Sie müssen ihn nämlich — — tragen!“

Malte brun.

Die Franzosen waren vor der Revolution äusserst unwissend in der Erdbeschreibung. Sie kannten die Schweiz und England, oder vielmehr nur Genf und London; was über den Rhein hinaus lag, ward ihnen

le Nord. Napoleon ward ihr praktischer Lehrer in der Geographie. Er führte sie bis Lissabon und Moskau, Berlin und Kairo, und zeigte ihnen die Herrlichkeiten Europens, oder nahm sie mit sich. Maltebrun hat das Verdienst, zur Verbreitung des wissenschaftlichen Studiums der Geographie in Frankreich viel beigetragen zu haben.

Er mußte sein Vaterland Dänemark, als junger Mann, wegen einer Schrift verlassen, in der man jakobinische Grundsätze witterte. Er ging nach Schweden; später nach Paris, wo er endlich Hofmeister im Hause des Buchhändlers Treuttel wurde. Er besaß große Kenntnisse, viel Belesenheit, aber verhältnißmäßig auch vielen Eigendünkel und keine feste, reine Denkart. Er faßte den Plan, Zeitschriftsteller zu werden; an Geläufigkeit in der französischen Sprache fehlte es ihm nicht. Aber gleich anfangs huldigte er nur dem Interesse des Tages, seines eigenen wegen. On ne fait fortune qu'avec les brigands! sagte er damals zu einem meiner Bekannten, der ihm seine Schriftstellerei gegen eigne Ueberzeugung vorwarf.

Im Anfang des Consulats wurde die Zahl der Zeitungen, um napoleonische Ordnung in sie zu bringen, für Paris auf achtzehn beschränkt. Das Journal des Débats gehörte zu den beibehaltenen. Die Brüder Bertin kauften das Privilegium desselben um 20,000 Fr., die sie, in Aktien vertheilt, mit Mühe aufbringen konnten. Vortreffliche Mitarbeiter, zu denen auch Geoffroi, Maltebrun u. a. m. gehörten, hoben schon im ersten Jahr die Dividende auf 184,000 Fr. und bald wurden 35,000 Fr. abgesetzt. Als die Regierung diesen Wohlstand merkte, wies sie eine Menge Pensionen auf das Journal des Débats an. Endlich nahm sie den Eigenthümern die Zeitung ganz weg, hauptsächlich weil diese eine etwas royalistische Färbung erhalten hatte, womit Napoleon nicht zufrieden seyn konnte.

So ward die Zeitung einer andern Direktion gegeben, welche in der Regierung selbst ernannt ward. Man muß sich über ein solches Verfahren einer Regierung mit Geisteserzeugnissen gar nicht wundern. In Despotien treibt man mit Allem ein Monopol, was Geld einträgt, also auch mit Zeitungen. Die öffentliche Stimme zu führen ist nicht Sache des Volks, oder des stimmfähigen Mannes, sondern Sache, Recht und Eigenthum des Sultanismus und der Priesterschaft cum permissione superiorum. Nur wo öffentliche Blätter zu wenig Geld abwerfen, muß man das unbequeme Mittel der Censur, als Surrogat des Gedanken- und Sprach-Monopols, gebrauchen.

Auch Maltebrun, der zur Abänderung der Direktion nach Kräften mitgewirkt hatte, erhielt bei der neuen eine einträgliche Stelle, die ihm 12,000 Fr. gewährte. Die Freude dauerte jedoch nicht lange. Im Jahr 1814 hatten die Brüder Bertin Freunde in der damaligen provisorischen Regierung. Das Journal des Débats ward ihnen zurückgegeben und Maltebrun verlor seine Stelle. Doch bald nahm man ihn als einen nützlichen Mitarbeiter wieder auf. So lebt man in Paris.

Das letzte Bulletin de la grande armée vom Jahr 1814 war, wie man mich bestimmt versicherte, von Maltebrun geschrieben. Als er, wie gesagt, seine Stelle bei der Zeitung eingebüßt hatte, gab er eine Zeit lang Variétés littéraires heraus. Die ersten Stücke derselben enthalten eine witzige, mitunter höchst boshafte Persifflage des letzten Bülletins der großen Armee.

Seine Geographie enthält die ärgsten Plagiate; sie sind ihm öffentlich nachgewiesen worden. Das kümmerte ihn wenig. Das Schamlose aber bestand aber wohl noch mehr darin, daß er diejenigen mit dem rohesten Tadel mißhandelte, die er geplündert hatte, damit man nicht argwöhnen solle, er hätte solche verächtliche Menschen bestehlen können. Er machte es, wie das gesetzlich beschirmte Gesindel der Nachdrucker in deutschen Monarchien, die den Buchhändler, dessen Eigenthum sie an sich reißen, noch öffentlich beschimpfen, wenn er jammert; oder wie die Gaudiebe, die den von ihnen Beraubten hintennach abprügeln, daß er zu wenig Geld bei sich trug.

Polizei.

Nichts so vortheilhaft für öffentliche Sicherheit, als überhaupt Oeffentlichkeit im ausgedehntesten Sinn. Wo Alles vor den Augen des Volks offen liegt, wo Alles durch die Druckerpresse schnell und allgemein bekannt wird, hütet man sich. Das Gefährliche gedeiht nur im Finstern. Schlechte Regierung scheuen, und mit Recht, die Oeffentlichkeit ihrer Handlungen; aber sie verlangen, daß ihnen im Volk alles offen sei. Diese Doppelforderung läßt sich nicht durch die Presse befriedigen; aber durch die geheime Polizei, durchs Spionensystem.

Dieses Werkzeug des tückischen Despotismus, welches die Bande der Geselligkeit unter guten Menschen durch Argwohn-Erregung zerschneidet, und das Verbrechen der Verrätherei unter schlechten Menschen zur Bürgertugend macht, leistet nicht durch sich selber so viel Dienste, als durch

die Furcht, welche sein bloßes Daseyn erregt. Ich weiß das aus dem Zeugniß eines Erz-Polizeihelden, der in solchen Dingen für mich ein vollgültiger Richter ist. Ich meine den Herrn Lagarde.

Vor der Revolution war er von den Vätern des Oratoriums erzogen, Fouché's Mitschüler; nachher Rektor eines Seminars zu Paris. Ich sah ihn das erste Mal in der Schreckenszeit bei einem meiner Pariser Freunde, zu dem er nach Zerstörung des Seminars in Angst und Noth zu Fuß nach Paris kam. Er weinte bittere Thränen, bereute seine Freude, die er anfangs über die große Staatsverwandlung bezeugt hatte, und verfluchte die Gräuel derselben. Durch seinen Freund Fouché ward er nachher aber bei der Polizei angestellt. Geschmeidig genug konnte er sich durch die Dornen des neuen Standes emporwinden, die alte Haut abstreifen und endlich als Chef der französischen Polizeien in Florenz und in Lissabon glänzender erscheinen. Er ließ da füsilliren so gut wie ein Anderer, und ward reich dabei. Gegenwärtig (1821) ist er ein großer Gönner der Religion und Mitarbeiter im Polizeifach zu Paris. Ob er heut anders denkt, als im Jahr 1792, da ich ihn in Thränen der Reue schwimmen sah? Gleichviel; er hat eine Geliebte, eine Verheirathete, mit der er schon mehrere Kinder gezeugt hat. Sie braucht jährlich 40,000 Fr., die müssen herbeigeschafft seyn.

Aus seinem Munde nun folgende Anekdote.

Zur Zeit des Konsulates wurden einmal die Chouans wieder unruhiger. Man hörte von ihren Bewegungen, ohne über ihre Entwürfe etwas Genaueres erfahren zu können. Der erste Konsul fand für gut, ihnen einen warnenden Schrecken einzujagen, und befahl, von mehrern Chouans, die sich in den Pariser Gefängnissen befanden, einige der Schuldigsten zu erschießen. Auf seinen Befehl begaben sich der Großrichter Regnier und Lagarde in die Gefängnisse, die Schuldigsten auszusuchen und sie vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Junot war Gouverneur von Paris geworden; und weil er die Rechte und den Geschäftskreis seines Amtes noch nicht recht kannte, hatte Lagarde den Auftrag, ihm dabei mit Rath zur Hand zu gehen. Er zeigte ihm demnach an, daß er das Recht habe, beim Kriegsgericht gegenwärtig zu seyn, oder seine Stelle vertreten zu lassen. Junot schickte einen seiner Adjutanten.

Als die Verurtheilung der Chouans vom Gericht ausgesprochen war, wandte sich eins der Schlachtopfer an den Adjutanten, und wünschte eine Unterredung mit ihm zu haben. Er wolle dem Gouverneur von

Paris eine wichtige Entdeckung mittheilen, für die er Begnadigung seiner Person erwarten dürfe.

Der Kerl ward also zum Gouverneur geführt. Hier sagte er aus: er habe einmal auf seinen Streifereien in der Bretagne, kurz vor seiner Gefangennehmung, in einer Mühle an der Meeresküste Herberge genommen. Es seien Nachts mehrere Personen in die Mühle eingekehrt, und es habe eine derselben gesagt, Georges Cadoudal sei gelandet und auf dem Weg nach Paris, um dort den ersten Consul aufzuheben oder zu ermorden. — Als man den Chouan um Namen, Lage u. s. w. der Mühle fragte, hatte er das vergessen; aber, wenn er hingeführt würde, werde er sie kennen.

Man schickte ihn sogleich mit einigen Gensdarmes in die Gegend, und musterte die Küste. Die Mühle ward gefunden. Der Müller und die übrigen Bewohner des Hauses wurden verhaftet; und so kam man auf die Spur des berüchtigten Georges, die man verfolgte, bis man ihn fand.

Sieyes.

Allerdings, Sieyes hatte bedeutende Schwächen. Er war ein Mann für den Gedanken, aber nicht für die That, gemacht; rechtlicher als klug, und klüger, als für seinen Namen oft gut seyn konnte. Er war mein Freud geworden. Ich ehrte und liebte ihn. Er bewahrte zu mir immer die reinste Anhänglichkeit, und ich habe sie nie mißbraucht; nicht einmal, wenigstens für mich nicht und nur einmal in der Noth, gebraucht. Eben so war das Verhältniß zwischen Sieyes und dem Grafen Schlabrendorf beschaffen; das uneigennützigste von der Welt. Und eben dies erhöhte die gegenseitige Hochachtung. Wir waren gar oft beisammen.

Als nach dem neunten Thermidor die neue Regierungsbehörde gebildet, und Sieyes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses wurde, das diplomatische Fach übernehmend, ward er ein Mann von unmittelbarem Einfluß. Man empfahl ihm damals den nachherigen Grafen Reinhard, welchen er auch an die Spitze einer seiner Geschäftsverwaltungen stellte. Dieser wußte sich ihm bald durch seine Kenntnisse wichtig zu machen, besonders in der Geographie, in welcher Sieyes, wie die Mehrzahl der Franzosen, etwas fremd stand.

Reinhard war als Erzieher in einem angesehenen Hause zu Bor-

deaux nach Frankreich gekommen, da die Revolution eben ausbrach. Durch seine Verbindungen, besonders in der Jakobinergesellschaft jener Stadt, und der Name der Jakobiner war zu jener Zeit noch ehrenhaft, ward er mit einigen angesehenen Männern der Gironde bekannt, die ihn, da sie als Deputirte zur gesetzgebenden Versammlung erwählt wurden, mit sich nach Paris nahmen. Durch ihren Einfluß wurde er im Jahr 1792 auch Gesandtschafts-Sekretär bei Chauvelin in London, unter dessen Namen eigentlich Talleyrand handelte. Aus England zurückgekehrt, schickte man Reinharden in gleicher Eigenschaft nach Neapel zum französischen Gesandten Baron Makau, der, wenn ich nicht irre, ebenfalls ein Würtemberger war, wie Reinhard. Auch diese Anstellung war von kurzer Dauer. Von 1793 an arbeitete Reinhard wieder zu Paris im diplomatischen Bureau. Er spielte damals gegen Sieyes eine sehr stille, unterwürfige Rolle.

Dieser befragte eines Tages den Grafen Schlabrendorf, was er davon halte, wenn man Reinharden zum Gesandten in Wien ernennen würde? Der Graf hielt dies für unpolitisch, schon deswegen, weil Reinhard, als Deutscher, eine unangenehme Erscheinung seyn müßte. Der eigentlichste Platz für ihn würde Hamburg seyn. Von da aus könnte er in seinen Depeschen diejenigen aller andern Gesandten kontrolliren. Und so war es damals in der diplomatischen Welt. Alle europäischen Mächte hatten Geschäftsträger in Hamburg. Der Handel machte diese Stadt zum Sammelplatz der Nachrichten aus jeder Gegend. Die französischen Emigranten besaßen da ihr „schreibendes" Hauptquartier; auch Englands Briefwechsel mit dem festen Lande ging hier durch.

So ward Reinhard Gesandter in Hamburg, wo er das Fräulein Reimarus heirathete, eines der gebildetsten Frauenzimmer. Wär' es in seiner Absicht gelegen gewesen, eine sogenannte glänzendere Laufbahn zu machen: so hätte er, um sich vollkommen zu nationalisiren, eine Französin wählen müssen. Denn in Paris, wie groß es auch seyn mag, sind Vetter- und Gevatterschaften so allvermögend, wie im kleinsten Städtchen Deutschlands. Indessen er machte seinen Weg, wie während der Republik, so unter Napoleon. Nach Wiederherstellung der Bourbonen wurde er sogar auf kurze Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er wurde es durch Talleyrand, der noch zu verdächtig war, um die Stelle selbst zu bekleiden, aber sie sich durch einen Ungefährlichen frei halten wollte, durch einen Mann, der in Frankreich ohne Familie und Anhang war.

Sieyes, wie er Reinharden hervorgezogen, hat auch viele andere treffliche Männer, von nachher berühmtern Namen, in größere Wirkungskreise versetzt. Er wollte mich, wie Reinharden, in die politische Laufbahn bringen. Ich war Deutscher und wollte es bleiben. Er schlug mir, als Lehrstück, vor, in der Eigenschaft eines Residenten nach Graubünden zu gehen. Ich blieb in Paris.

Er war zu jener Zeit französischer Gesandter in Berlin, als ich auf schändliche Weise von den Preussen verhaftet worden war, da ich auf der Reise nach Schlesien meine gute Mutter einmal wieder besuchen wollte, die ich seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Sieyes war es, der sich bei diesem Anlaß meiner mit solchem Eifer und Ernst annahm, daß ich bald Freiheit und Genugthuung erhielt.

Einst war es um Vereinung von fünfzehn Octroi-Bureaux am Rhein zwischen Frankreich und Deutschland zu thun. Es mußte ein Inspektor ernannt werden, der beiden Regierungen Bericht und Rechnung zu geben schuldig seyn sollte. Die Stelle trug 40,000 Fr. ein, und führte dadurch eine gewisse Unabhängigkeit mit sich, daß man eben zweierlei Herren hatte. Hoffmann von Mainz, bekannt als Präsident des dortigen, ephemeren Nationalkonvents, kam zu mir, und verlangte meine Fürsprache bei Sieyes, wegen jenes Platzes. Er hatte seine Stelle als Obereinnehmer im Donnersberg-Departement verloren. Ich that es, ging zu Sieyes, stand aber bald von dem Gesuch ab, da ich hörte, Hoffmann sei eines Kassendefekts wegen seiner vorigen Anstellung verlustig geworden, und nur durch seinen Freund Reubel von der Galeerenstrafe gerettet worden, der, zum ersten und auch einzigen Male, persönlich bei Bonaparte um Gnade für ihn angehalten hatte. „Warum denken Sie an solche Leute?“ rief Sieyes: „warum denken Sie bei der Gelegenheit nicht an sich?“ — Ich erwiederte: „Ums Himmelswillen! Rechnungswesen und zwei Herren! Lassen Sie mich deutsch und ehrlich bleiben!“ Er lachte laut auf.

Eines Morgens kam er zu mir und sagte: er habe für mich Alles besorgt, gepackt und gesiegelt. Ich hätte nur zu Dufresne de St. Eloi, der Talleyrands rechte Hand war, zu gehen und mit diesem zu Talleyrand selbst. Die Sache wäre schon abgethan. Ich müsse jetzt die Stelle mit den 40,000 Fr. annehmen. Mein Weigern half nichts. Zögernd und unschlüssig machte ich mich auf den Weg zu Dufresne de St. Eloi, der im Erdgeschoß vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wohnte. Im Hingang vernahm ich die Neuigkeit von Moreau's

Verhaftung. Meine Ungewißheit wuchs. Zaudernd stand ich an Dufresne's Thür und zog endlich die Klingel sehr leise an, auch da noch unentschlossen. Da sah ich plötzlich Talleyrand, wie er keuchend die Treppe herabkam. Der Anblick fiel mir widerlich auf. Kehrte ich mich um, so stand ich ihm gegenüber; zog ich die Klingel stärker, um hineinzutreten, so war mein Loos entschieden. Ich trat zwei Schritte seitwärts, ließ Talleyrand hinter mir vorbeigehen, als bemerkt' ich ihn nicht; wartete; fand, daß mein Läuten nicht gehört war, und — ging unverrichteter Sache fort.

So war Sieyes immer für mich sorgend. Gern und dankbar erinnere ich mich seiner Freundschaft. Ich hatte zufällig nur ein einziges Mal Gelegenheit, ihm einen Dienst zu leisten, der für ihn wichtig, für mich ohne Mühe war. Das ereignete sich im Handel wegen des Generals Moreau. Bonaparte nämlich wünschte Sieyes in die Sache zu verflechten, um Gelegenheit zu haben, ihn zu beseitigen. Frau von C..., die jeden Abend mit Bonaparte die Parthie machte, ließ mich eines Morgens zu sich rufen und sagte mir: „Ich weiß, daß Sie mit Sieyes in Verhältniß sind. Warnen Sie ihn, daß er ja keinen Schritt zu Moreau's Gunsten unternehme. Das wäre eine ersehnte Gelegenheit, ihm beizukommen. Es thäte mir leid um ihn.“

Ich eilte zu Sieyes, und hinterbrachte ihm die Warnung. „Das ist ein Liebesdienst von Ihnen!“ rief er, „Sie reissen mich aus dem Traum. Seit einiger Zeit bestürmt und drängt man mich, besonders von einer gewissen Seite, für Moreau aufzutreten, zu handeln. Die Zudringlichkeit, mit der man es thut, ist mir schon fast verdächtig gewesen; doch war ich wirklich auf dem Punkt, nachzugeben.“ Sieyes verhielt sich unthätig und war gerettet. Und der ihn am meisten gedrängt hatte, war sein scheinbarer Freund und Anhänger Ganilh gewesen. Sieyes beobachtete schärfer und entdeckte, daß Ganilh ein geheimes Bureau in der Polizei unter Fouché hatte.

Ganilh.

Dieser Mann hatte in Frankreich geraume Zeit eine Art Ansehen, als Schriftsteller über Finanzwesen und Staatswirthschaft. Sogar über den Rhein hinaus hat sich sein Name zu einigen deutschen Männern dieses Fachs verlaufen. Sein essai politique sur le revenu publie

enthält nicht üble Gedanken und Grundsätze, besonders in Betreff der Lotterien.

Er ist nicht ohne Talent; aber ein Kleingeist, mit den Eigenthümlichkeiten eines Rabulisten; einer der vielen Leute, die ohne Kraft zu eigener Größe, neidisch oder ärgerlich über die Größern, an diesen emporklettern; mit mikroskopischem Scharfblick vorhandene Fehler aufsuchen; sie hofmeistern und sich einbilden, höher zu stehen, als sie; ohngefähr wie die Fliege, welche sich auf das Wipfelblatt einer majestätischen Eiche setzt und dieser dann zuruft: „sieh, da liegst du vor mir im Staub; ich trete dich mit Füßen; dein Stolz hat's verdient!“ — Es liegt ganz in der Natur solcher Personen, nichts gelten zu lassen, als sich; überall mit ihrem Widerspruchsgeist bei Einzelnheiten und Kleinlichkeiten anzuhäkeln. Vermuthlich kam er dadurch, und gewiß ohne alle andere Schuld, zur Schreckenszeit ins Gefängniß. In den unter Robespierre's Papieren gefundenen Listen ist auch Ganilh genannt und von Robespierre zur Deportation bestimmt, als ein „esprit contradicteur.“

Er war Mitglied der Commune vom 10. August (1792) gewesen, welche die Revolution dieses Tages leitete und ausführte. Er war Mitglied des Klubs von Numero 149, in welchem ich ihn zuerst kennen lernte. Der Klub hatte seinen Namen von der Nummer des Hauses entlehnt, in welchem er sich versammelte; im gleichen Hause hielt auch der Herzog Philipp von Orleans mit seinen Freunden Zusammenkünfte; doch hatten die beiden Versammlungen nichts mit einander gemein. Ursprünglich, um die Geschichte dieses Klubs vollständig zu geben, war er unter Sieyes Leitung im Jahr 1789, als Gesellschaft der Verfassungsfreunde (amis de la constitution), entstanden. Als er aber ins Ueberspannte auszuarten drohte, trennten sich Sieyes, Condorcet u. a. m. von ihm. Nachher aber schmuggelten sich mehrere Anhänger des Hofes in denselben ein, und der Klub gewann einen so aristokratischen Anstrich, daß die nämlichen Personen sich noch einmal trennten und den von 149 stifteten.

Kurze Zeit nach dem 10. August äusserte Ganilh, daß man in der Commune gewisse Abscheulichkeiten vorbereite, mit denen er nichts zu schaffen haben wolle. Es war um die Gräuel der Septembertage zu thun, da der blutdürstige Pariserpöbel die Gefangenen ermordete. Ganilh trat aus der Commune und gewann damit mein Zutrauen; eben so auch die Freundschaft von Sieyes. In unsern Zusammenkünften las uns dieser oft die Reden vor, welche er irgendwo in berathenden

Versammlungen zu halten gesonnen war. Ganilh aber eröffnete indessen, als Advokat, ein Consultationsbureau, und ich empfahl ihn, wo ich konnte. Ich bereute dies aber nachher schmerzlich.

Denn während eines Aufenthalts, den ich in der Schweiz machte, ward mir durch meinen Freund, Dr. Ebel in Zürich, ein Herr Basse aus Frankfurt am Main empfohlen, der nach Paris reisen und beim Vollziehungsdirektorium Zahlungen für große Tuchlieferungen betreiben wollte. Ich gab ihm, unter mehrern Adressen, auch eine an Ganilh. — Bei meiner Rückkunft in Paris fand ich Herrn Basse mit Ganilh in so enger Verbindung, daß mich beide von den Geheimnissen, die sie mit einander hatten, ausschlossen. Bald aber ergab sich, daß Ganilh, statt die Beendigung des Lieferungsgeschäftes zu betreiben, den armen Basse in neue Weitläuftigkeiten verflochten und ihn zu weitaussehenden Ankäufen von Nationalgütern verleitet hatte. Dieser mußte die Summen dazu hergeben; jener besorgte die Schreibereien, und der Gewinn sollte unter ihnen getheilt werden. Basse's Frau und Familie beklagten sich bitter über diesen nachtheiligen Verkehr, der auch mich aufs höchste empörte, um so mehr, da ich die heillose Bekanntschaft Basse's mit Ganilh gestiftet hatte.

Eines Tages befand ich mich mit beiden bei Sieyes auf einem Landgute. Ich benutzte die Gelegenheit eines Spazierganges, um ihnen freundschaftlich über den Verkehr zu reden, der Basse's Verderben drohte. Ganilh fühlte sich getroffen, brauste auf und warf mit Schimpfworten um sich. Ich faßte den berühmten Staatswirth beim Kragen und bewirthete ihn mit derben Maulschellen, die er gelassen hinnahm. Wenige Tage nachher begegnete ich ihm in der Straße Montblanc, wo ich wohnte, ganz unvermuthet. Er begrüßte mich wieder mit Schimpfreden, und ich erwiederte ihm abermals, ohne Worte zu verlieren, auf die vorige beliebte Weise. Er forderte mich heraus, die Sache müsse mit Blut abgethan werden. Waffe, Zeit und Ort wurden im Augenblick bestimmt. Ich kam mit meinem Sekundanten am Morgen des bezeichneten Tages, wartete bis gegen Abend, Ganilh erschien aber nicht.

Jetzt (1821) ist er Mitglied der Deputirtenkammer. Wenn wir uns irgendwo begegnen, unterläßt er's nie, mir sehr höflich entgegenzukommen. Er weiß wohl, daß ich ihn wenig beachte.

Holland und Pauw.

Unter meinen Bekannten rührte mich das Schickſal eines lieben, trefflichen Mannes, eines Würtembergers, Namens Holland. Er iſt der Verfaſſer der ſehr guten Réflexions sur le système de la nature, ein franzöſiſches Buch in deutſchem Geiſt. Er war Führer des Prinzen Ludwig von Würtemberg, und reiſete mit dieſem. Nachher vermählte er ſich mit einem ſchönen Frauenzimmer in Stuttgard. Er vergötterte dies Weib. Aber, als er mit demſelben nach Petersburg gereist war, ward es ihm dort untreu. Er kehrte in ſein Vaterland zurück, ſtarb aber unterwegs, eben ſo ſehr aus Gram, als an einer Bruſtkrankheit; vielleicht am gebrochenen Herzen. Er war eines beſſern Looſes würdig geweſen.

Merkwürdig war mir, was er vom Domherrn Cornel de Pauw erzählte, dem bekannten Verfaſſer der eben ſo wunderlichen, als ſcharfſinnigen récherches philosophiques sur les Américains, les Grecs u. ſ. w. Er hatte ihn, auf der Reiſe mit dem Prinzen, in Potsdam kennen gelernt, wohin Pauw von Friedrich II., als Vorleſer, berufen worden war. Der gelehrte Kanonikus von Xanten hatte ſich lange geweigert, den Ruf anzunehmen. Und ſobald er nach Berlin gekommen war, bemühte er ſich um nichts ſo ſehr, als wieder fortgeſchickt zu werden. Es kamen nicht ſelten Leute zu ihm, die ſich in ihren Angelegenheiten um ſeine günſtige Fürſprache bewerben wollten. „Vous me croyez de l'influence sur le roi. Je n'en ai pas et je n'en veux pas. Je veux être renvoyé; voilà mon but!“ Und dieſer Wunſch ward ihm endlich auch erfüllt.

Pauw war ungläubig, aber ohne daß ſeine Meinungen irgend ſeiner Sittlichkeit den geringſten Eintrag gethan hätten. Es konnte z. B. nicht begreifen, wie man im Stande wäre, Eiden einen Werth beizulegen? Mit Hollanden ſprach er öfters über Freimaurerei. Daß etwas erträglich Vernünftiges dahinter ſei, ließ er ſich durchaus nicht einreden. Denn ſagte er: Voyez cette bête de D... (einen Berliner Buchhändler ſeiner Zeit); on dit qu'il y joue un rôle.

Der Prinz, mit welchem Holland reiſete, ließ ſich in einer Berliner Loge aufnehmen, natürlich alſo auch deſſen Führer. Kaum war dieſer nach Potsdam zurückgekommen, war, beim erſten Beſuch, Pauw's erſte Frage nach dem Weſen der Maurerei. Mais vous savez bien, entgegnete der Neugeweihte: que j'ai prêté serment de ne rien dire.

Ganz auſſer ſich vor Verwunderung rief Pauw: comment, et vous tenez à vos serments?

Das gelbe Fieber.

Man zerbricht ſich jetzt über die Natur des gelben Fiebers den Kopf, das von Amerika nach Spanien verpflanzt worden iſt. Es mag zuletzt wohl gar die Cholera ſeyn, welche im oſtindiſchen Archipel häufig wüthet und erſt neulich in Siam ſo fürchterliche Niederlagen angerichtet hat. Krankheiten verändern, auf ihren Wanderungen durch die Länder und Klimate, ihre Geſtalten und Phyſiognomien, wie die Völker der verſchiedenen Weltgegenden.

Der P. Labat erwähnt eines Mittels gegen dies Uebel, das ſich immer, ihm zufolge, bewährt haben ſoll. Er empfiehlt, von Stunde zu Stunde Lavements von Quaſſia und Citronenſaft zu geben. Unſere gelehrten Aerzte denken nicht daran. Es paßt wahrſcheinlich nicht in ihr Syſtem, oder nicht in ihre Methode. Das Fach der Aerzte iſt mehr eine Kunſt, welche durch Erfahrungen erweitert werden muß, als eine eigentliche Wiſſenſchaft. Soll die Kunſt mit der Zeit zu einem Syſtem des Wiſſens erhöht werden: ſo muß die Philoſophie der Mediciner ſich zuvor vom Materialismus entfernen.

Der Arzt mit ſeiner Kunſt iſt ein nothwendiges Uebel, ſagt man, ſo gut wie der Richter, der Pfarrer, der Soldat. Aber ein einziger Arzt, wenn er auch kein ausgezeichneter Geiſt wäre, iſt noch nicht ſo übel, als zwei oder drei vortreffliche Aerzte bei einem und demſelben Kranken. Am übelſten ſteht es bei akademiſchen Conſultationen. Fragte man ſtatt zwanzig gelehrte Doktoren in corpore einen einzigen Mann von geſundem Menſchenverſtand und Erfahrung um Rath: ſo würde man unter zehn Malen neunmal beſſer fahren.

Maltebrun, um in Spanien das gelbe Fieber zu vertreiben, rieth neulich im Journal des Débats ganz ernſthaft, als Luftreinigungsmittel, an, Tortoſa — zu bombardiren. O heiliger Voltaire, warum lebſt du nicht mehr?

Das Römerreich unter Constantin. *)

Es waltet in den Gestaltungen, welche das ungeheure Römerreich unter Constantin trug oder annahm, zuweilen überraschende Aehnlichkeit mehrerer Mängel und Einrichtungen mit denen, welche die französische Staatsumwälzung und besonders auch Napoleons Kaiserthum hervorbrachte. Dahin kann man z. B. das Titelwesen rechnen, welches Constantin schuf und einführte; den Grundsatz der Trennung der Civil- und Militärgewalt in den Provinzen; die Einrichtung des Postwesens. Man ertheilte Diplome, um die Posten benutzen zu dürfen. Unter Constantius ward üblich, daß man die Pferde der Particularen wegnahm, wenn es der Postdienst erheischte, oder es bei Militärtransporten noth that.

Die Munizipalitäten des römischen Reichs duldeten, meistens durch Beibehaltung der republikanischen alten Formen, furchtbaren Druck. Veraltete, seellose Formen führen überall größeres Verderben herbei, als wenn sie gar nicht wären. Hätte die absolute Herrschergewalt, deren Bedürfnisse die Munizipalverwaltung täglich peinlicher machte, sich geradezu mit offenem Zwang, als Despotismus, hingestellt: so würden wenigstens ihre Diener bezahlt worden seyn. Der römische Despotismus nistete sich ganz unvermerkt im Schirm republikanischer Institutionen ein, um unentgeldlich bedient zu werden und mit Hülfe der Volksstellvertreter das Volk im Joch zu halten. — Sollten auf des Kaisers Wink Mannschaften zum Heer gestellt oder Auflagen erhoben werden: so waren es die Mitglieder der Ortsverwaltung, welche die größte Bürde übernehmen mußten. Sie, gewöhnlich die Wohlhabendern und Reichern, hatten die beträchtlichern Steuern zu entrichten, und waren persönlich dazu noch für den Eingang der Steuern aller Uebrigen verantwortlich.

Die möglichste Gleichheit der Abgaben vom reinen Ertrag jedes Vermögens und Erwerbes im Staate, bestimmt nach dem Verhältniß

*) Oelsner hatte eine Darstellung der Veränderungen in der Organisation des römischen Reichs unter Constantin ausgearbeitet. Sie war bestimmt, im Jahr 1813 um den vom Nationalinstitut ausgesetzten Preis, diesen Gegenstand betreffend, zu wettkämpfen; kam aber, der Kriegsereignisse wegen, zu spät. J. Naudet's Buch hat jenen Preis erhalten; eine bloße Zerreibung von Farben, die Oelsner zu einem meisterhaften Gemälde verwendete, welches würdig ist, seiner gekrönten Preisschrift über den Islamismus zu Seite zu stehen. Das Obige ist ein dürftiger Auszug von Oelsners Schrift, die der Mittheiler von ihm zu lesen empfing. Uebekannt ist geblieben, was aus dem französischen Manuscripte geworden seyn mag.

jenes Ertrages, ist Gerechtigkeit gegen Alle. Das Gesetz soll gerecht seyn, weil es die Menschen ungern sind. Aber die Auflagengesetze, damals unbillig, wie oft heutiges Tages, mehr auf die arbeitende Klasse, als auf die verzehrende drückend, wurden durch Willkühren der Gewalthaber noch unbilliger. Schon damals wußte man sich durch Titelankauf mancher Art der Steuerpflichtigkeit zu entziehen, oder indem man sich unter das Patronat mächtiger Gönner begab, wodurch eine Art Feudalwesen geschaffen und Leibeigenschaft gegründet und erweitert wurde. Constans verpflichtete die Patrone, für diejenigen zu zahlen, welche sich ihnen hingegeben hatten, um nicht Steuern zahlen zu müssen.

Handel und Gewerbe waren große Monopolien. Die kaiserlichen Fabriken versorgten Beamte und Privatpersonen mit einer Menge von Bedürfnissen der ersten Nothwendigkeit. Die in solchen Werkstätten angestellten Arbeiter, wie ihre Nachkommen, waren, als wahre leibeigene Kaste, unwiderruflich an ihren Stand gebunden. Das Gesetz erklärte sie unfähig zu allem Andern, damit, wie Constantin sagte, die Kunst, welche sie treiben, nicht zum Schaden des gemeinen Wesens verpfuschert werde.

Hierin, wie in Anderm, stellte das römische Reich die Verwaltung einer einzigen großen Landwirthschaft dar, die sich späterhin in einer Anzahl kleinerer auflöste, bei denen aber der nämliche Grundsatz fortbestand. Es war da schon nichts als das Mittelalterische im großen Maßstab, auf das Prinzip der *grandes propriétés* im weitesten Umfang begründet. Für den kaiserlichen Schatz war Alles und Jedes berechnet, nicht für den öffentlichen allein, sondern für den besondern der Fürsten. Um letztern zu schonen, wurden auch, neben den ordentlichen Auflagen, ausserordentliche ausgeschrieben. Oft war die Folge davon eine ungemeine Theurung der Lebensmittel aller Art. Diocletian versuchte schon das auch in neuern Zeiten dagegen versuchte Mittel der Einführung eines Maximums, oder Bestimmung eines Preises, über welchen hinaus der Verkäufer einer Waare nicht gehen sollte. Dies ward dann, wie Lactantius erzählt, Ursach vielen Blutvergiessens um Dinge, die an sich gering waren. Die Kaufleute besuchten keine Märkte mehr und wurden deswegen verfolgt. Aber eben darum wieder stieg die Theurung noch höher, was man wohl hätte voraussehen können. Diocletian sah sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt, das Gesetz wieder aufzuheben, nachdem es das Blut vieler Bürger gekostet hatte.

Mit der Ungleichheit in Vertheilung der Auflagen, mit der Stätig-

keit der ungleichen Stände, oder der Schöpfung des Kastenwesens, mußte sich nothwendig auch die Ungleichheit der Unterthanen vor dem Gesetze verbinden. Man darf nur an das unsinnige und grausame Gesetz Constantins wegen der Entführungen erinnern, von welchem die untersten Volksklassen ausgenommen waren, weil, wie der Kaiser sagte, deren Niedrigkeit nicht der Aufmerksamkeit des Gesetzes würdig erachtet wird.

Ein schrecklicher Einfall, der vom damaligen Zweck und Wesen des Staates und von der durch das Christenthum anerkannten gleichen Menschenwürde ganz besondere Ansichten voraussetzt. Indessen ist diese Aristokratie des Gesetzes, wenn sie einmal bestehen sollte, für jenes Zeitalter, einiger Entschuldigung fähig. Wohl schwerlich ließe sich so viel für die Ungleichheit der Bürger vor dem Gesetz in mehrern Staaten unsers Zeitalters sagen, wo ein und dasselbe Verbrechen mit härtern oder mildern Strafen belegt wird, je nachdem der Strafwürdige zu einem niedrigern oder höhern Stand gehört. Hier ist Aristokratie des Verbrechens. Wenn das Gesetz die Schuld des vornehmen Sünders mit derselben Strenge rügt, wie die des Menschen aus dem Pöbel, ist es eben so gerecht gegen jenen, wie gegen diesen, weil jener auf einer höhern Stufe der Bildung ungleich strafbarer ist, als der rohe und unwissende Sünder, den auch die nämliche Strafe weniger schmerzt.

Die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Sträflinge hießen unter Constantin Deputirte (deputati, Abgesonderte von der bürgerlichen Gesellschaft). Die öffentliche Arbeit heutiger Volksdeputirten könnte wohl in manchen Ländern füglich auch als Strafe für sie angesehen werden.

Blicken wir von den untern Ständen zu den Großwürdeträgern des römischen Hofes hinauf, so fällt uns unter ihnen besonders einer auf, der den heut ungewöhnlichen Titel eines Comes campi trug. Sein Amt war eben so wichtig, als höchst angenehm für den Fürsten. Ihm lagen Studium und Sorge für die Freude der kaiserlichen Tafel ob. Er war's, an welchen sich Cassiodor im Namen seines Gebieters mit den Worten wendet: „Wenn du deine Pflicht wohl vollstreckst, unsere Gastmahle anzuordnen, was dir allein anvertraut wird, vergrößerst du nicht allein den Glanz unsers Pallastes, sondern es macht dir einen Namen unter den Völkern der Fremde. Die Gesandten fast aller Mächte des Erdkreises, wenn sie unsern Festen beiwohnen, müssen, was bei ihnen hoch-

selten gefunden wird, im Ueberfluß seyn, müssen über die Fülle einer einzigen Tafel und über die Menge der Aufwärter erstaunen, die sie bedienen, und sich einbilden, Alles werde im Augenblick hervorgebracht, was man wünscht. Kehren sie in ihre Länder heim, müssen sie dort ihren Freunden von Wundern bei uns erzählen. So werden die, welche unsern Tisch besorgen, Ruhm der Welt erndten. Dazu erwäge noch, daß du ein Vertrauter unserer frohen Augenblicke bist, wo das Herz jede Sorge verbannt, und daß du den Zutritt bei uns hast, wenn er allen Andern versagt wird. Und billig ist, daß die Majestät dem Anordner so bedeutender Veranstaltungen hold bleibt.«

Die Diplomaten des Alterthums, scheint es, waren so gaumselig oder gefräßig, wie in spätern Zeiten; und man sollte nach jener Formel Cassiodors geneigt werden, den Comes campi für den römischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu halten.

Das Christenthum bestieg mit dem deßhalb, als den Großen, gefeierten Constantin den Thron des gestürzten Heidenthums. Es war eine förmliche Staatsumwälzung und das nicäische Concilium die konstituirende Nationalversammlung, aus welcher über die Christenheit der nachfolgenden Jahrhunderte Dogmen um Dogmen flossen. Aber diese allgemeine Kirchenversammlung ist nicht nur für die Geschichte der Kirche merkwürdig, sondern eine der größten Begebenheiten in der Geschichte der menschlichen Gesittung. Wohl hatte man auch vorher schon Versammlungen aus allerlei Völkern zur Entscheidung ihrer Krieges-, Friedens-, Handels- und Grenzverhältnisse gesehen, wie denn auch die wilden Jagdvölker in den Wäldern Amerika's ihre Kongresse halten, gleich den Europäern zu Verona oder Wien. Aber es war das Zeichen eines Riesenschrittes der Menschheit, daß man abstrakter Begriffe willen zusammentrat, und ihnen höhere Wichtigkeit, als allen materiellen Intressen, beilegte.

Aber das Christenthum, erhoben auf den Thron der Heidenschaft, legte sich auch den kaiserlichen Purpur und den Gewaltszepter des heidnischen Despotismus bei. Die Christen in ihrer ersten Einfalt und Bescheidenheit standen dem Christenthum des vierten und fünften Jahrhunderts so abstechend gegenüber, wie die frommen Quaker heutiges Tages den katholischen Missionarien in Frankreich, die mit allem Kirchenprunk des Mittelalters nur die äussern Sinne, nicht Geist und Herz der Menschen in Anspruch nehmen.

Der Kampf des Christenthums um die Oberherrschaft gegen das

Heidenthum war um ſo ſchwieriger geweſen, da alle Erinnerungen der Freiheit an dieſes gebunden hingen. Das ausartende Chriſtenthum verlieh dem Despotismus den Sieg, gleichwie jederzeit die Ausartung des Edelſten das Heilloſe gebiert und die gefallenen Engel eben Teufel geworden ſind. Doch ſo mußte es ja kommen, auf daß eine höhere Freiheit, als die des Alterthums, nämlich das reine Menſchenthum oder der Humanismus, ein Gegenſatz zum bloßen Civismus, vorbereitet werde. Die ſtarre Dogmen-Hülle diente nur als ſchirmendes Mittel, durch welches die unſterbliche Lehre, während der Völkerwanderungen und ihrer Folgen, ſicher an die Nachwelt überliefert wurde.

Kaiſer Julian, der Apoſtat geheißen, verſuchte das Heidenthum dadurch herzuſtellen, daß er die Einrichtungen der Hierarchie, der Predigten, der Amtstrachten u. ſ. w. mit demſelben vereinen wollte, welche er mit Erfolg bei den Chriſten beſtehen ſah. Dieſe Nachahmung war eine unfreiwillige Huldigung, welche das geliebte Alte dem verhaßten Neuen darbrachte. Julian that, wie umgekehrt Napoleon in unſern Tagen, der die Sprache und Formen der neuen politiſchen Denkweiſe gebrauchte, um das ancien régime herzuſtellen, oder wie de Bonald, la Ménais und eine Menge Deutſcher zu der Philoſophie und dem Myſticismus ihre Zuflucht nahmen, um die Kirche des Mittelalters aufzurichten.

Aber ſie betrogen ſich eben ſo grauſam, wie Julian. Umſonſt iſt's, dem jüngern Zeitalter die blöden Vorſtellungen, die abgelebten Inſtitutionen eines ältern wieder aufzudringen. Die Bewegungen eines Cadavers, durch galvaniſchen Reiz hervorgebracht, ſind nicht die Bewegungen des Lebens.

Uebrigens war die alte Ordnung der Dinge, die Republik einbegriffen, nicht werth, wieder zu entſtehen. Die römiſche Republik und ihre Freiheit war nie etwas Beſſeres geweſen, als das Privilegium einer Stadtbürgerſchaft. Die Freiheit forderte jetzt eine breitere Grundlage. Das Chriſtenthum legte dieſe. Es ward zum geiſtigen Bindemittel zahlloſer Völker, die einander nicht kannten, und welche durch Gewalt der Waffen allein zu einem Ganzen zuſammengehäuft worden waren.

Man irrt ſich, wenn man irgendwo im Fortſchreiten der Menſchheit Stillſtände vermuthet. Als Cultus mußte das Chriſtenthum die Barbaren gewinnen, um ſie einſt zur Religion emporheben zu können. Die ſelbſtſüchtige Schwäche der byzantiniſchen Despoten diente, ohne es zu wollen, der Sache der Menſchheit. Ein Mann, wie Julian,

er, ein besserer Mensch, ein besserer Kopf, würde das Christenthum nur zur Wiederbildung des alterthümlichen Civismus haben verbrauchen können und mit diesem den Barbaren überlegen geworden seyn.

Der priesterschaftliche Cultus siegte über die Barbaren und brachte ihnen die göttlichen Ideen Jesu. Die Völker, als Laien, nahmen diesen Kern des Cultus, welchen man ihnen ließ, weil er — nichts eintrug; den Priestern blieb die todte Schale der Frucht. So stand das Religiöse der Völker dem äussern Kirchenthum der Hierarchie gegenüber; der Papst stand nur an der Spitze des Cultus und blieb da stehen. So ward der Untergang seines religiösen Ansehens unvermeidlich.

Das Papstthum, schon auch als weltliche Fürstlichkeit, begünstigte im Mittelalter den Despotismus und die Leibeigenschaft. Die Religion führte zur Freiheit. Schon ist die persönliche Sklaverei in den christlichen Staaten fast überall verschwunden, oder vielmehr verdünnt durch Ausbreitung ihres Elements über das Gesammtvolk, welches Staatseigenthum geworden ist, und daher wir das Paß- und Post- und Censur-Wesen, Abzugsrecht, Abgabenbürgschaft und dergleichen besitzen.

Soldatenstand.

Lacher, ein junger Deutscher, gebildet und brav, war aus Vorliebe für den Kriegsstand den Fahnen Frankreichs gefolgt. In Deutschland hätte er bei allen Kenntnissen, ohne Gönnerschaft, ohne Geburtsrang, zeitlebens Schreiberdienste treiben müssen. Er stand zwei Jahre lang als gemeiner Husar im Regiment, welches der Oberst Merlin, jüngster Bruder des bekannten Merlin von Thionville, befehligte.

Ein junger, kenntnißloser Mensch ward eines Tages zum Offizier gemacht, und einige Husaren, unter denen auch Lacher war, zischten ihn aus, da sie mit einander zum Futtersammeln verschickt waren. Sie wurden bestraft. Der Oberst, ein sehr wackerer Mann, ließ Lachern zu sich rufen. „Also auch Sie,“ sagte er, „auch Sie haben sich dergleichen unterstanden?“ — „Ihnen die Wahrheit zu gestehen,“ erwiederte Lacher: „ich that's, weil dieser Offizier unmöglich Ihre Achtung verdienen kann, mein Oberst. Wär' er Ihnen nur von fern ähnlich, es würde nicht geschehen seyn.“ — „Was soll das heißen?“ fuhr ihn der Oberst an: „Der Soldat soll gehorchen, und nicht über den Werth der Offiziere urtheilen.“

Nach einigen Tagen entließ ihn Merlin aus seinem Regiment; schickte ihn aber mit einem offenen, in ehrenden Ausdrücken abgefaßten Empfehlungsschreiben an seinen Bruder, welcher Inhaber des neunten Kürassier-Regiments war. Lacher erfuhr dann später, daß sein Oberst diesem in einem versiegelten Briefe geschrieben hatte: „Ne tombez pas avec ce jeune homme dans la faute que j'ai faite à son égard. Je l'ai laissé trop long-tems dans les rangs. Il n'y est bon à rien. Il faut le pousser en avant, il le mérite; il faut le mettre à sa place."

Wenige Monate später stieg Lacher in dem Kürassier-Regimente zum Offizier und zeichnete sich von da an sogleich neben allen Andern, als einer der Besten, aus.

Ist es nicht das wahre Geheimniß von der Größe einer Regierung, oder jedes andern Machthabers, de ne pas laisser trop long-tems dans les rangs? Jeden an seinen rechten Platz zu stellen? — Wie mancher ist ein Taugenichts, der am falschen Ort, mit den vortrefflichsten Anlagen sich und die Uebrigen und Alles um sich her zu Grunde richtet; während er das Höchste geleistet haben würde, wäre er gestanden, wohin er gehörte.

Der Fürst, Feldherr, Gewerbsmann, jeder der an der Spitze eines großen Geschäfts steht, kann mit seinem Genie allein nicht ausreichen, wenn er sich über das Alltägliche hinwegschwingen möchte. Der Geist bedarf zur Wirksamkeit eines tüchtigen Körpers; der Künstler bedarf ausgesuchter Werkzeuge. Es ist unbegreiflich, daß die meisten Regierungen diese einfache Wahrheit übersehen und sich durch die Ungeschicklichkeit ihrer Beamten lähmen. Die spanischen, preussischen, russischen, österreichischen Soldaten sind so tapfer, als die französischen, gewesen; und doch wurden sie in der Regel besiegt. Aber ihre Offiziere und Oberbefehlshaber wurden nach Hofgunst, Geburtsrang, Dienstalter und andere Zufälligkeiten befördert. Der Zufall ist blind; der Menschenverstand hat Augen.

Der junge Lacher blieb in der Schlacht von Eßlingen.

Wir hatten uns einige Male, als er auf Urlaub in Paris war, über Kriegswesen unterhalten. Er überraschte mich oft mit unerwarteten Einfällen; wenigstens erwartete ich sie von keinem Soldaten.

Der Krieg, sagte er, bleibt immer ein grausames Gewerbe; aber er bleibt nothwendig, weil ewiger Friede unmöglich ist, so lange das ganze Menschengeschlecht entweder nicht unter einerlei Herrn und einerlei

Gesetz steht, oder nicht seine Natur vollkommen abstreift. Das Einzige, wohin wir endlich durch Civilisation gelangen können, ist: daß die Kriege menschlicher geführt werden. Dahin sollte man arbeiten. Es muß Regel werden, daß eine Armee auf feindlichem Boden das Privat-Eigenthum ehrt und jeden Unbewaffneten in so vollkommener Sicherheit läßt, als lebte man im tiefen Frieden. Unter den gesitteten Nationen Europens ist wirklich schon viel dafür gethan; aber es bleibt noch viel zu thun übrig.

Ausser der Schlacht sind die Franzosen nicht grausam oder brutal. Aber sie wissen noch wenig von dem Grundsatz: Privateigenthum auf feindlichem Boden ist neutral. Und so lange die Armeen diesen Grundsatz nicht anerkennen, bleiben sie disziplinirte Räuberbanden in Uniform. Alles hängt von Sittlichkeits- und Ehrgefühl der Regierung oder des Oberbefehlshabers ab. Unsere meisten Generale stehlen selber und geben ihren Leuten schlechtes Beispiel.

Der Oberst Kanopka, ein Pole, zeichnete sich in Spanien an der Spitze seines Uhlanen-Regiments aus. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Kaiser (Napoleon), der ihn zu seinem Adjutanten machte, sagte dieser zu ihm: Eh bien, Kanopka, vous devez être riche? —

— Riche? non, Sire, je n'ai que mon régiment.

Comment donc? et vous et vos troupes toujours aux avant-postes! Vous n'êtes pas *niais*.

Mir gings nicht viel besser, sagte Lacher, als dem ehrlichen Polen; eher schlimmer. Lange Zeit gab ich mich damit ab, dem General Soult die Klagen vorzubringen, welche in Städten und Dörfern Deutschlands über Räubereien der Soldaten und Offiziere geführt wurden. Einige Male verschaffte ich Hülfe. Eines Tages jammerte ein reicher Bauer, bei dem ich im Quartier lag, und der prächtige Hengste im Stall hatte, diese seien ihm weggenommen. Ich erfuhr, der Räuber sei ein Eskadronschef gewesen. Ich brachte die Klage vor den General. Der schnob mich verdrießlich an und hieß mich gehen. Bald nachher zeigte mir mein Wirth den Eskadronschef in der Ferne. Es war der Bruder des Generals. Eine Woche später ritt der General einen der schönen Hengste, die ich bei dem bestohlenen Bauer gesehen hatte.

Moreau hielt sich, wenigstens für seine Person, von diesen Unfläthereien rein. Auch Bernadotte. Dieser speisete einst mit seinem Generalstab in einer österreichischen Abtei. Der Prälat, der sie bewirthete, trug einen kostbaren Ring am Finger. Man bewunderte den-

selben. Er ging von Hand zu Hand, und gelangte endlich wieder zu seinem Eigenthümer zurück. Der gute Prälat, eben im Gespräch mit Andern, erstaunte, als er den Ring sah. Man bemerkte es, wunderte sich über seine Bestürzung und drang in ihn, den Grund davon zu sagen. Nach einigem Zögern gestand er, daß er sich darauf gefaßt gemacht habe, seinen Ring nie wieder zu sehen; denn ein noch köstlicherer Ring sei, bei ähnlichem Anlaß, da er einen französischen Feldherrn und dessen Begleitung bewirthet hatte, in den Händen eines der Bewunderer geblieben.

Elemente der Revolution.

Das Drama der französischen Revolution ist noch nicht zum letzten Akt gelangt. Weit entfernt, daß die Wiederherstellung der Bourbonen die Gährungsstoffe neutralisirt hätte, sind diese seitdem erst recht ausgebildet. Anmaßung, Dummstolz, Verachtung der einleuchtendsten Grundsätze und bigotte Sittenlosigkeit bezeichnet die große Mehrzahl der jetzigen Royalisten; nur bei Einzelnen findet sich noch Gewissen und Ehrlichkeit. — Die Bonapartisten ihrer Seits geben sich fast überall durch Irreligiosität und Ideenhaß, Egoismus und eine zur Virtuosität getriebene Unverschämtheit zu erkennen. Was unten steht, kriecht, höfelt und buhlt um Stellen und ist dafür zu jeder Niederträchtigkeit erkaufbar. Was oben steht, hat keinen höhern Lebenszweck, als des diners et des filles. — Rechtliche Männer, welche das Heil Frankreichs wollen, verzweifeln an der Möglichkeit einer Versöhnung des Vorrechtes mit dem Rechte. Es nehmen Erfahrungen und Ueberzeugungen überhand, die das reine Herz und den gesunden Verstand schaudern machen. Die Verzweiflung der Bessern ist so furchtbar, wie die Verworfenheit der Schlechtern. Diese untergraben den Thron, jene rütteln an ihm. — Und das gemeinste Volk? Es ist immer dem Uebergespanntesten am gewogensten. Es will haben, nicht geben. Das Pöbelpack wie das Hofpack hat nur Thiergelüste und lebt für den Tag, wie das Thier.

Ich erinnere mich noch immer, nach der Einnahme der Bastille, eines Schmiedes aus der Vorstadt St. Antoine. Er kam in das Café de Foye und jubelte über die erstürmte Freiheit, die Freiheit von allen Abgaben. Vergebens stellte man ihm vor, daß es nicht so gemeint sei, daß für den Staat immer Abgaben nöthig wären. „Mais!“ rief er

verblüfft: „Ainsi donc tout ce tapage pour rien? pourquoi prendre la Bastille?“

Man muß den Hof und die vornehme Welt sehen, die ihm näher steht! Die mittlern Volksklassen, und so, möcht' ich sagen, der beste und größte Theil der Nation, ist seit Zerstörung der Bastille um Vieles in Bildung des Kopfes und Herzens vorgeschritten; das gemeine Volk und das Hofgesinde keine Spanne weiter.

Der Herzog von Duras, der sonst viel galt, vermag nichts mehr. Unlängst ward einer meiner Bekannten von jemandem, der Namens einer Familie ein Anliegen hatte, ersucht, dafür durch den Herzog bei einer gewissen hohen Person zu wirken. — „Ich will wohl,“ sagte jener: „aber es wird zu nichts helfen. Sie müssen sich an des Herzogs hübschen Kammerdiener wenden.“ — Warum das? Ihnen steht ja der Weg offen; Sie kennen den Herzog genau! — „Ja wohl, aber — — unter uns gesagt, der Herzog selbst hat schon einer andern Person in meiner Gegenwart gerathen, diesen Weg einzuschlagen. Er gilt nichts mehr; der Kammerdiener Alles.“ — — So wird regiert.

Der schönste Theil der Tuilerien, die Gartenterrasse, ist fast immer jetzt geschlossen, der Spaziergänge wegen, welche die Herzogin von Berry und ihre Kinder dort zu machen pflegen. Ich sah die Herzogin vor einigen Tagen die Seitentreppe der Terrasse herabsteigen. Die Barrieren waren geschlossen und Gensdarmes und Gardisten standen umher und hielten alle übrigen Spaziergänger auf vierzig bis funfzig Schritt weit zurück. Aber als die Dame herabkam, sah ich auch kein einziges Haupt sich vor ihr entblößen, obgleich sie die Augen nicht wenig, und wie es schien, erwartungsvoll umherwarf. Wohl bemerkt' ich, wie sich mancher mit untergeschlagenen Armen hinstellte, und das Schauspiel bedeutsam betrachtete. — So macht man sich nicht beliebt. Das endet nicht freundlich.

Wenn sich, sagte mir während eines Gesprächs über die gegenwärtige Ministerialkrise (Dezember 1821) ein geistvoller Mann, wenn sich nicht Liberale, Ultra's und Royalisten endlich einmal aufrichtig und ehrlich in den verfassungsmäßigen Grundsätzen vereinigen, so wird früher oder später der Sieg der Bonapartisten die unausbleibliche Folge ihrer Zwietracht seyn.

Nach Allem, was ich sehe und höre, glaub' ich, er hat recht, diese Partei ist entschieden die zahlreichste; in den höhern Ständen durch Egoismus ohne alles Gewissen, in den untern durch Unwissenheit und

Antipathie gegen die Bourbonen. Sie ist die reichste und schon darum die mächtigste, weil sie weiß, was sie will. Alle Blendwerke der Nation stehen ihr zu Gebot in einem Volke, das noch immer von nichts so gern, als von gloire et lauriers träumt. In allen Masken und Formen erwartet sie den ersehnten Augenblick, in welchem sie ihr Ideal, des régime impérial, d. h. den militairischen Despotismus auf Kosten der Civilisation wird verwirklichen können.

Man will nicht den zweimal verstoßenen Napoleon, aber den Napoleonismus. Die wohlwollendsten Seelen, die diesen verabscheuen, lassen sich nicht träumen, daß sie für ihn arbeiten. Dazu hilft der allgemeine Widerwille gegen die Auferstandenheit des ancien régime.

Die sechs neuen Minister sind schon verhaßt, eh' sie ins Handeln kommen. Voilà six blancs, qui ne valent pas deux sous! sagt das Volk von ihnen. Blancs sind nämlich eine kleine Münze, nach der das Volk noch zählt. Ein solcher Blanc ist etwas weniger, als ein halber Sous; sechs sollten also eigentlich zwei und einen halben Sous werth seyn.

Der Justizminister Peyronet ist die verhaßteste Person unter den sechs Blancs. Er war Procureur du Roi, und als solcher mit der Verfolgung der letzten Verschwörung vor der Pairskammer beauftragt. Das Geschäft an sich machte ihn nicht so beliebt, noch weniger die an das Brutale streifende Leidenschaftlichkeit, welche sich bei ihm in Gesinnung, Sprache und Gesichtszügen ausdrückte und einen argen Gegensatz zur ruhigen Würde des Präsidenten d'Ambray darbot. Aber man hatte unter den sechs Blancs einen Redner nöthig und fand, Peyronet habe legitime Grundsätze und sei ein Schreier dazu.

Eine andere Sage geht, eine alte adliche Dame in der Vorstadt St. Germain, die eine lebhafte Correspondenz mit dem Könige vor Zeiten geführt und dadurch diesem, als wahrhafte „Staatsfrau", wichtig geworden, habe den neuen Minister empfohlen. Denn der Prozeß, den sie in ihrer Trennungsgeschichte mit dem Ehemann geführt, sei von ihm glücklich geführt gewesen.

Wer kann heut wissen, welche Wege zu den Stufen des Throns führen! Nur der Weg des Verdienstes um den Staat führt nicht dahin; das einzig weiß man.

Selbstbeschauung.

Es will mir zuweilen scheinen, als hätte die Güte und Huld der Menschen gegen mich weniger wirksamen Einfluß auf mein Leben gehabt, als die Unvorsichtigkeit oder Bosheit derselben. Daraus möcht' ich nun freilich keineswegs folgern, daß es mehrern Personen, vielleicht allen Menschen, wie mir ergehe; oder daß die Summe des Bösen in der Welt die des Guten überwiege. Wem der vorübergehende Schmerz eines Wespenstichs unbehaglich ist, muß sich ziemlich wohl fühlen.

Wenn ich nicht eine glänzendere Laufbahn im Leben machte, lag vielleicht auch wohl viele oder alle Schuld an mir selbst. Ich habe die gefälligsten Gelegenheiten ausser Acht gelassen, mir eine sorgenlose Unabhängigkeit zu gewinnen. Ich weiß am Ende nicht, ob es bei mir Einfalt oder Leichtsinn war? Freilich, mehr denn einmal hinderte mich ein gewisses Zartgefühl, Fortunens Hand zu fassen, wenn sie sich mir entgegenstreckte. Aber ist dies Zartgefühl etwas Verdienstliches gewesen, oder ein philosophischer Stolz, oder eine alberne Blödigkeit?

Ich habe das eigene Schicksal gehabt, daß gewisse Leute, die mich genau genug kannten, im Vertrauen auf meine Gutmüthigkeit oder auf mein schonendes Zartgefühl, auf unbegreiflich freche Weise sündigten, und nicht nur in meiner Gegenwart gegen Andere, sondern gegen mich vor Andern, einen Ton annahmen, Dinge behaupteten, von denen sie bestimmt wußten, daß ich das Gegentheil nur zu gut kannte. Ein Wort von mir hätte genügt, sie vollkommen an den Pranger zu stellen.

Von der andern Seite erkannte man in mir eine gewisse Feinheit des Blickes (finesse d'esprit, vielleicht sollt' es Pfiffigkeit heißen), hinter der man eine sehr große Feinheit des Charakters vermuthete. Und grade deßhalb galt ich häufig für einen höchst gefährlichen Menschen, vor welchem man sich nicht genug hüten könne. So kam es, daß mich die preussische Regierung als einen Agenten der französischen beargwohnte und gelegentlich verfolgte; während mich die französische Regierung für ein Werzeug der andern hielt. Beide Theile machten mir das Leben schwer, weil ich nicht war, was sie glaubten; ich würde mir die Hälfte meiner Leiden erspart haben, wenn ich gewesen wäre, wofür sie mich hielten.

So erschien einmal in einem Pariser Journal ein etwas spöttischer Aufsatz gegen die schöne Königin von Preussen. In Berlin verfiel man sogleich darauf, ich müsse der Verfasser seyn, und wandte sich, weil

man Talleyrand nicht traute, für deſſen Kreatur man mich anſah, unmittelbar an Napoleon, daß mir das Schreiben verboten werde. Napoleon theilte, ebenfalls Talleyrand vermeidend, die ſeltſame Requiſition an Duroc mit, um Erkundigungen einzuziehen, und dieſer wandte ſich in ſolcher Abſicht an Herrn von Jenner, den ſchweizeriſchen Geſandten, der zum Glück ein vernünftiger Mann war. Die Sache ward bald ins zweifelloſeſte Licht geſetzt, daß jener Aufſatz nicht von mir herrühren konnte. Die preuſſiſche Forderung blieb ohne Folgen.

Der Verfaſſer des Aufſatzes, welcher die hohe Diplomatik in Bewegung geſetzt hatte, war ein gewiſſer Mr. de Vaudeil, der für einen der beſten Tänzer in Paris gehalten wurde, und nach Berlin geſandt, ſich vermuthlich eingebildet hatte, die Königin werde unmöglich mit einem Andern lieber tanzen wollen, als mit ihm. Dort aber erfuhr er das Unglück, ſich in ſeinen Erwartungen ſchon am erſten Balle getäuſcht zu ſehen. Das ließ ſich ohne eine kleine Rache nicht überleben; denn ſeiner Fuß-Kunſt den Triumph entzogen zu haben, hieß allen Glauben an ihn vernichtet.

Damals herrſchte in Paris eine wahre Tanzſucht, oder Manie des Tanzes. In gewiſſen feinen Zirkeln war der Tanz die höchſte Angelegenheit. Es gab eine Philoſophie dieſer Bein-Uebungen, ja, ich möchte ſagen, eine Myſtik des Tanzes; das heißt, man ſagte ſich mit ganz ernſthafter Miene Unſinn ins Geſicht, z. B. Le mouvement cycloïdal de la valse repréſente le principe secret qui conduit les corps célestes dans leurs orbites; oder auch le menuet n'est que de l'huile ſur un marbre poli u. dgl. m. Ein Herr v. B., ein Verwandter Cuviers, ward über dieſe Albernheit wie verrückt. Er machte einen Entrechat nach Charenton, wo er noch iſt.

Nicht beſſer erging es mir auch mit dem Abbé Gregoire. Wir haben uns gekannt, genau gekannt. Aber er hat ſich ſchon lange von mir zurückgezogen; und ich nähere mich ihm nicht, weil ich fühle, daß er mir mißtraut.

Ich war in England, mit Empfehlungsſchreiben an Lord Landsdowne, und hatte dieſe in ſeiner Wohnung zurückgelaſſen, weil er aufs Land gezogen war. Einige Tage darauf empfing ich eine freundliche Einladung, ihn auf ſeinem Gute zu beſuchen. Um dieſelbe Zeit begegnete mir in Piccadilly, beim Heraustreten aus einem Buchladen, Gregoire. Er kömmt mit offenen Armen auf mich zu, ſo daß er das Aufſehen der Vorübergehenden erregt. Wir freuen uns unſers Wie-

derſehens und im Geſpräch erfahr' ich, daß auch er an den nämlichen Lord empfohlen ſei. Ich erzähle ihm, was ich gethan, rathe ihm, das Gleiche zu thun, weil ihm wahrſcheinlich ebenfalls ſolche Einladung zukommen würde und wir dann die Fahrt mit einander machen könnten. Er thut's. Es geſchieht was ich vorausgeſehen, und wir leben mehrere Wochen ſehr glücklich mit einander.

Späterhin find' ich zufällig in einer Geſellſchaft zu Paris den berüchtigten Lewis Goldſmith. Der Mann drängt ſich zu mir, daß er ein Werk geſchrieben, „les crimes des cabinets de l'Europe", und daß er ein Exemplar prächtig einbinden laſſe, um es Talleyrand zu überreichen. Ich hielt ihn für einen Narren und weil er mir widerlich war, vermied ich den Zudringlichen. Dafür rächte er ſich in ſeinem Pamphlet: „le cabinet de St. Cloud", wo er mich zu den Agenten Napoleons zählt, und unter anderm berichtet, ich ſei nach England geſandt worden, um — Gregoire zu beobachten. Die Verläumdung hat auf den guten Gregoire Eindruck gemacht; ich bin um einen Freund gekommen, weil ein verächtlichen Menſch für gut hielt, mein Feind zu werden.

Swift hat ein Werk über die Kunſt, politiſche Lügen zu ſagen, geſchrieben. Die Kunſt iſt heutiges Tages eine der brodloſen. Man lügt wohl noch aus Politik; aber man belügt niemand mehr, als die Wenigen, welche an Wahrheit glauben. — Es wandelt mich zuweilen Swifts Laune an. Sie war bei ihm nicht Kind des Menſchenhaſſes. Seine Bitterkeit iſt oft nur maskirte Menſchenliebe. Es iſt der Zorn des gekränkten und verzweifelnden Wohlwollens, ein philoſophiſcher dépit amoureux; ein Unwille, glühend wie die Liebe und ihr nur den Platz im Herzen bewahrend. Erſt kalte Verachtung der Menſchen iſt der Tod der Liebe.

Man ſagt, Napoleon habe ſie in der Bruſt getragen. Ich glaube, der beſte Menſch hätte ſie endlich an der Stelle dieſes Mannes gefühlt. Wie drängte man ſich zu ihm, und wer drängte ſich zu ihm? Und doch neckte ihn häufig genug die Hochachtung der Tugend, welche ſich in ihm überraſchend äuſſerte. Man denke nur an den ſchwermüthigen Blick, den er auf Washingtons Büſte warf, und das Wort über denſelben; oder an ſeine Vertheidigung, als man ihn beim Frieden von Lüneville den Vorwurf hören ließ, Baden bei den damaligen Entſchädigungen ſo unverhältnißmäßig, und ohne Grund, begünſtigt zu haben.

„Ohne Grund?" rief er: „ich habe den Kurfürſten Karl Fried-

rich darum begünſtigt, weil er durch ſeine Tugend der ehrwürdigſte Fürſt iſt, den ich kenne.

Italiener.

Es fehlt den Italienern weder an bürgerlichem, noch kriegeriſchem Muth, weder an Freiheitsliebe, noch Talenten aller Art. Und doch ſpielen ſie in der Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts eine armſelige, faſt lächerliche Rolle. Sie lieben die Freiheit mit einem Entzücken, wie die Eunuchen eine lebendige Grazie. Durch die Nähe Roms aber an einen gemüthsloſen Katholicismus gewöhnt, durch politiſche Zerſtückelung der Halbinſel zum Nationalhaß verführt, der bei ihnen Surrogat der Vaterlandsliebe iſt, durch den alten Despotismus zurückgedrängt aus dem ſtaatsbürgerlichen Lebensgefühl, haben ſie Mangel an großartigen Charaktern in ihrer Nation. Sie beſitzen höhere Bildung, als Spanier oder Portugieſen; aber es iſt mehr Bildung des Geſchmacks, als der Fähigkeit zum Großen. Für einen einzigen Maſaniello haben ſie ein Dutzend Alfieri's und Monti's.

Ich ſpreche von den höhern Ständen, die auf Bildung Anſpruch machen. Es iſt im Charakter derſelben zu viel Weibliches, d. i. Kleinlichkeitsliebhaberei, Prunkſucht, Furchtſamkeit, Geſchwätzigkeit, Mißtrauen gegen einander, Gefallen an Intriguen. Sie können in wichtigen Ereigniſſen nur ſubalterne Rollen ſpielen; ſie müſſen immer noch, wie im Mittelalter, fremde Gonfalonieres, einen Napoleon oder Eugen Beauharnois an der Spitze ihrer Verwaltungen und Armeen haben, wenn ſie Ausgezeichnetes vermögen ſollen.

Ein Venetianer verſicherte mich, als vom Wohnſitz eines Caſſationsgerichts im lombardiſch-venetianiſchen Königreich Rede geweſen, habe man ihn zu Venedig um alles in der Welt lieber in Wien ſelber, als in Mailand zu ſehen gewünſcht, und ſich ſogar Mühe gegeben, ihn dahin zu verpflanzen. Die öſterreichiſche Regierung, ſcheints, ſuchte zu vermitteln und verlegte ihn nach Verona.

Noch bezeichnender iſt eine Scene, die mir unlängſt ein Bekannter erzählte, der eben aus Italien gekommen war. Er ſah eine tragbare Marionettenbühne in einem italieniſchen Städtchen. Polichinell erſcheint und läßt den Kopf hängen. „Was fehlt dir, guter Polichinello," fragt' ihn Arlequin, „du ſcheinſt gar niedergeſchlagen?" — Auch bin ich's. Man hat mich auf das allerempfindlichſte beleidigt. — „Beleidigt? Ei,

hat man dich etwa einen Narren geheißen?« — Hm, wie würde mich das so empören können? Viel ärger, lieber Freund! — »Einen Dieb? einen Spitzbuben?« — Aerger, viel ärger! — »Nun denn wohl gar einen Mörder, einen Giftmischer?« — Alles zu wenig! denke dir nur, man hat mich einen Neapolitaner genannt.

Das Sarkastische dieses Einfalls wird noch bitterer, wenn man sich erinnert, daß der Polichinell eine neapolitanische Maske ist. —

Das Carbonari-Spiel in Italien war ächtitalienisch. Es ist eigentlich darin nichts bedeutsamer gewesen, als die religiöse Toleranz und die Verschmelzung politischer und religiöser Meinungen. Wie das deutsche Landvolk nach der Reformation im Bauernkrieg, betrachteten sie Christum als den großen Lehrer der Gleichheit unter den Menschen, als den ersten Märtyrer dieser Lehre, als das größte Opfer der Aristokratie. — Nicht minder merkwürdig ist, daß in der Bannbulle, die der Pabst gegen die Carbonari geschleudert hat, der Beweis von deren Irreligiosität darin gefunden wird, daß sie den Bekennern jeder christlichen Konfession Zutritt gestattet haben.

Apophtegmen und Anekdoten.

Die interessante Gespenstergeschichte, welche Göthe in seinen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten erzählt und nach Neapel verlegt, ist der Clairon in Paris begegnet und findet sich im dritten Bande ihrer Memoiren. Die Geschichte ist darum merkwürdig, weil sie drei Jahre lang dauerte; weil eine große Anzahl unverdächtiger Zeugen ihre Wahrheit erhärten; weil durchaus kein betrügerischer Zweck dabei abzusehen ist; weil endlich die wachsamste Polizei von der Welt sich drei Jahre lang vergebens bemühte, das räthselhafte Ereigniß aufzuklären.

Der gutmüthige Dichter Baggesen, der jetzt (Oktober 1821) hier in Paris ist, spricht in der Regel mit seinen auswärtigen Bekannten deutsch. Befindet er sich aber an einem öffentlichen Orte mit ihnen, und will er ihnen etwas im Vertrauen sagen, so thut er es, damit ihn keiner verstehe, in der Zerstreuung — französisch.

Mein Freund, Herr de Ch..., Geschäftsbesorger einer Herzogin, besuchte diese, um ihr von ihren Angelegenheiten zu reden. Er war sehr ermüdet, bat daher um Erlaubniß, sich zu setzen, und, weil sie im Gar-

ten waren, ſich zu bedecken. Er that auch ſogleich beides. „Il étoit un tems, ſagte die Dame, où un avocat ne se seroit, pas avisé de s'asseoir ni de rester couvert en présence d'une duchesse.“

„Ah, oui, Madame,“ entgegnete er: „mais dans ce tems-là les avocats n'avoient ni cul ni tête.“

Es gab zu Paris am Pont neuf für arme Leute eine marmite perpétuelle, das iſt, einen Keſſel, in welchem immer Waſſer kochte, und worin man jederzeit um ein Billiges ſein Geflügel ſieden konnte. Man erſparte damit nicht nur Koſten, ſondern hatte ſein Gericht viel ſchmackhafter, weil es in guter Fleiſchbrühe gekocht wurde.

Pour jouir bien d'une dinde, ſagte ein Franzoſe, il faut être deux; la dinde et moi. — Ganz im Gegenſatz mag ein Engländer nicht gern einen guten Biſſen für ſich allein verzehren.

Dem großen Franklin, welchem die Welt ſo Mannigfaltiges verdankt, ſoll ſie auch (nach Montjoye's Bericht) die Mode des Brillentragens verdanken, weil man dem greiſen Staatsmann, Weltweiſen und Naturforſcher gern ähneln wollte. Er trug die Brille gewöhnlich; nun trug man ſie auch gewöhnlich; man hielt es für Klugheit oder Weisheit des Staatsmanns, die Augen, als Verräther der Gefühle, nicht jedem offen zu zeigen. Vermuthlich lieben darum auch Frauenzimmer die Schleier ſehr.

Intereſſanter dünkt mich an Franklin eine eigene Art ſeiner Rache. Man war an der Unterzeichnung des Friedens, durch welchen zuerſt Amerika's Unabhängigkeit anerkannt wurde. Franklin legte die Feder, welche er ſchon ergriffen hatte, wieder hin, ging in ein Nebenzimmer und kehrte nach einigen Minuten in einem andern Kleide zurück. Es war derſelbe Rock, in welchem er zehn Jahre vorher als Deputirter ſeines Vaterlandes vor dem britiſchen Unterhauſe die Zielſcheibe von den Schmähungen der engliſchen Miniſter geweſen war.

Lord Cheſterfield ward durchaus nichts, als ein geiſtvoller, gewitzter, gewandter, artiger Mann im Schreiben und Umgang. Man wird ſagen: das iſt ſchon viel! Es mag ſeyn. Ich finde aber, es ſei nicht viel, wenn man nichts, als ſein Handwerk verſteht; wenn der Schneider nur ein vollkommener Schneider, der Feldherr nur ein vortrefflicher Feldherr, der Hofmann, Diplomat, Schriftſteller nur dies und

nicht mehr, nämlich Mensch, ein großsinniger Mensch ist, Alles liegt mir doch an der Schminke und Abrichtung im gesellschaftlichen Leben, wenn der Mensch nichts, als diese Schminke und Abrichtung hat?

Wenn Chesterfield einem Lord, der die ihm beim Spiel hinabgefallene Guinee am Boden suchte, mit einer Banknote von zehn Pfund Sterling zündete, die er zum Fidibus gedreht hatte: so liegt darin eine Lehre für das Schickliche unter Männern vom Stande, etwas Großartiges in Verachtung des Geldes, dessen sind jedoch tausende fähig.

Aber nun lese man, neben diesem Zuge und neben seinen Schriften, Chesterfields Testament. Welche stolze Undankbarkeit des vornehmen Herren! — Er vermacht der Mutter seines natürlichen Sohnes Philipp Stanhop, (an den die bekannten Briefe geschrieben sind,) ihr, die er einst um Tugend und Ehre betrogen, ihr, die eine bejahrte Person seyn mußte, (der Sohn war schon in seinen dreißiger Jahren seit langer Zeit gestorben) ihr vermacht er 500 Pfd. Sterling, „as a Smale reparation of the injuries.“ Alten Bedienten, die ihm vierzig Jahre gedient hatten, vermachte er 40 — 50 Pfund, „wenn sie sich noch zur Zeit seines Todes in seinem Dienst befänden.“

Zu den einzigen Albernheiten bei der Pariser Straßen-Polizei gehört, bei Gelegenheit der Promenade von Longchamps die Einrichtung, daß alle Equipagen, die sich dann auf den Boulevards zeigen, gern oder ungern sich in die lange Reihe der eleganten Fuhrwerke eingliedern und die Spazierfahrt nothwendig mitmachen müssen. Es ist ein Wagenstrom, dem kein anderer Wagen nahe kommen darf, ohne von ihm mitgezogen zu werden, wie das bei den Osterpromenaden in St. Petersburg auch Sitte ist.

Der Gräfin Laval gings dabei übel. Sie hatte Gesellschaft bei sich, die zum Mittagsmahl eingeladen war. Sie pflegte ihre Speisen vom Restaurateur Robert kommen zu lassen. Ein Unterkoch pflegte die Gerichte in einem Fiacre mit sich zu nehmen, sie in das Hotel zu bringen und dort die letzte Hand anzulegen. Er fuhr glücklich ab, gerieth aber auf den Boulevards in den bezauberten Wagenstrom, mußte mit seinen Puddings, Braten, Fischen und Saucen die heillose Promenade von Longchamps mitmachen und die Gäste der Gräfin hungerten verzweiflungsvoll seiner Rückkehr bis gegen Mitternacht entgegen.

Der Herzog von D. intereſſirte ſich beim Großſiegelbewahrer de Serre für einen ſeiner Bekannten, der aber, als de Serre ſeine Stelle verlor und Peyronnet an die Stelle kam, wegen ſeiner Anliegenheiten in Sorge gerieth: „Fürchten Sie nichts!“ ſagte der Herzog: „Mr. de Peyronnet est un parvenu, c'est de la canaille; mes recommandations seront des ordres pour lui.“ — Das iſt altfranzöſiſcher Adelston. Wer nicht alten Adels iſt, der iſt Roturier (Ruptor terrae, Bauer).

Vorzeiten hatten die Könige Hofnarren, welche zuweilen treffend die Wahrheit ſagten, wozu ſie das Vorrecht beſaßen, weil die Wahrheit doch der Narrheit gleich galt. Heutiges Tages haben wir mit gleichem Privilegium Volksnarren. Ein ſolcher iſt Bobêche. Er ſpielt auf dem Boulevard du Temple. Sein Theaterchen iſt aber ſo eng, daß er nicht mehr geſtikuliren kann, wenn ſein Schwager, mit dem er ſpielt, auch darauf ſteht. Er iſt gezwungen, dann die Hände in die Taſchen zu ſtecken. Mit Recht rief er daher unlängſt: Il me faut une place, il me faut absolument une place!

Mais sais-tu bien qu'il faut remplir sa place?

— Remplir? on en remplit une partie et le reste est rempli par d'autres.

— Mais quelle place veux-tu donc?

— La place Vendôme.

La place Vendôme! Je te sera bien difficile de l'avoir.

Rien de plus facile. Je dénoncerai la colonne. *)

Spielte nicht auch Solon den Volksnarren, als in Athen verboten war, von dem Kriege mit Aegina zu ſprechen?

Zu dem unglücklichen Ausgang des Krieges der Maratten im Jahr 1803 gegen die Engländer ſoll der General Boin, der von ihnen abfiel, großen Theils mitgewirkt haben. Er lebt jetzt in Paris, hat ein Fräulein d'Osmond geheirathet, und, wie man ſagt, 600,000 Fr. Einkünfte.

Als Zimmermann ging er nach Oſtindien und zu den Maratten, bei denen er ſich durch Kenntniß und Unerſchrockenheit die Huld des

*) Die aus den von Ruſſen und Oeſterreichern eroberten Kanonen gegoſſen, durch Napoleon errichtet, die Thaten des Heers aus dem Feldzug von 1809 in halberhobener Arbeit darſtellt.

Fürsten erwarb. In einem Gefecht ward ihm der Arm verwundet. Er bemerkte, daß die Wunde schwarz zu werden anfing; befahl, ihm das Glied unverzüglich abzuhauen, und tauchte den Stumpf in siedendes Oel, um das Bluten zu stillen. Diese Handlung erwarb ihm bei den Maratten die höchste Achtung; er ward im Kriege gegen die Engländer einer ihrer ersten und glücklichsten Befehlshaber. Nur sein Geiz kam seiner Herzhaftigkeit gleich. Er hatte bei den Banquiers in Calcutta ungeheure Summen angehäuft. Lord Wellesley (heut Wellington) benutzte den Umstand und ließ ihm melden, wenn er länger bei den Maratten bleibe, werde man auf sein Vermögen in Calcutta Beschlag legen; wolle er zu den Engländern kommen, würde er bei ihnen größern Gewinn, als bei den Maratten finden. Er besann sich nicht lange und ging zu den Feinden der Maratten über, um seinen Schatz in Calcutta zu retten.

Wie sich britischer Humor und französischer Humor unterscheiden, zeigten Swift und Sieyes bei ähnlichen Anlässen. Bekannt ist die Anekdote, wie Swift einst in der leeren Kirche, wo Niemand, als er und der Küster waren, den Gottesdienst ganz ernsthaft mit den Worten anfing, indem er sich zu diesem wandte: „der Apostel, mein andächtiger und in Christo geliebter Herr Rogers, meldet in seiner“ u. s. w.

Sieyes befand sich lange vor der Revolution, und eh er noch Großvikar von Orleans geworden war, auf dem Lande bei einer Familie, als deren Schloßkapellan. Eines Morgens fand sich von der Herrschaft niemand bei der Messe ein; nur ein paar Bauerweiber saßen da. Sieyes, als er vom Altar aus das sah, packte sein heiliges Geräth zusammen, murmelte: les hougres se f-de moi! zwischen den Zähnen und ging davon.

Es ist zuletzt immer tröstlich zu finden, daß gewissenlos so viel heißt, als unvernünftig, und umgekehrt.

Man kann nicht über dem Gesetz seyn, ohne auch ausser dem Gesetz.

Wer selten Recht hat, will immer Recht behalten.

Ueber Tadel erheben sich Viele; über Lob aber Wenige.

Der Mensch hängt selten mit ganzer Seele an das, was ihm theuer ist; selbst der Jesuit P. Bellarmin, wie Bayle erzählt, hing nur mit halber Seele Christo an, deßwegen er in seinem Vermächtniß

dieſe Hälfte ſeiner Seele dem Erlöſer, die andere Hälfte aber der heil. Jungfrau beſtimmte.

Welche ungeheure Beamtenſchreibereien heutiges Tages die Plage manches Staates ſind, wie man das zum Behuf des öffentlichen Verkehrs beſtehende Poſtweſen mißbraucht, wie man durch ungebührliches Porto dieſen Verkehr erſchwert, wie man das Publikum obrigkeitlich brandſchatzt, davon kann folgendes Beiſpiel mit wenigen Worten zeugen.

Ein deutſcher Oberpoſtmeiſter erzählte mir, er ſey durch mehrmalige Unterſuchungen zu dem Ergebniß gelangt, daß auf einen Centner Briefſchaften drei und neunzig Pfund portofreie Dienſtſachen kommen. Die übrigen ſieben Pfund müſſen alſo natürlich die Transportkoſten dieſer drei und neunzig tragen.

Erinnerungen

an

Heinrich Pestalozzi.

Von Heinrich Zschokke.

Die heil. Schrift meint es auch darum so gut mit uns, daß sie nicht blos mit den großen Thaten der heiligen Männer rumpelt, sondern uns auch ihre kleinsten Worte an den Tag legt und so den innern Grund ihres Herzens für uns aufschließt.

Luther.

Erste Bekanntschaft mit Pestalozzi.

Einem Jüngling von kaum fünf und zwanzig Jahren verbreiten Gefühl und Einbildungskraft, wie man weiß, einen zauberhaften Firniß über das Bild des Weltganzen und der eigenen Schicksale. Die Lichtpunkte werden darin glänzender, die dunkeln Stellen finsterer; die Verbindungen aller Gegenstände räthselhafter und nur um so anziehender. Er sieht in seinem Eden, wie einst Adam und Eva, nur die Elohim und die böse Schlange, Engel und Teufel.

Als ich im Jahr 1795 von meiner ersten Durchwanderung der Schweiz, noch trunken von dem wunderreichen Schauspiel der Gebirgswelt und der Seelandschaften, das erste Mal in das allberühmte Zürich kam, ging ich, möcht ich sagen, mit einem Schauern frommer Ehrfurcht durch die Straßen. Ich kannte die Stadt nur als die Heimath so vieler unsterblichen Männer und großen Gelehrten voriger Jahrhunderte und heutiger Zeiten. Nun schienen sie mir noch alle zu leben; jedes Haus schien die Herberge eines Weisen zu seyn, und die Menge der Handwerker, Künstler, Krämer und Kaufleute nur für das Bedürfniß derer versammelt, welche hieher zu den Unsterblichen, wie fromme Christen zu einem Gnadenort wallfahrteten.

Vor Allem gern wär' ich in die Bekanntschaft des Pfarrers Joh. Caspar Lavater 1) getreten, so wie noch lieber in die des berühmten Verfassers von Lienhard und Gertrud. 2) Letzteres gelang mir unerwartet bald. Der als Schriftsteller bekannte Leonhard Meister 3), ein geistreicher und gefälliger Mann, führte mich eines Tages in eine Abendgesellschaft ein, wo ich unter mehrern Gelehrten Zürichs auch Heinrich Pestalozzi finden würde. Diese Gesellschaft versammelte sich wöchentlich ein Mal bei dem Greisen Dr. Hirzel, dem Verfasser des philosophischen Bauers. 4) Ich trat schüchtern zu ihm in das Heiligthum. Es war ein großes Zimmer, von den brennenden Kerzen des Theetisches nur matt beleuchtet; von Bücherschränken die Wände bedeckt; alles Geräth schwer und alterthümlich, aber reich und glänzend erhalten. Seitwärts aus dem Dunkeln erhob sich auf einem Gestell die schwärzliche Büste Steinbrüchels 5) in Bronze, dessen Name noch heut den Philologen werth ist. Ich fand hier mehrere angesehene Gelehrte Zürichs versammelt. Ihre Gespräche, ihre Scherze selbst wurden mir lehrreich. Diese Theegesellschaft mahnte mich an sokratische Gastmahle. Auch Pestalozzi erschien und ich ward ihm vorgestellt. Er sagte mir nur wenige Worte; eilte von einem der Anwesenden zum andern; blieb unstätt und flüchtig, bis man sich anschickte, die Vorlesung von der Arbeit eines der Gäste zu hören. Da verschwand er. Dergleichen Vorlesungen wurden regelmäßig und abwechselnd von den Mitgliedern dieses freundschaftlichen Kreises gehalten. Ich erinnere mich, hier auch unter andern zuerst Bruchstücke aus der Lebensgeschichte Salomon Geßners gehört zu haben, welche der Professor Joh. Jak. Hottinger 6) damals bearbeitet hatte und vortrug.

Da ich, als frommer und eifriger Lehrling, dem geselligen Verein dieser in den mannigfaltigsten wissenschaftlichen Beziehungen ausgezeichneten Gelehrten allwöchentlich beiwohnte, kam auch die Reihe endlich an mich, eine Vorlesung zum Besten zu geben. Die gerechte Scheu, bejahrten Männern von so hoher Geistesreife eine meiner grünen Früchte vorzulegen, rettete mich nicht von der Verbindlichkeit. Ich weiß nicht mehr, was ich ihnen am bestimmten Abend las. Ich würde dessen auch gar nicht erwähnen, wenn daraus nicht auf sonderbare Weise die Veranlassung entsprungen wäre, welche mich mit Pestalozzi näher zusammenführte.

Am Morgen nach meiner Vorlesung empfing ich von dem ehrwürdigen Greise Hirzel einen Brief, welchen ich, wie Wort eines guten

Engels, unter meinen kleinen Heiligthümern aufzubewahren beschloß. Er bezeichnet die Herzensgüte und den Geist vom Verfasser des philosophischen Bauers zu schön, als daß ich ihn hier nicht mittheilen sollte. Er lautet folgendermaßen:

„Mein sehr verehrter, junger Freund!

„Sie denken zu edel, die Zuschrift eines Greisen in einem schiefen Lichte anzusehn und darüber zu spotten; da er einen Drang in sich fühlte, Ihnen die Empfindungen zu erkennen zu geben, die Sie ihm eingeflößt haben, da Sie ihm zum ersten Male die Früchte Ihres Genie's haben kosten lassen. Ich sehe große Seelenkräfte in Ihnen entwickelt, von denen wichtige Einflüsse auf eine Menge Leser und Leserinnen müssen erwartet werden. Allein verzeihen Sie einem Greisen, den Alter und Erfahrung furchtsam gemacht haben. Je größer die Kräfte Ihres Geistes sind, je sorgfältiger sollten Sie seyn, ihnen die Richtung zu geben, in welchen sie der Menschheit wahren Nutzen bringen, wenigstens keinen Schaden verursachen.

„Ich erzittre, wenn ich mir die Folgen von Jean Jacques Rousseau's tief eindringendem, aber allzu excentrischem philosophischem Genie vorstelle; die fürchterlichste Revolution nämlich in der aufgeklärtesten, an hellen Geistern fruchtbarsten volkreichsten Stadt Europens, die so sehr ansteckend wird; — oder auch nur die Folgen von Göthens geniereichen Arbeiten, wie viele gute junge Köpfen beiderlei Geschlechts dadurch verwirrt und zu Grunde gerichtet werden. Indessen thut es mir weh, wenn allzu große Aengstlichkeit die Schwingen Ihres Genie's lähmen sollte. Gottes Fürsehung wolle Sie leiten und Sie zu einer Flöte bestimmen, durch deren weit ertönende Musik die Seelen zur allgemeinen Menschenliebe, zur wahren Tugend und Verehrung der Gottheit, der Quelle aller Liebe, alles Glücks zu stimmen. So können Sie, mein Theuerster, zum größten Segen der Menschheit, vorzüglich Deutschlands werden. Zum größten Vergnügen am späten Abend werd' ich es rechnen, die besten Proben einer solch himmlischen Musik noch angehört zu haben. Gott segne Sie!

Zürich, den 5. Nov. 1795. Dr. Hirzel, Philos. Studiosus in dem einundsiebenzigsten Jahre des Alters.

In der That wußte ich weder damals, noch weniger in spätern Jahren, was die übergroßen Erwartungen oder Befürchtungen des vortreffliche[n] Alten hätte veranlassen, oder rechtfertigen können. Am belehrendsten war für mich die merkwürdige Unterschrift, vielleicht weil sie mich am

meiſten demüthigte. Ich zeigte ſie auch meinem Freunde Oelsner, 7) dem ich damals gern Alles mittheilte, einem feinen, ſcharfſinnigen, lebensgewandten Manne, in deſſen Geſellſchaft ich bald darauf nach Bern und ſpäterhin nach Paris reiſete.

Ich befand mich eben bei ihm. Wir waren noch im Geſpräch, als ſich die Thür des Zimmers öffnete. Ein Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, hager, pockennarbig, ſchlicht gekleidet, mit flatternden Haaren trat herein. In zwei, drei großen Sätzen war er durchs Zimmer plötzlich vor uns, und mit freundlicher Haſtigkeit die Unterhaltung beginnend. Es war Peſtalozzi. Ich konnte dieſe ſeltſame Erſcheinung lange nicht mit meiner Vorſtellung vom Schöpfer des klaſſiſchen Werks Lienhard und Gertrud paaren.

Hirzel's Brief ſchien mir erſt einige Bedeutſamkeit für ihn zu haben, obwohl er mich eigentlich über die Warnungen desſelben beruhigen wollte und dabei bald muthwillig, bald ſarkaſtiſch über das gelehrte Zürich ins Gericht ging. Sein Weſen ſprach mich nicht an. Ich verkannte den herrlichen Mann, wie ihn tauſende verkannt haben.

Der Schriftsteller fürs Volk.

Indeſſen die Bekanntſchaft war gemacht und wurde fünf Jahre ſpäter in Luzern erneuert, wo Peſtalozzi damals, ermuntert und unterſtützt von der helvetiſchen Regierung, eine Zeitſchrift unter dem Titel: „helvetiſches Volksblatt“ herausgab. Der Zweck desſelben ſollte ſeyn, die größere ungebildetere Maſſe der Nation über Urſach, Gang und wünſchbare Folgen der ſchweizeriſchen Staatsumwälzung zu belehren. Eine ſchwierige Aufgabe, zumal wenn man weiß, daß in jener Zeit weitaus der größte Theil des Volks, in tiefſter Unwiſſenheit über die Ereigniſſe des Tages lebte, wenig las, auſſer Kalender und geiſtliche Bücher zum Kirchengebrauch; oder gar nicht einmal leſen konnte. Es hatte weder Vaterlands- noch Freiheitsliebe, ſondern hing ausſchließlich ſeiner Heimath an, ſeinem Dorf, ſeinem Städtlein, ſtolz auf die ihm vergönnten kleinen Rechtſame und Freiheiten der Ortſchaft, in der es wohnte. Sein Glaube war meiſtens gedankenlos aufgenommener Aberglaube der Vorfahren; ſeine Sittlichkeit und die Geſetzlichkeit in der es ſich bewegte, weit mehr Gewohnheitsweſen, als Ueberzeugung.

Eines Tages trat Peſtalozzi, begleitet von ſeinem Verleger, Heinrich Geßner, dem Sohn des Idyllendichters, zu mir ins Zimmer,

um mich zu bewegen, Mitarbeiter an jenem Volksblatt zu werden. Ich weigerte mich, weil dies Blatt, sowohl dem Inhalt, als der Sprache nach seinen Zweck verfehle, und kein Blatt für den gemeinen Mann sei, dem es doch eigentlich bestimmt wäre. Schon darum aber, weil es auf Kosten einer dem Volke fremdartigen, ja verhaßten Regierung erschiene und von ihr in den Dörfern verbreitet wäre, verlöre es Vertrauen und Glauben. Man wisse, es sei kein freies, unabhängiges Blatt, darum könne es nicht die reine Wahrheit sprechen. Es müsse sich durch Unabhängigkeit, und selbst daß es zuweilen mit in die gegründeten Klagen über die Zeit tapfer einstimme, erst selber Zutrauen gewinnen, um dasselbe durch sein Wort endlich auch der bestehenden Regierung zu verschaffen.

Darüber erhob sich nun zwischen uns lebhaftes Wortwechseln. Geßner fühlte sich durch die abschlägige Antwort, Pestalozzi durch mein Urtheil über das Unvolksthümliche des Inhalts und Tons seiner Zeitschrift gekränkt. Ich hatte Noth, mich zu vertheidigen.

„Das Volk ist ein Kind," sagt' ich: „Wer es emporheben will, muß sich vorher zu ihm niederbeugen. Wollt' ich für dasselbe schreiben, würd' ich mir etwa einen verständigen Knaben von acht bis zehn Jahren vorstellen, dem ich meine Vorstellungen deutlich und faßlich beibringen möchte. Das Volk ist ein Kind mit beschränkten Begriffen; der Macht der Einbildungskraft und der Gefühle mehr, als dem Gesetz des Verstandes untergeben. Darum liebt es das Wunderbare; sieht viele Wunder; und glaubt das Unglaublichste weit leichter, als die einfachste Wahrheit. Ueber Küche, Stall und Pflug hinaus, wird ihm alles Uebrige und Höhere zur Poesie, weil es selber Alles poetisch anschaut, wie jedes Kind, ohne deswegen Verse zu machen, oder sie zu lieben. Darum muß man durchaus mit ihm bildlich sprechen: aber nicht gesucht, sondern einfach, wie die Bibel in Luthers Uebersetzung, wie Tschudy's, oder Anderer Chroniken. Da ist ächter Volkston! trockne Erörterungen, abgezogene Begriffe sind ihm fremde Zungen. Der geringste Theil unserer Landleute ist fähig, die Predigten des Pfarrers zu verstehn, oder deren Gedankengang fünf Minuten lang unabgebrochen zu verfolgen. Daran liegt auch dem ländlichen Zuhörer wenig. Er faßt einzelne Stellen der Rede für sich auf; beachtet mehr das Aeussere und Zufällige; das Uebrige, was den Horizont seines Verstandes übersteigt, ist ihm eben das Liebste, das Unbegreifliche, Wunderhafte und Heilige. Der katholische Bauer würde, mit Verbannung der lateinischen Sprache

bei seinem Gottesdienst, das Anziehende desselben, den Reiz des Geheimnißvollen einbüßen. Die Sprache des alten Roms ist ihm die allein würdige auf den Lippen des Priesters, vor dem Altar zu Gott. Er ist damit gleichsam dem Ohr der Heiligen näher und klarer."

"Fort also mit streng wissenschaftlichen Abhandlungen aus Euern Volksblättern! Kleidet alles in ein geschichtliches Gewand. Historien und Fabeln hört jedes Kind mit Lust. Und wollt Ihr Euren Lehren und Meinungen Nachdruck geben, so flechtet, statt der trockenen Beweise, ein halbes Dutzend sprüchwörtlicher Redensarten ein. Damit schlaget Ihr durch. Sprüchworte sind die Axiome des bildungslosen Haufens; die Urgrundsätze seiner Haus- und Lebensphilosophie; der Fünftelsaft gesammter Erfahrungen der Vorwelt. Verlanget Ihr noch ein Uebriges zu thun, so gewinnet dem eine lächerliche Seite ab, was Ihr bestreitet. Es wohnt im Volk, wie im Kinde, ein Hang zur Satyre, und schelmischen Neckerei. Ein drolliger Einfall wiegt ein Dutzend Vernunftgründe auf. Wem man dafür zulacht, dem stimmt man bei."

"Und vor allen Dingen, um das Zutrauen des Volks zu gewinnen, laufet nicht gleich anfangs gegen dessen Vorurtheile Sturm. Uebereilt nichts! Stellt Euch seiner Meinung gleich, und knüpfet erst an seine Vorurtheile Eure bessern Urtheile an. Es wird späterhin schon selber Widerspruch in sich bemerken, irre werden, anfangen zu zweifeln und das Richtige und Wahre zu suchen. Dann dünkt es sich weiser, als der Lehrer; und das ist schmeichelhaft für beide Theile, nur in verschiedenem Sinn.

"Auch ist eben nicht nöthig, wenn Ihr für's Volk schreibt, daß Ihr ihm saget, Ihr schreibet fürs Volk. Es weiß von selbst, was ihm und seiner Fassungskraft gemäß ist, ohne daß Ihr es ihm meldet. Der gemeine Mann nennt sich zwar selbst so, wenn er gegen Gelehrtenstolz seinen eigenen Stolz, doch nur mit halbem Ernst, verstecken will; aber er hört sich nicht gern gemeinen Mann nennen. Schon das Aeussere der Volksschrift muß ihn anlocken und ihm sagen, was für ihn ist. Kein weißes, feines Papier; das taugt für zarte Hände in der Stadt; graues dickes Papier, das zwischen Fingern ertastbar ist, welche durch harte Tagesarbeit hornartig geworden sind; grau und grob, wie die schöne Melusine, die Haimonskinder, der gehörnte Siegfried oder geistliche und weltliche Lieder "gedruckt in diesem Jahr." Und der Titel Eures Volksblatts, wie im Kalender, roth und schwarz; das wirkt! und lautend, ad modum der Tabackspäcklein am Fenster des Krämers: "aufrichtiger

oder veritabler Suicent-Kanaster," etwa: der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen und was ausserdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun."

So ohngefähr sprach ich, und sagte sogleich in angeregter, lustiger Laune, aus dem Stegreif ein Paar Artikel her, wie sie im Volksblatt ohngefähr erklingen müßten. Geßner lachte mit mir von Herzen; Pestalozzi hingegen schwieg und war niedergeschlagen. Endlich sagte er mit offenem Schmerz: "Bisher bildete ich mir auch ein, zu wissen, was Gemüth und Ton des Volkes sei; und andere Leute, die Lienhard und Gertrud gelesen hatten, glaubten das mit mir. Am Ende seh' ich nun, daß ich's nicht verstand, im Geist des Volks zu sprechen, und die mir Beifall spendeten, verstanden es noch weniger. Ich bin nun nichts, gar nichts."

Ihm standen bei diesem Worte Thränen im Auge und es blieb ungewiß, ob wirklicher Ernst oder Ironie, Verzagtheit an seinem Werth, oder verwundete Eigenliebe, mehr Antheil an dieser Aeusserung habe. Mir that weh, einen Mann, den ich hoch ehrte, gekränkt zu haben. "Nein, verstehen Sie mich nicht falsch, oder vielleicht sich selber nicht falsch!" rief ich: "Ihr Lienhard und Gertrud ist ein Meisterwerk, dem Aehnliches die deutsche Literatur nichts aufzuweisen hat, aber — es ist schlechterdings kein Volksbuch; darum ist es auch nicht in den Händen des Volks. Ich fand es in vielen Bücherſammlungen der Städte; noch in keiner Bauerhütte. Es ist ein reines, treues Gemälde des Volks, seines Gemüths, seiner Denkweise und Sitte; es athmet im Geist und Leben des Landvolks, und spricht sogar in der anmuthigen Einfalt desselben, besonders im ersten Theil, welchen ich für das Beste des Ganzen halte. Aber das Ganze ist kein Buch fürs Volk, sondern für jeden, der, zur Erweiterung der Menschenkenntniß, tiefe Blicke ins Wesen und Leben des Volks hineinsenken will. Auch ich, der ich dieses nie unmittelbar kennen zu lernen Gelegenheit hatte, kenne es nur durch Sie. Sie sind mein Meister; und durch Sie erst weiß ich, wie ich zum Volke reden muß, um Anklang darin zu finden."

Indem ich dieses und Aehnliches sprach, wandelte Pestalozzi unruhig durchs Zimmer; wandte sich dann plötzlich zu mir, schloß mich in seine Arme und forderte meine Freundschaft. Von diesem Augenblick an war sie fürs Leben geschlossen, und begrüßten wir uns mit dem brüderlichen Du. Er selbst scherzte nun mit uns über die Idee eines

Volksblatts nach meinem Plan und vereinigte ſich mit Geßner, mich zur Herausgabe eines ſolchen zu bereden. Ich willigte ein. In der That hatte das Blatt gleich in den erſten Wochen einen mir ſelbſt unerwarteten Erfolg. Doch kaum nur ein Vierteljahr lang konnt' ich die Herausgabe beſorgen, weil ich zu andern Geſchäften berufen wurde. Früher ſchon hatte Peſtalozzi Luzern verlaſſen und der Theilnahme an ſeinem Volksblatt entſagt.

Er in Stans.

Bald nachher fand ich ihn zu Stans in Unterwalden wieder; es war im Mai 1799. Die Regierung hatte mich dahin mit prokonſulariſchen Vollmachten geſchickt, das unglückliche Land durch Einführung geſetzlicher Ordnung und beſſerer Verwaltung wieder zu beruhigen.

Bekannt genug iſt der Aufſtand, welcher durch die Wuth einiger Prieſter in dem frommgläubigen Volk von Unterwalden nid dem Kernwald, im Herbſt 1798, erregt, und bekannt genug, wie furchtbar er mit Blut und Flammen getilgt worden war. Bei vierhundert Einwohner hatten das Leben durch die Waffen der Franzoſen verloren; mehrere hundert flüchtig die Heimath verlaſſen. Viele Andere lagen in Gefängniſſen. Die noch ſtehenden Gebäude und Hütten reichten kaum hin, den übrig gebliebenen Familien kümmerlich Obdach zu geben. Inzwiſchen wetteiferten die größern Städte der Schweiz voll Mitleids, den Hülfloſen Troſt zu bringen. Man ſandte Geld, Nahrungsmittel, Kleider und Waaren aller Art dahin. Ein Theil davon ward beſonders für die verwaiſeten, oder verlaſſenen Kinder zurückgelegt, welche in einem von den Flammen verſchonten öffentlichen Gebäude verſammelt und verpflegt wurden. Dieſen beklagenswerthen Kleinen ein Vater und Lehrer zu werden, war Peſtalozzi voll Erbarmens nach Stans geeilt. Mit rührendem Erbarmen opferte er ſich ihnen, auf jede Lebensbequemlichkeit verzichtend, ja mit Gleichmuth ſelbſt Verkennung, Verachtung und unverholenen Spott der Unterwaldner ertragend, welche die Größe dieſes ſeltenen Geiſtes nicht begriffen, und ihn für einen gelehrten Halbnarren oder für einen hungrigen Spekulanten halten mochten, der dies Gewerbe aus Armuth treibe.

Vermuthlich hatte er, durch Vernachläſſigung ſeines Aeuſſern, ſelber die letztere Art des Urtheils veranlaßt. Es war nichts Seltenes, ihn auf den Straßen zu erblicken, wie er ſich allenfalls im Innerſten ſeiner

Wohnung zu seyn erlauben mochte; ohne Hut, im buschigen Haar, mehrtägigem Barte, eingetretenen oder ungebundenen Schuhen, herabfallenden Strümpfen, den Rock ungebürstet, verkehrt, geknüpft u. s. w. Mich selbst befremdete anfangs dieser Anblick, an den er mich weder in Zürich noch Luzern gewöhnt hatte. Ich machte ihn darauf und auf die Wirkungen davon im Volke aufmerksam. „Laß mich", sagte er dann: „Ich bin arm, ich will arm seyn. Ich bin reich, und will nur reich durch meine armen Kinder seyn. Die verstehn mich; am Verstand der Andern ist nichts mehr gelegen; sie haben keinen oder er ist verrenkt und verzerrt." Solche Worte mit Heftigkeit von ihm ausgestoßen, hinderten mich jedoch nicht, zuweilen bei ihm das Geschäft des Kammerdieners zu verrichten, wenn ich ihm zu einem Erhohlungsgang durch die stillen Wiesengründe von Stans und Wolfenschießen abholte, um mich in seinen Gesprächen zu belehren und zum Edlern zu ermuthigen.

Als ich das erste Mal in das sogenannte Waisenhaus zu ihm kam, fand ich ihn in einem großen Saale auf- und abgehend. An einem langen Tische, der den Saal füllte, saßen bei hundert Kinder, alle still beschäftigt und mit solcher Andacht und Lust bei ihrer Arbeit, daß sie kaum eine augenblickliche Neugier zu stillen, den Kopf nach mir umwandten. Die Meisten mochten in einem Alter vor vier bis zehn Jahren seyn. Je drei saßen sie immer beisammen, das mittlere mit den Armen den Nacken der beiden kleinern Nachbarn umfassend und sie unterrichtend. Die einen lernten Buchstaben, die andern Zahlen, die einen rechneten, die andern zeichneten Linien oder regelmäßige Figuren. Pestalozzi sprang von den Einen zu den Andern. Er war in seiner Freude.

Die Noth hatte unsern menschenfreundlichen Philosophen zur Erfindung des gegenseitigen Unterrichts, zwischen den Brandstätten und Trümmern von Stans, geführt, wie in Ostindien zu Egmore, sechs oder acht Jahre früher, den Doktor Andreas Bell. Weder Pestalozzi, noch Europa wußten damals (im Mai 1799) von Bells oder Lancasters später berühmt gewordenen Unterrichtsweise. Denn Bells erster Bericht darüber im Jahr 1797 war selbst in London unbeachtet geblieben, und Lancaster ward erst am Ende Jahrs 1798, in der neugestifteten Armenschule zu London, genöthigt, sich um Bells Einrichtungen zu bekümmern.

Das Schauspiel überraschte mich; noch mehr der ungezwungne Eifer der Kinder und ihr in so weniger Zeit gemachter Fortschritt im Lernen. Denn die wenigsten derselben, nur einige der ältern, hatten vorher eine

Schule besucht. Wie Lancaster in London, strebte Pestalozzi in Stans, seine Erfindung zu vervollkommnen. Jener aber begnügte sich nur, den Mechanismus zu erweitern und auf verschiedenere Lehrfächer anwendbar zu machen; dieser hingegen ward von ihr zur Auffindung höherer Grundsätze der Lehrkunst und Geistesentwickelung geführt.

Er selbst war damals noch nicht für sich im Klaren. Er rang noch mit einer Idee, deren Wahrheit eben so sehr, als deren Wichtigkeit in der Kunst des Unterrichts unläugbar schien, aber welche bisher für den letztern unfruchtbar da stand. Das Gegenseitige des Unterrichts war ihm nur äusseres und hülfreiches Mittel; aber der naturgemäße Gang des Unterrichtens vom Ersten bis zum Letzten, vom Einfachsten bis zum Zusammengesetztesten, dieser ward ihm das Wichtigste von Allem, ohne welches weder schnelles noch gründliches Fortschreiten in Kenntnissen möglich sei, und alles Lernen des Kindes nur todtes Gedächtnißwerk, verstandloses Aufbewahren unzusammenhängender Dinge, sondern Kräftigung und Erschliessung geistiger Selbstthätigkeit bleibe.

„Siehst Du," sagte er oft, wenn wir beide einsam im Schatten des weiten Obstwaldes lustwandelten, welcher das Thal von Stans erfüllt: „Ich bin auf einer großen Spur, die zu Großem führt. Ich kann auf ihr nicht irre laufen. Die Wahrheit ist kein Naturgeheimniß; aber ihre Befruchtung ist heut noch ein Kunstgeheimniß. Alle Pädagogik blieb bisher Phrasenmacherei, basedowsche Spielerei, unverständige Einbläuerei. Es muß zum Heil des Menschengeschlechts eine Grundverbesserung des Unterrichts gemacht werden. Kein Mensch zweifelt daran, daß der Geist des Kindes sich aus seiner Einheit stufenweis aufschließt gegen die Welt, vom Allereinfachsten endlich zum Allerverschiedensten, wie der Samenkeim zum Stängel, zum Stamm, der Stamm zu Zweigen, die Zweige zu Blättern. Auf gleiche Weise sollten ihm auch die Unterrichtsgegenstände zugeführt werden, daß das Kind gleichsam Alles durch sich selbst und aus eigener Kraft erfassen und entwickeln könnte, und das Erlernte wieder in dessen Einheit begriffe. Aber da liegt eben das Geheimniß, die Kenntnisse zu vereinfachen, zu gliedern und zu reihen, daß sie den Kindern nicht bunt durcheinander zugeworfen werden."

In seinen philosophischen Bestrebungen, wie in seinen menschenfreundlichen Arbeiten zu Stans ward er jedoch bald und plötzlich durch kriegerische Unruhen gestört. Franzosen und Oesterreicher machten sich in der Nähe von Unterwalden, unter täglichen Gefechten, den Besitz von Uri streitig. Am 1. Juni (1799) verbreitete sich die Schreckenssage

durchs Land vom nahen Einrücken der Oesterreicher, von Lecourbe's gänzlicher Niederlage. Ungeachtet ich durch Eilboten von Luzern amtlich des Gegentheils versichert worden war, vermehrte sich dennoch die allgemeine Verwirrung und Angst um so mehr, da zwei Compagnien helvetischer Truppen, in panischem Schrecken, die wichtigsten Posten gegen Uri zu Baven, Seelisberg und Beggenried verliessen und nach Stans kamen. Zwar sandt' ich diese beruhigt sogleich in ihre Stellungen zurück; aber nicht so fruchteten meine Vorstellungen in Stans selber. Ueberall die größte Bestürzung, überall weinende Weiber und erschrockene Flüchtlinge, welche ihre geringe Habe in irgend eine Sicherheit retten wollen.

Als ich zufällig über den öffentlichen Platz vor der Kirche ging, sah ich diesen mit Verwunderung von einer Menge zerstreut umherlaufender Kinder angefüllt. Jedes derselben trug ein Bündlein von Kleidungsstücken. Bald erfuhr ich, dies seien die Ausgewanderten des Waisenhauses. Mehrere der Kleinen antworteten auf meine Frage: Wohin sie denn wollten? mit lautem Schluchzen. Sie wußten nicht wohin. Ich ließ die Kinder wieder sammeln und Pestalozzi herbeirufen. Er hatte sie im ersten Schrecken entlassen und insgesammt mit einem kleinen Kleidervorrath ausgestattet. Er selbst wußte weder von ihrer Heimath noch von ihren Verwandten, denen man sie zuführen lassen könnte; ja, er kannte nicht einmal die Geschlechtsnamen seiner Zöglinge und hatte kein Verzeichniß derselben gehalten. Er nahm sie auf meine Vorstellungen wieder ins Waisenhaus zurück.

Sechs Tage später rückte der französische General Loison, verdrängt aus Uri, mit seinen Truppen über das Gebirg in Unterwalden ein. Es wurden Lazarethe und Spitäler für die Kranken verlangt, während es für die Menge des Kriegsvolks im verheerten Lande an Herbergen fehlte. Da mußte demnach auch ein Theil des Waisenhauses geräumt, und die Mehrzahl der Kinder entlassen werden. Die letztern wurden, mit einem kleinen Geschenk, ihren Blutsverwandten und Eltern zurückgegeben, welche ohnehin nach denselben verlangt hatten. Nur zwei und zwanzig, deren Heimath niemand kannte, oder nach denen niemand gefragt hatte, blieben im Waisenhause, unter guter Aufsicht und Pflege zurück. Pestalozzi selbst verließ Stans und begab sich nach Bern. Denn von einem Tage zum andern konnte niemand verbürgen, daß diese Thäler und Berge nicht abermals vom wilden Getöse der Schlachten wiederhallen würden.

Wie er war.

Peſtalozzi ſuchte nun in einer Erziehungsanſtalt zu Burgdorf, wie man weiß, nachher im Schloſſe von Yverdon, die große Aufgabe ſeines Lebens zu löſen. Er lebte nur in ſeinen Ideen und nur für ſie. Er gehörte nur durch ſie der Welt an. Veredlung oder doch Entthierung der ärmern, verwahrloſeten, gröſſern Volksmaſſe durch Unterricht, blieb ſein ewiges Ziel. Ein Mann von ſo ſeltenen Geiſteskraft mußte groß auf das Zeitalter einwirken. Sein Name ward im geſammten Europa, wie in Amerika mit Ehrfurcht, oder Neid genannt. Nur in der Schweiz erkannte man den Auſſerordentlichen am wenigſten. Da ſah man nur den ſchlichten Schulmeiſter, der weder Lebensart, noch Lebensklugheit beſaß, und weder ſeinen Anzug, noch ſein Hausweſen in Ordnung zu bringen verſtand. Hier wurden ſelbſt ſeine Tugenden dem gemeinen Haufen lächerlich; und er hatte ſich glücklich zu ſchätzen, wenn man ihn nur für einen etwas überſpannten Kopf, nicht für einen gutmüthigen Halbnarren erklärte.

Mit durchdringendem Scharfſinn und Alles vergegenwärtigender Einbildungskraft, ſah er jede Schwäche, jede Stärke des Herzens. Er kannte die Menſchen; aber die Leute nicht. Kindlich gut, war er leichtgläubig, wie ein Kind. Oft von Andern mehr noch durch ſich ſelbſt getäuſcht, ward ſeine Leichtgläubigkeit eben ſo oft zum blinden Argwohn, als zum unverdienten Vertrauen, und bei der Reizbarkeit und Lebhaftigkeit ſeiner Gefühle ging er eben ſo ſchnell von einem zum andern über. Er wußte ſich im Allgemeinen verkannt; wer aber ſeine Eigenliebe ſchmeichelte, hatte ihn gewonnen und konnte ihn nach Gefallen leiten. Dies, und ſeine unverhehlten freiſinnigen Grundſätze in des Vaterlandes öffentlichen Angelegenheiten, wodurch er der Ariſtokratie und deren dienſtbefliſſenen Anhängern verhaßt blieb, waren die Urſachen, daß nie gedieh, was er ſelber ſchaffen wollte, um ſeine Ideale in der Wirklichkeit zur Anſchauung aufzuſtellen.

Er rang und duldete bis zum letzten ſeiner Tage. Wir beſuchten einander zuweilen und blieben im Briefwechſel. Noch wenige Wochen vor ſeinem Tode trat der hochwürdige Greis in mein Zimmer. Bei aller Hinfälligkeit ſeines Körpers erſchien die Kraft ſeines Geiſtes ungebrochen. Er entwickelte mir mit jugendlicher Lebendigkeit, die mich an die Tage von Luzern und Stans mahnte, eine ſeiner neuen Ideen,

über Vereinfachung des Unterrichtens in todten Sprachen. Er wollte darüber ein Werk schreiben.

Am treuesten zeichnete er sich selbst immer in seinen vertraulichen Briefen. Ich beklage, sie nicht alle bewahrt zu haben, welche er mir geschrieben. Nur wenige, die durch Zufall erhalten worden sind, theil' ich den Lesern mit. Es sind Reliquien in jedem Sinn.

Sein Landgut Neuenhof. 8)

Burgdorf 1801.

Ich will durch meine Freunde nachfragen, was für Güter im Aargau feil sind, und Dir dann Alles sagen, was ich hierüber vernehme. 9) Ich selber habe da eins, das dreißig Jahre das wirthschaftliche Elend meines Lebens ausmachte. Ich vermochte nie es gehörig anzubauen. Die Vorschüsse, die hiezu nothwendig sind, mangelten mir immer. Und wenn ich es bisher hätte verkaufen wollen oder müssen, so hätt' ich es, um so schlechter Anordnung willen, um die Hälfte seines wahren Werthes losschlagen müssen. Ich habe das Gut in einem Zeitpunkt gekauft, wo die Ankaufssumme ein Spott war. Ich kaufte viele Dutzend Jucharten, jede zu zehn Gulden, die jetzt zweihundert bis zweihundert und fünfzig gelten würden. Aber ich baute zwei Häuser auf dem Lande, und hatte durch Anstrengung aller Mittel, die doch immer nur halb genügend waren, meine Lage stets verschlechtert, ohne daß ich je dazu kam, mein Kapital nach seinem wahren Werth abträglich zu machen. Indessen gedenk' ich es jetzo doch nicht zu verkaufen, sondern wünsche meine letzten Tage an dem Ort meiner langen Leiden zu verleben und daselbst ein Waisenhaus anzufangen, in welchem meine Erziehungsgrundsätze, bis zur Vollendung reif, dann praktisch geprüft werden sollen.

Freund, das Elend meines Lebens war groß. Thu' das Deine, mir die Erreichung der Entzwecke, die mir jetzt dies Elend versüßen können, zu erleichtern, und glaube immer an mich mit Freundschaft.

Dein Pestalozzi.

Seine Aussichten.

Burgdorf.

Ich freue mich des Eindrucks, den Tobler's Proben auf Dich gemacht haben. Die Sache wird nach und nach mehr leisten. Es sind

kaum die ersten Linien eines Werks gezogen, dessen Vollendung eine nur allmählig steigende Vervollkommnung seiner Theile möglich macht. — Das Grab wird mich decken, eh' das Ganze auch nur in seinem ersten Umriß vollendet ist, und ein neues Menschenalter wird vorübergehen, eh' seine Theile sich auch nur von ferne der Vollkommenheit nähern. — Ich danke Dir mit einer Thräne im Auge, mir für meinen Zweck beizustehen. Thu was Du kannst, und wenn Du kannst, so komm' einen Tag hieher; es ist mir wichtig, Dir über alle Details so viel Licht zu geben, als immer möglich.

Sei forthin von Herzen gewogen einem Menschen, der — für sich selbst — gar nichts und mehr als nichts ist, und sich nur in der Zerstörung seiner selbst und nur noch in dem Traum fühlt, dessen ewig gedauerte Verspottung sein eigenes Ich vernichtet. — Freund, das sind nicht Melancholien. Einst wirst Du den Jammer meines Lebens erkennen, und Mitleiden haben mit Deinem

Pestalozzi.

Seine Armuth.

Burgdorf.

Freund, wußtest Du es nicht? — Dreißig Jahre war mein Leben eine unaufhörliche ökonomische Verwirrung und ein Kampf gegen eine zur Wuth treibenden äusserſten Armuth. Wußtest Du es nicht, daß mir gegen dreißig Jahre die Nothdurft des Lebens mangelte? nicht, daß ich bis auf heute weder Gesellschaften noch Kirchen besuchen kann, weil ich nicht gekleidet bin und mich nicht zu kleiden vermag? — O, Zschokke, wußtest Du es nicht, daß ich auf der Straße das Gespött des Volks bin, weil ich wie ein Bettler umherlaufe? — Wußtest Du es nicht, daß ich tausendmal kein Mittagessen vermochte und in der Stunde, da fast alle Arme an ihren Tischen saßen, ich ein Stück Brod mit Wuth auf den Straßen verzehrte? Ja, Zschokke, noch jetzt kämpf' ich den entsetzlichsten Kampf zwischen drückender Armuth und fürchterlichen Ausgaben; und habe das einzige Ziel, durch Standhaftigkeit in meinem Plan, noch vor meinem Tode die elendeste unter allen Haushaltungen, meine eigene Haushaltung, aufrichten zu können. Und das kann durch Verkauf meiner Bücher geschehen, wenn Freunde mir zu ihrer Verbreitung Hand bieten. Und darum ist es eigentlich und allein, warum ich auch Dich bitte.

Meine Ruhe hängt von meiner endlich errungenen Selbstständigkeit, im ganzen Umfang des Wortes, ab. Ich vermag aber nicht über mich selbst ruhig zu werden, als nur durch meinen Totalsieg über mein selbstverschuldetes Elend. Mein Gut soll mir aber auch in aller Noth nicht feil werden, eben weil es die Noth erhöht, die ich besiegen, nicht beseitigen will. — Ich will mit der Quelle meines Elendes nicht kapituliren, ich will sie bemeistern, und dann gern von ihr weggehen.

Lebe wohl und glaube an meine aufrichtige Liebe.

Pestalozzi.

Sein Wille zur Selbsthülfe. 10)

Burgdorf.

Freund, tausend Dank für die Aeusserung Deines Herzens, aber ich kann und will meine Zerrüttung keinem Freunde aufbürden.

Ich kann, will und soll mich selbst retten, und wenn ich das gethan habe, dann will ich wieder Liebe nehmen von den Menschen. Aber bis ich einmal in einem Stück ganz mit mir selber zufrieden seyn kann, kann auch kein Mensch Ruhe in ein Herz flößen, dessen Ingrimm alle meine Nerven bis zum Zerreißen anspannt.

Hilf mir zum Verkauf meiner Schriften und zum Ziel meines Herzens, zum Armenhaus, in dessen Stille und Schatten ich hinter Schloß und Riegel Ruhe suche. O Freund, meine Mißstimmung ist unaussprechlich; aber die Mittel zu meiner Selbstständigkeit wachsen mit jedem Tag.

Lebe wohl. Mich umhüllet eine Schwermuth, die sonst nie mein Loos war. Sie wird vorübergehen.

Ich freue mich Deiner Liebe. Möchte ich in der Lage seyn, Ruhe durch etwas, das ausser mir ist, in mich selbst giessen zu können, so würde ich noch mündlich mit Dir reden. Doch vielleicht giebt es sich einmal unverhofft, daß wir uns sehen. Lebe wohl.

Dein Pestalozzi.

Vergebliche Anstrengung.

Yverdon. Mai 1817.

Der Erfolg meines Subscriptionsplans wird darüber entscheiden, ob ich bis an mein Grab entweder mit den gleichen Schwierigkeiten kämpfen, immer in Hoffnung leeres Stroh dreschen muß, oder ob ich noch in meinem Leben dahin kommen soll, meinen Entzwecken mit einiger

Ruhe und auch äusserer Selbstständigkeit entgegen zu gehen. Meine Lage ist äusserst drückend. — Alle meine Bemühungen, alle angefangene Stiftungen stehen durch den Drang meiner täglichen Zwangverhältnisse still.

Ich weiß, Zschokke, Du wünschest mit mir, daß dieser Nothstand sich ende; und auch Du trägst ja gerne das Deine bei. Bleib getreu, ich bitte Dich. Komm' ich in eine bessere Lage, so kann ich gewiß noch etwas leisten, das auch Dir Freude machen wird. Kann ich es nicht, so muß das, was am meisten in mir gereifet, mit mir ins Grab fallen.

Anmerkungen.

1) In Zürich bildeten zu jener Zeit zwei einander entgegengesetzte Meinungsparteien der Gelehrten ihre ausschließlichen Kreise, so daß, wer dem einen angehörte, dem andern fremd blieb. Um nicht anzustoßen bei denen, die mich mit so vielem Wohlwollen aufgenommen hatten, that ich Verzicht, Umgang mit dem von mir seit meiner Kindheit verehrten Verfasser der Physiognomik zu suchen. Ich sah und hörte ihn zu Zürich nur einmal auf der Kanzel, als er von der unglaublichen Wunderkraft des Glaubens predigte, und unter andern, als Beweis dafür, das Schicksal verfolgter Christen anführte, welche in, ich weiß nicht welcher Wüste, dem Hungertode nahe, gläubig an Erhörung um Hülfe zu Gott gefleht hatten eine schreckliche Nacht hindurch, und Morgens ein strahlendes Schloß auf einem Hügel erblickten, wo sie alle mögliche Erquickung empfingen. Diese Predigt machte mich etwas irre an dem trefflichen Manne.

2) Bekanntlich hatte Pestalozzi dies Werk schon im Jahr 1781 herausgegeben. Er sagte mir später, er habe einige der Hauptpersonen darin nach lebenden Originalen gezeichnet; darum wären sie so neu und wahr.

3) Geboren zu Neftenbach bei Winterthur im Jahr 1741; erst Professor der Geschichte zu Zürich, dann Pfarrer, dann zur Zeit der helvetischen Republik in einer Kanzlei der Regierung angestellt.

4) Hans Caspar Hirzel, geboren 1725, gestorben 1803, der thätig für Veredlung deutscher Literatur mitwirkende Zeitgenosse Gleims, Sulzers, Klopstocks u. a. m. Sein philosophischer Bauer Kleinjogg, dessen Wirthschaft er beschrieb, hieß eigentlich Jak. Guyer. Das Buch war schon 1761 erschienen. Hirzels Sohn, welcher ebenfalls den Namen Hans Caspar trug, ebenfalls Arzt war, und als Menschenfreund und erster Urheber aller in der Schweiz entstandenen Hülfsgesellschaften, in

seinem Vaterlande lange noch segensreichen Andenkens bleiben wird, (geb. 1751, gest. 1817 in St. Gallen) ist mit ihm nicht zu verwechseln.

5) Joh. Jak. Steinbrüchel, geb. 1729 in Zürich, ein geistvoller Philolog, Uebersetzer des Euripides, Sophokles und einiger pindarischer Oden. Er war der Freund und Lehrer des eben erwähnten jüngern Hirzel gewesen, Hausfreund des ältern.

6) Vater (geb. 1750, gest. 1819) des noch jetzt lebenden trefflichen Fortsetzers von Joh. Müllers Schweizergeschichte, des Prof. Hottinger.

7) Damals ein junger Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, ein geborner Schlesier, der seit Anfang der französischen Revolution in Paris gelebt hatte, und nachmals durch seine gekrönte Preisschrift über den Einfluß des Mahomedanismus (im Jahr 1810) sich unter den französischen und deutschen Gelehrten namhafter gemacht hat; so wie er schon früher als Mitarbeiter an Archenholzens, Usteri's und Hubers geschichtlichen Zeitschriften und als Uebersetzer von Sieyes Schriften wesentlich zur genauern Kenntniß der Personen und Ereignisse der französischen Staatsumwälzung beigetragen hatte. Selten hab' ich einen feinern, geistreichern Mann im Umgang gefunden, als ihn. Vertraut mit den bedeutendern Männern damaliger Zeit in Paris, führte er mich selbst in die Bekanntschaft des Grafen von Schlabrendorf, Sieyes, Isnard u. s. w. ein. Er starb zu Paris im Jahre 1826.

8) Ein Landgut im Birrfelde, ohnweit Lenzburg im Kanton Aargau, welches er immer als Quell seiner ökonomischen Zerrüttung betrachtete. Schon im Jahre 1778 fing er daselbst an, eine Arbeitsanstalt für arme Kinder zu errichten, deren Erziehung und Unterricht er zugleich übernehmen wollte. Aber für das Geschäftsleben durchaus nicht geeignet, vermehrten die Anstrengungen und Opfer, die er vergebens gemacht hatte, den Verfall seiner Vermögensumstände.

9) Zurückgezogen aus der politischen Laufbahn, suchte ich ein kleines Landgut zum Kauf im Kanton Aargau.

10) Erschreckt durch den vorigen Brief, den ich im Schlosse Biberstein bei Aarau empfing, wo ich seit 1802 allen politischen Partheiungen fremd wohnte, lud ich den edeln Unglücklichen ein, sich loszureißen, zu mir in meine Einsamkeit zu flüchten, mit mir zu theilen, wie ichs hätte, und sorgenlos seine Ideen und Entwürfe schriftlich auszuarbeiten. Seinem Liebling Jean Jacques Rousseau, dem Geiste und Gemüthe nach, in Vielem verwandt, gab er die obige Antwort.

Die Glücksspiele.

1.

„Daß du eine Ambe gewinnen möchteſt!“ iſt gewöhnliche Verwünſchung unter dem gemeinen Volke in Genua, und in der That eine Verwünſchung, weil der Köder des kleinen Gewinnes den Spielenden meiſtens ins Verderben lockt. Seit etwa hundert Jahren gibt es faſt keine europäiſche Regierung, die nicht ihren getreuen Unterthanen landesväterlich das Nämliche gewünſcht, und ihnen die Erfüllung des frommen Wunſches nach Kräften erleichtert hätte.

Ein Genueſe, aber ein vornehmerer, ein Graf Calzabighi war es, auf deſſen Vorſchläge man, bald nach dem ſiebenjährigen Kriege, die Zahlenlotterie in Preuſſen einrichtete. Wo die öffentliche Meinung ſich nicht in Worten äuſſern darf, ſpricht ſie in Handlungen ſich aus; nur freilich nicht immer in ſo friedlichen, und leider eben deswegen ſo fruchtloſen, als es damals geſchah. In den guten Häuſern der größern Städte des Landes machte man es den Dienſtboten zur Bedingung, nicht in der Lotterie zu ſpielen; in mehrern adlichen mußten ſie wenigſtens verſprechen, keine Collekte zu halten, denn bis auf dieſe niedrigſte Stufe des Volkes hinab ſuchte die Regierung Gehülfen zum Vertriebe ihres Giftes. Und warum nicht? Jener alles gleichmachende Zauber, den man der Liebe zuzuſchreiben pflegt, gehört vielmehr dem Spiele an, und die Spielverbindung eines Königs mit einem Lakaien iſt offenbar bei weitem nicht ſo anſtößig, als die eheliche des Edelmannes mit einem Bürgermädchen. Auch bei den Heirathen geringer Leute kam häufig eine Verabredung vor, zufolge deren kein Theil, ohne des andern Wiſſen und Willen, in der Lotterie ſollte ſpielen dürfen. Gegen die Verführungskünſte der Staatsgewalt fanden Recht und Sitte nur noch in der Selbſthülfe des Einzelnen einigen Schutz.

2.

In einer Gemeinde des Fürſtenthums Neuenburg kam zu jener Zeit ein wohlwollender Mann, bei Gelegenheit eines Dorfjahrmarktes,

auf den Einfall, mit den versammelten Landleuten um Nüsse Lotterie zu spielen. Der Gedanke fand Beifall, und man spielte lustig den ganzen Tag; am Abende aber fanden sich alle Nüsse, die zu Markte gebracht waren, im Besitze des Bankhalters. Die Lehre war den Leuten begreiflich, und die Lotterie machte in ihrer Gegend kein Glück.

Bekannte Wahrscheinlichkeitsrechnungen zeigen den ungeheuren Vortheil, den sich bei diesem Spiele, und besonders den niedrigern Gewinnen, die bankhaltenden Regierungen vorbehalten. Seit Friedrichs II Tod indessen war die Verwaltung der Lotterie im Preussischen so unzweckmäßig, daß die Regierung nicht einmal für ihre Schande bezahlt wurde. Sie hatte Verlust und mußte zuschießen, und erst seitdem im Jahre 1814 einer der dabei angestellten Unterbeamten einen bessern Verwaltungsplan entwarf, gibt es wieder Nutzen, doch nur geringen.

In Frankreich ward auch das Unkraut öffentlicher Glücksspiele gleich manchem andern von der konstituirenden Versammlung niedergetreten, aber, wie auch so manches andere, nur niedergetreten, ausgerottet nicht. Ihm sagte der Boden zu, und schon unter den Direktoren trieb es neue Ranken. Mercier, am Ende doch ein bloßer Sophist, gewonnen durch das Versprechen einer Aufseherstelle mit acht- bis zehntausend Franken Gehalt, vertheidigte im Rathe der Alten den Gesetzesvorschlag zur Wiedereinführung der Lotterie. Vergebens widersprachen ihm Boissy d'Anglas und mehrere Andere; vergebens erinnerten sie ihn an seinen Widerspruch mit sich selbst, und führten sie ihm zu Gemüthe, was eben er in seinem Gemälde von Paris und noch sonst über die Verderblichkeit jener Anstalt geschrieben und gesagt; er half sich mit Unverschämtheit und Redensarten, und meinte: „damals habe er die Sache nicht so überblickt, wie jetzt, da er von einem höhern Standpunkte weiter sehe;“ und: „könne man dem Volke nun einmal das Glück nicht geben, so solle man ihm wenigstens die Hoffnung lassen.“

Bonaparte, der jedes von seinen Vorgängern ausgesäete Unheil zu benutzen wußte, und in einem ähnlichen Sinne für die noch reichern Erndten seiner Nachfolger Sorge trug, machte dieses Uebel ärger, indem er die Ziehungen, die bisher nur in Paris gezogen waren, in mehrern Städten bewerkstelligen ließ, und sie zugleich vervielfältigte. Es gibt ihrer gegenwärtig an fünf Plätzen, Paris, Lille, Bordeaux, Lyon und Straßburg, und an jedem derselben drei in jedem Monate, folglich in Allem fünfzehn monatlich, oder jeden andern Tag eine für das

ganze Land. Zu des Kaisers Zeiten gab es noch sechs und dreißig Ziehungen im Jahre mehr, die in Brüssel.

Der Gesammtbelauf aller Einsätze beträgt in Frankreich an sechszig Millionen Franken. Die Hälfte derselben zahlt Paris allein. Die rohe Einnahme schätzt man auf fünfzehn Mill., wovon jedoch sechs Mill., also Vierzig vom Hundert, an Erhebungskosten abgehen, und folglich nur neun Mill. als reiner Gewinn dem Staate zufallen. Nach Ganilh's Berechnungen, in seinem Versuche über Staatseinkünfte (Essai politique sur le revenu public), würde die Lotterieeinnahme Frankreichs im Jahre X, 1801, 18,480,182 Fr. ausgemacht haben, und betragen die Kosten allein bis fünfzehn Mill. oder den vierten Theil des Gesammtbelaufes der Einsätze. Jener ungeheure Gewinn müßte, unter dieser Voraussetzung, aus dem wucherlichen Spielumsatze von nicht mehr als fünf und vierzig Mill. hervorgegangen seyn. „Wär' es möglich," bemerkt eben dieser Schriftsteller, „auch das zu berechnen, was bei der Polizeiverwaltung und Rechtspflege, was in Krankenhäusern und Armenanstalten, im unmittelbaren Gefolge der Lotterie an Ausgaben mehr erforderlich ist, so würde man sich mit Erstaunen von einem Kostenaufwande derselben überzeugen, der *nicht allein* ihrem Ertrage gleichkommt, sondern auch ihn übertrifft." Zu einer so niederschlagenden Ueberzeugung aber gelangt man, und in noch vollerm Maße, auch auf kürzerm Wege. Das ganze in Umlauf befindliche Kapital nämlich, insofern es alljährlich einer es wiedererzeugenden (reproduzirenden) Anwendung entzogen wird, läßt sich, nach Abzug des reinen Gewinns, ganz füglich als Betrag der Erhebungskosten ansehen, die somit gegen sechshundert Prozent ausmachen, und so theuer kommt in der That jener Gewinn, zwar nicht der besteuernden Regierung, wohl aber dem steuernden Volke zu stehen, aus dessen Beutel sie zahlt.

3.

Anschaulichern Begriff, als Zahlen und Bücher zu geben im Stande sind, gewähren uns von den Wirkungen und Opfern der Lotterie einzelne ihrer Erscheinungen im täglichen Leben. So hat ein pariser Kollekteur, wie er einem seiner Bekannten versicherte, Kunden, deren jeder, und bei jeder Ziehung um vier- bis fünfhundert Franken zu spielen pflegt. Und es sind nicht etwa große Herren, sondern kleine Kaufleute, Krämer, Gewerbsleute aus der rue St. Denis. Der Mann kennt sie, ohne sie um ihre Namen gefragt zu haben, und legt nicht selten den

Einsatz für sie aus, versteht sich, um ihn mit gehörigen Zinsen wieder einzuziehen. Diese Wucherauslagen gegen Pfänder und andere Sicherheit, ähnlich denen der Aufwärter in den öffentlichen Spielsälen, sind eine der ergiebigsten Quellen des Gewinnes der Lotterieeinnehmer. Ihre Läden haben immer zwei bis drei Ausgänge und mehrere Abtheilungen, zur Erleichterung der in einander greifenden Spiel- und Wuchergeschäfte und zur Bequemlichkeit schüchterner Kunden. Mann und Frau sitzen wohl nicht selten, ohne etwas davon zu ahnen, dicht neben einander in den geheimnißvollen Stübchen, die Jedes allein so listig zu benutzen meinet.

Als es monatlich nur zwei Ziehungen gab, machten alle Bäcker in den vom ärmern Volke bewohnten Stadttheilen die Erfahrung, daß an den Tagen der Sperre (clôture), den letztern jeder Ziehung, der Brodverbrauch immer geringer ausfiel, als an allen andern. Jetzt, bei fünfzehn monatlichen Ziehungen, ist der Hunger auf den ganzen Monat vertheilt.

Lotterien, als Besteurungsmittel, treffen das Kapital des reichern, den Arbeitslohn des ärmern Spielers, und gehören auch, aus diesem Gesichtspunkte angesehen, in beiden Fällen zu der schlechtesten Art von Abgaben. Was man zu ihrer Entschuldigung, oder vielmehr, weil doch etwas gesagt werden muß, anzuführen pflegt, ihr vorgeblicher Nutzen in der Befriedigung einer unüberwindlichen Spielsucht, die außerdem zu noch größerm Nachtheile des Staates fremde Lotterien aufsucht, würde höchstens ein ehrliches Spiel rechtfertigen; nicht aber ein so betrügerisches, und zeigt schon in seiner Heuchelei, und wo zumal von einem so großen Lande und einem Zahlenlotto die Rede ist, das Gepräge der lächerlichsten Verwerflichkeit.

Ganilh indessen hat es der Mühe werth gefunden, dieser Ausrede den Vorschlag zu einer Lotterie entgegen zu setzen, die ebensowohl den Gefahren einer ins Ausland hinüberschweifenden Spielsucht, als dem einheimischen Verderben der bisherigen Art und Weise, ihr genugzuthun, begegnen, und beides, die Reize des Spieles und den Vortheil guter Haushaltung, in sich vereinigen soll. Von jenen fünfundvierzig Millionen nämlich, die nach seiner Berechnung den reinen, kostenfreien Betrag des eigentlichen Spielkapitales ausmachen, will er nur zwanzig zu gewöhnlichen Spielgewinnsten bestimmt wissen. Die übrigen fünfundzwanzig sollen mit gehäuften Zinsen einen Leibrentenstock zu Gunsten der ein gewisses Alter erreichenden Spieler abgeben. Ein wunderliches Unternehmen, diese Aufmunterungs-Anstalt für beharrliche Spieler, dieser

Verſuch, ein ſchlechtes Mittel durch gute Zwecke nicht allein zu beſchönigen, ſondern gar zu veredeln, aber auch ein eitles, da es an ſich und abgeſehen von den unüberwindlichen Schwierigkeiten einer Ausführung, die nicht anders als unter Vorausſetzung geſchloſſener Spielergeſellſchaften auch nur denkbar erſcheint, nicht einmal dem niedrigern ſeiner Zwecke zu entſprechen vermag. Die Leidenſchaft befriedigt, wer ihr ſchmeichelt; nicht wer ſie zu erleuchten oder zu leiten unternimmt. Niemand ſpielt um zu ſparen. Jeder thut es um zu gewinnen, und wer jenes beabſichtigt, findet ſeine Rechnung, beſſer als in Lotterien, wären es auch Leibrentenlotterien, in öffentlichen Sparkaſſen und am beſten in ſeiner eigenen Wirthſchaftlichkeit.

4.

Alle dieſe ſtaatsklugen Vereinbarungen mit dem Laſter, die angeblich größerm Uebel vorbeugen und unbezähmbare Leidenſchaften des Volkes, in der That aber nur den ganz gemeinen Eigennutz ihrer Urheber befriedigen ſollen, ſind ſchon darum ſo einfältig, als ſchlecht, weil ſie insgeſammt jede Leidenſchaft, die ſie befriedigen, auch wecken. Die Gelegenheit, mit geringerm Nachtheile zu ſpielen, iſt vor Allem eine Gelegenheit zu ſpielen, das Befriedigungsmittel auch ein Reizmittel, und ein um ſo gefahrvolleres, je ungewiſſer, je zufälliger der Zuſammenhang zwiſchen den Mitteln, die eine Leidenſchaft anwendet, und ihrem Ziele, je ſchrankenloſer und regelloſer folglich ihr Vorwalten in einem Nebelmeere dunkler Ahnungen und Gefühle. Und eben das iſt es, was vorzugsweiſe die des Spielers bezeichnet. Sogar das wohlthätigſte Bedürfniß des Menſchen, das religiöſe, auf Räthſel und Geheimniſſe verwieſen, artet aus zu einer verderblichen Leidenſchaft; herrſchende Kirchen ſehen ſich von widerſpenſtigen Sekten umringt und wähnen vergebens, ein ähnliches Bedürfniß nur für ihre alleinige Rechnung mit Lehrſatzungen und Gebräuchen abzuſpeiſen, oder, wie ſie es nennen, zu befriedigen. Aber was eine bloße Ausartung der Religion, iſt eben des Spieles recht eigentliche Art, und iſt es der Geheimnißglaube, der den Gläubigen macht, ſo giebt es wahrſcheinlich mehr gläubige Spieler in der Welt, als gläubige Beter.

Die Spielſucht liegt in jedem Menſchen. Weiſe iſt, nicht wer die Gelegenheit ihr nachzuhängen überwindet, ſondern wer ſie vermeidet, am weiſeſten, wer ſie gar nicht hat. Duſſeulx ſchrieb ein eben ſo gutes als dickes Buch über die Leidenſchaft des Spieles, zunächſt um

ſich ſelbſt von ihr zu heilen; aber er war und blieb einer der leidenſchaftlichſten Spieler, die mir vorgekommen ſind, und ergab ſich endlich mit guter Art in ſein Schickſal. Und in der That, wie ſollen Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit gegen einen Hang aufkommen, dem die bloße Möglichkeit genügt; wie Vernunftgründe über eine Leidenſchaft ſiegen, die ſich eben in der Zufälligkeit ihrer Mittel, in dem Ueberraſchenden ihres Erfolges gefällt. Des Spielers Beweggründe, um ſo mächtiger, je weniger er von ihnen Rechenſchaft zu geben vermag, ſind wahrhaft über oder vielmehr unter aller Vernunft. Der Aberglaube iſt ſeine natürliche Religion. Das wiſſen die Kollekteurs ſehr wohl, die Verleger und zum Theil Verfaſſer jener Unzahl von Traum- und Spielbüchern, die man dem Vorübergehenden auf allen Boulevards faſt um Nichts zum Kauf anbietet; das wiſſen auch jene uneigennützigern Rathgeber unter dem Bettelvolke, das man an den Abenden vor einer Ziehung, oft in großer Anzahl bei den Lotterieläden verſammelt ſieht. Sie erzählen ſich ihre Träume und legen ſie einander aus, und verkaufen die Zahlen, die ſie geträumt haben, oder geträumt zu haben vorgeben, wohlhabendern Spielern um einige Sous, die gewöhnlich auch gleich zu dem Kollekteur wandern.

Man hört wunderliche Geſpräche. „Ich habe von einem Kater geträumt.“ — Von einem Kater? Ach, ein Kater bedeutet Nummer 64. Und ſoll einmal ein geträumter Kater etwas bedeuten, ſo iſt wirklich nicht abzuſehen, warum er nicht eben ſo gut die Zahl 64 bedeuten ſoll, als etwas anderes. Daß etwa gar kein Grund für irgend eine Auslegung ſich denken läßt, iſt ſelbſt einer für die erſte beſte, die dem Spieler einfällt, und jeder ſchließt ſo folgerecht wie jener Kirchenvater: credo, quia absurdum.

In einer unendlichen Reihe von Zahlen iſt offenbar die Erſcheinung irgend einer derſelben vollkommen ſo möglich, als die jeder andern. Dennoch giebt es Lieblingszahlen und Berechnungen. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 können eben ſo gut gezogen werden, als jene fünf andere; aber ſchwerlich iſt es jemals Einem eingefallen, ſie zu beſetzen. Weibern zumal würde jener Satz am wenigſten einleuchten. In Zahlen, wie in andern Dingen, beherrſcht und leitet ſie irgend eine Vorliebe. Mehrere weibliche Kollekteurs in Paris ſprechen mit einer wahrhaft verführeriſchen Salbung über die Wahl dieſer oder jener Zahl. Sie werden von ihren Kunden ganz ernſthaft zu Rathe gezogen, und daß ſie es ehrlich meynen, beweiſt der Umſtand, daß meiſtens auch ſie dem Spiele mit Leidenſchaft ergeben ſind.

Ein Engländer, mit dem ich einmal bei einem Lotterieladen vorbeiging, forderte mich auf, mein Glück zu versuchen. Er wünschte zu wissen, wie sich ein vernünftiger Mann ausnehme, indem er eine Thorheit beginge. Ich machte ihm die Freude, nannte fünf Zahlen, und setzte einen kleinen Thaler auf die Quine. „Und weiter?“ fragte der aufhorchende Kollekteur. „Und weiter nichts,“ erwiederte ich dem Staunenden, „ich spiele nur auf Quinen.“ Im Falle des Gewinnes, bemerkte ich meinem Begleiter, stehen mir jetzt dreierlei Gefahren bevor. Die erste, meinen Zettel zu verlieren, die zweite, bei einem so außerordentlichen Glücksfalle für einen Verfälscher gehalten zu werden; die dritte und erträglichste, einen Beinamen davon zu tragen. *)

5.

Lotterien mit höhern, die Kräfte der arbeitenden Volksklasse übersteigenden Einsätzen, hat man als geringere Uebel angepriesen; und mit Recht, aber doch zu sehr. Entfernte Gelegenheit ist immer Gelegenheit, und wer sie suchen will, findet sie schwerlich zu entfernt. In England, wo keine Zahlenlotterie geduldet wurde, benutzte das Volk die ihm zu theure Staatslotterie zu seinem Winkelspiele und half sich mit Nummern-Versicherungen; zuerst öffentlich, späterhin, als es verboten war, heimlich. Auch da spielten vorzüglich Weiber, und es gab in London förmliche Berathungsanstalten zur Auslegung von Träumen, Ahnungen u. dgl.

Ebendaselbst sprachen die Unterhändler des Spieles, wie zur Einbildungskraft, auch zu der Sinnlichkeit ihrer Kunden, und mit eben so gutem Erfolge. Ich erinnere mich eines ihrer Kunstgriffe, der vielleicht einer edlern Anwendung nicht unwürdig seyn möchte. Vor den Fenstern mehrerer Lotterieläden sah man große Haufen neugeprägter Guineen, und neben ihnen verhieß eine Inschrift: „Alles das für sechs Pfennige.“ All this to be had for a six pence. Das Kapital war ein todtes, und kostete wahrscheinlich dem, der es anwandte, noch Zinsen, aber daß er es anwandte, um zu den Sinnen zu sprechen, statt sich mit einer bei weitem wohlfeilern bloßen Anzeige an den Gedanken zu wenden, bewies, wie sehr ein ähnlicher Aufwand sich schon bezahlt machte.

*) Nicht lange vor dem Ausbruche der Revolution gewann einmal eine Marquise wirklich eine Quine. Man zahlte ihr eine Million, aber sie hieß von Stund' an und bis an ihr Ende: La Marquise de Quine.

Läge in einer Kammer von Abgeordneten auch nur eine Million baaren Geldes in einem Haufen da, oder wäre sie Stück für Stück an die Wand genagelt; man ginge schwerlich in ihr so freigebig mit den Hunderten von Millionen um, und jenes Geld würde so wirksam angewandt seyn, als das im Lotterieladen, und besser. Der Gedanke, daß jene Metallstücke allenblich Arbeit vorstellten, und z. B. eine Million Franken, zu dreißig Sous Tagelohn, als Gesammtwerth einer Masse von 666,666 Tagerenten anzusehen wäre, müßte in jedem Verständigen den Eindruck noch erhöhen.

6.

Ausser dem Lotto, das die Regierung selbst verwaltet, giebt es in Frankreich noch andere öffentliche Glücksspiele, deren tägliche Betreibung sie einer Gesellschaft von Unternehmern pachtweise zu überlassen pflegt. Vor Allem natürlich ebenfalls in der edeln Absicht, größern Uebeln eines unbeaufsichtigten Winkelspieles zuvorzukommen, beiläufig auch in der, sich einen ganz annehmlichen Gewinn zu verschaffen.

Dieser Gewinn, die jährliche Pachtsumme, beträgt	6,000,000 Fr.
Ein Sechstheil des für eine sechsjährige Pachtzeit gezahlten Weinkaufes (pot de vin) von einer Million	166,666 „
Verwaltung, Einrichtung der Spielsäle, Besoldung der Dienerschaft u. s. w. kosten den Unternehmern jedes Jahr	1,551,480 „
Ihre jährliche Ausgabe macht somit . .	7,718,146 Fr.

Hingegen beläuft sich, den sichersten Nachrichten zufolge, ihre monatliche Einnahme auf mehr als 800,000 Franken, ihre jährliche auf wenigstens . . . . . 9,600,000 Fr.

Ihnen bleibt folglich nach Abzug des obigen Kostenaufwandes von	7,718,146 „
an reinem Gewinn alljährlich	1,881,854 Fr.

und für die sechsjährige Dauer ihrer Pacht 11,291,124 Fr. Neun Millionen und sechsmalhunderttausend Franken werden jährlich erhoben, um der Regierung sechs Millionen zuzuwenden. Die Summe des ganzen einer nützlichen Anwendung entzogenen Spielkapitales, und die noch größere des zugleich in Umlauf gesetzten Lasters und Elendes aller Art, sind unmöglich zu berechnen, und kommen freilich auch nicht in Anschlag.

Diese Spieleinnahme gehört zu den sogenannten immendicités,

dem Schmutze des Palais-Royal, der indeſſen ſo wenig übel riecht als Vespaſians Cloakenſteuer. Er deckt eine Menge geheimer Ausgaben, zu welchen man ſich leichter entſchließt als bekennt; unter andern ſagt man, gewiſſe Gnadengehalte, beſonders geiſtliche. Unſere Frauzmänner ſind die Eulenſpiegel des heil. Crispin. Sie machen es ganz wie er, nur umgekehrt, und ſtehlen, aber den Armen, das Leder, um die Fürſten der Kirche mit rothen Schuhen zu verſehen.

An den Tagen einer großen öffentlichen Trauer, am 21. Januar und 19. Oktober, z. B. den Todestagen Ludwigs XVI. und ſeiner Gemahlin, ſind alle Schauſpielhäuſer und Werkſtätten geſchloſſen. Sogar die Bäckerläden ſind es mehrere Stunden lang; die Spielhäuſer nicht eine Minute. Den ehrlichen Fleiß haben dieſe Leute ihrer Willkühr vorbehalten, aber mit dem Gewerbe des Laſters ſchloſſen ſie einen Vertrag. Und wie lieſſen ſich ähnliche Unterbrechungen den Spielpächtern zur Bedingung machen; würden ſie doch nothwendig die Pachtſumme verringern müſſen! Ein politiſcher Jammer zahlt wohl mit Thränen, aber nimmermehr mit Geld.

Nur der kleinſte Theil des ungeheuren Gewinnes der Spielpächter iſt übrigens den innern Einrichtungen der verſchiedenen Glücksſpiele zuzuſchreiben. Was ihnen jene verkürzen, iſt vergleichungsweiſe unbedeutend und beträgt nicht über fünf Prozent im Pharao und nur etwa drei in rouge et noir. Der Hauptvortheil des Bankhalters beſteht darin, daß er das Spiel walten laſſen und ſich leidend verhalten muß. Den Spieler hingegen treiben ſeine Meinungen und Leidenſchaften, und eben dieſe arbeiten für die Bank. Handelte jeder folgerecht, im Verluſte vorſichtig, und kühn im Gewinn, das Glück würde ihn begünſtigen, oder doch bei weitem ſeltener die Bank. So aber findet ſich das Gegentheil.

Den größern Vortheil gewiſſer Glücksſpiele, verglichen mit dem einiger andern, beſtimmt ſodann hauptſächlich ein ſchnellerer Umlauf der Einſätze. Daher iſt Roth und Schwarz, mit einer ſie minder begünſtigenden Einrichtung, den Banken doch vortheilhafter, als Pharao, und vortheilhafter als beides, die Roulette.

Herr Poiſſow verlas im Jahr 1820 in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ein Mémoire sur les chances que les jeux de hasard, admis dans les maisons de jeu de Paris, présentent à la banque. Er berichtigt in denſelben die frühern irrigen Berechnungen in der *Encyclopédie méthodique*, und beweiſet: que la somme de toutes les *mises* faites par le *Trente-et-un* dans

les maisons de jeu de Paris, s'élève annuellement à 230 millions de francs, et que sur cette somme de circulation, les banquiers enlèvent un profit de 2,760,000 fr. — Noch vortheilhafter iſt die Roulette, dont la circulation annuelle monte à *cent millions*, et qui donne un bénéfice d'un *dix-neuvième* de toutes les mises ou de plus de cinq millions.

Die Totalſumme von 330 Mill. beſtimmt den Umlauf der Circulation; der Belauf des zu dieſer Circulation wirlich verwendeten Geldes iſt natürlich geringer, denn — le même numéraire, avant d'être absorbé par la banque, passe et repasse à plusieurs reprises entre les mains des gagnans et des perdans. — Herr Poiſſon glaubt rühmen zu dürfen, que le même numéraire paroît *douze* à *quinze* fois dans l'année sur la table de jeu. D'après cette hypothèse, qu'il a rendue très-probable, le capital réel employé dans les jeux se trouve reduit à environ *vingt-quatre* millions, ou trois fois la somme que gagne la ferme des jeux.

Un habitué des jeux qui, au bout de l'année, n'a perdu que le tiers du capital qu'il a employé, n'a donc éprouvé ni bonne ni mauvaise fortune; il n'a fait que contribuer pour sa quote-part aux frais d'entretien.

7.

Lotterien und andere öffentliche Glücksſpiele, ſammt allen ihren bösartigen Folgen ſind nachgerade nur noch geringere Uebel, verglichen mit jenem umfaſſendern Spielgeiſte, der alle Staaten in Staatslotterien verwandelte und Keinem für ſein Vermögen größere Sicherheit, als die eines Spielſatzes übrig ließ. Eine grenzenloſe Benutzung des öffentlichen Kredites, indem ſie den Privatkredit verdrängte, warf allen Reichthum, deſſen Vertheilung jeden Erwerbszweig belebt haben würde, zur Nahrung der Gewinnſucht, wie in eine einzige große Bank; und Wetten auf Preiſe, die unausbleiblichen Folgen eines Ueberfluſſes an der neuen Staatswaare und ihres wandelbaren Werthes, bildeten die Muſterform auch jedes andern Waarenumſatzes, und machten aus allem Handel ein Börſenſpiel; inſofern Meinungen und Leidenſchaften allen Theilnehmern an demſelben gemein ſind, ein minder ungleiches als jedes andere Glücksſpiel, aber dennoch, weil es auf Kredit geſpielt werden kann, ein verderblicheres als jedes andere.

Und umſonſt verſuchte man den Genuß des Uebels von ſeinen

Wirkungen zu trennen, Staatsschulden zu machen, und zugleich dem Börsenspiele Einhalt zu thun. Eine Regierung zahlt, nicht weil sie Schulden gemacht hat, sondern weil sie fortfahren muß, deren zu machen; und so lange man darauf rechnen darf, bleibt es für Jeden ein überwiegender Vortheil, sein Vermögen ohne Förmlichkeiten und Ungewißheit zu jeder Stunde anlegen und umsetzen zu können, und sich in beiden Fällen an den Mäkler wenden zu dürfen, und nicht an den Richter.

Gewinnsucht aber und nicht ein wirkliches Bedürfniß versammelt offenbar in unsern Börsen jene kaufluſtige Menge, die dem Staatsgläubiger den Vortheil, in jedem Augenblicke über den Werth seiner Habe verfügen zu können, gewährt; und ersetzte nicht, was ihnen an Sicherheit abgeht, die Hoffnung, so würden unsere Staatspapiere die schlechtesten, weil unbeweglichsten aller Schuldforderungen seyn. Auch sehen wir schwächlichere Staaten — Säufern gleich, die sich nicht erst arm zu trinken brauchen, und mit dem schlechtesten Fusel anfangen — das Reizmittel sofort in seinen rohesten Formen anwenden, und in jeder Staatsanleihe eine Staatslotterie eröffnen, die dann ebenfalls, gerade wie ehemals die englische, auch den Aermern durch das an sie geknüpfte, untergeordnete Glücksspiel der Zahlenversicherungen, oder sogenannter Promessen in ihren Wirbel hineinzureissen pflegt.

Ob Staatsgläubiger das Lob, das ihnen diejenigen, die für ihre Vermehrung sorgen, beizulegen gewohnt sind, in der That verdienen, ob sie wirklich zu den festesten Stützen einer ihnen verschuldeten Regierung gehören, muß, wie so manches, worüber die Vergangenheit umsonst belehrte, immer wieder die Zukunft lehren. Wahrscheinlich ist es nicht. Auf eine Gesellschaft von Eigenthümern und auf ihren einmüthigen Sinn zur Aufrechthaltung einer bestehenden Ordnung der Dinge läßt sich zählen; schwerlich auf den einer Gesellschaft von Spielern; wär' es auch nur, weil sie nothwendig in zwei Hälften zerfällt, deren jede nach einem entgegengesetzten Ziele strebt. Bricht endlich eine höhere Macht, gleichviel ob als Feind oder Obrigkeit, in das große Spielhaus, das den Flächenraum eines Königreiches bedeckt, so eilen die Glücklichen, ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, ohne sich viel um die Karte zu bekümmern, auf der sie gewonnen, und nur die Geplünderten etwa machen gemeinschaftliche Sache mit dem alten Herrn oder dem neuen Besitznehmer des Hauses, aber die Frage ist: mit wem? —

Hundert Seifenblasen.

Von K. G. Jochmann.

1. Das Ziel der Gelehrsamkeit.

„Ich weiß das Wenigste von dem, was man der Schande wegen mehr, als des Nutzens wegen, wissen muß,“ klagt Hamann in einem seiner Briefe; und in der That besteht der größere Theil unserer Gelehrsamkeit nur noch aus Kenntnissen, deren Besitz uns keinen andern Vortheil gewährt, als den, uns nicht schämen zu dürfen über ihren Mangel. Die Blätter, auf welchen die Sibylle ihre Orakel austheilt, sind lauter Feigenblätter, die kaum unsere Blöße decken, geschweige denn sonst einem Bedürfnisse abhelfen. Glücklicherweise nähert sich auch dieser Unfug in seiner Vollendung seinem Ziele, an dem eine gerechtere Scham die Stelle der falschen einnimmt, und jene unfruchtbaren Schätze unsers Schulwissens theilen das Schicksal gewisser äussern Auszeichnungen. Man fühlt sich anfangs geehrt, sie zu besitzen: man schämt sich dann, sie nicht zu haben, und endlich — sie zu haben.

2. Gelehrtenwirksamkeit.

Lebensluft entwickelt nur der lebendige Baum; nicht — was Ihr aus ihm schnitzen wollt, — das Fachwerk in Euerm Studierzimmer.

3. Büchertod.

Was endlich soll aus der mit jedem Tage wachsenden Menge von Büchern werden? — Was aus ihren Verfassern — Staub. Und wie aus den unzähligen Körpern, die auf Erden erscheinen und zerfallen, Geister sich entwickeln, so überleben Gedanken — Bücher, überlebt ihrer Hunderttausende vielleicht nur Ein Gedanke, die unsterbliche Seele einer ganzen Bibliothek.

4. Salomo der Weise, und die weisen Deutschen.

Weiser als Salomo der Weise, haben sie nicht nur den bösen, sondern allen Geist in Bücher gebannt, und ihn da sitzen lassen.

5. Die gelehrten Krankheitsstoffe.

Krankheiten des Geistes greifen um sich, wie die des Körpers, je nachdem sie den Stoff, in dem sie wirken, — jene in einer Menge unverdauter Notizen, diese in einer Masse unreiner Säfte vorfinden. Daher bringt es, im Aberglauben z. B., ein junger Doktor weiter, als zehn alte Weiber.

6. Die Mystiker in den Wissenschaften.

Belächeln wir nicht länger den Morgenländer, der die Begeisterung im Wahnsinne sucht; wir fanden die Weisheit in der Leichtgläubigkeit. Freilich ist es nur den Einsichtsvollern gegeben, der Grenzen ihres Wissens kein Hehl zu haben, wie reiche Leute den Belauf ihres Vermögens am wenigsten zu verheimlichen brauchen. Newton, der die Gesetze der Sinnenwelt entdeckt hatte, durfte in frommer Demuth die Unerforschlichkeit ihres höhern Ursprungs eingestehn. Bequemer finden es billig Andere, einen weder hals- noch kopfbrechenden Sprung über die beschränkte Physik hinaus zu thun, und mit ihren Forschungen gleich anzufangen, wo sie vor dem Ziele derselben sicher sind, — im Reiche der Phantasie. Sie schreiten nicht bloß fort mit der Wissenschaft, sie rennen ihr voraus, und lassen sie im Stiche. Ihnen kommt es ganz gelegen, eben das für das Köstlichste zu halten, was ihnen nichts kostet, und sie glauben an jede Hexerei, aus dem einfachen Grunde, weil man kein Hexenmeister zu seyn braucht, um es zu thun.

7. Die verwechselten Dimensionen.

Die gepriesene Innigkeit gewisser Empfindungen läuft nicht selten auf bloße Verwechslung einiger Ausdehnungsverhältnisse hinaus. Wie Viele, die von der Tiefe ihres Gefühls sprechen, und sie meinen doch nur die Breite.

8. Die magnetische Kette.

Leistet wirklich der Magnetismus alle die Wunder, die man von ihm erzählt, warum ihn nicht auf den Staatshaushalt anwenden, um die in Haß und Zwietracht zerfallenden Mitglieder der Gesellschaft in einen versöhnenden Rapport zu setzen? Warum nicht magnetische Ketten unter den Wenigen, die der guten Dinge dieser Welt die Fülle haben, und jener Menge, die Alles entbehren muß? — auf daß die eine nicht länger friere, wenn die Andern warm sitzen, und sich gesättigt fühle,

wenn diese gespeist haben. Soll denn die magnetische Kette, wie die uns angerühmte der Priesterweihe, immer nur der Gewalt, und nie dem Wohlthun einen Leiter abgeben; oder ist auch diese Kette nur ein Bindemittel, und weiter nichts?

9. Die bessern Mystiker.

Der ächtere Mysticismus ist vielmehr die Art und Weise, ein tiefgefühltes Bedürfniß auszudrücken, als ein Mittel, es zu befriedigen. Wehe dem Menschen, der nie an den Grenzen des Mysticismus gestanden hat! Unsere erhabensten Gedanken sind Ahnungen, und wer das Höchste demonstriren will, der macht es nicht verständlich, sondern gemein.

10. Die Sonnenflecken der Wissenschaft.

Es giebt dunkle Stellen in unserm Wissen, aber sie verfinstern nur die Erde, und nicht den Geist. Schatten unbekannter Größen, die in unsern Gesichtskreis fallen, sind sie die Bürgen einer höhern Welt, und die Zeugen eines Lichtes über dem unsrigen.

11. Die imponderabeln Kräfte.

Unsere Naturforscher sind weiter gekommen, als unsere Staatsmänner. Jene haben die höhere Bedeutung unwägbarer Kräfte zu würdigen verstanden, diese noch nicht; und unbegreiflich blieb ihnen, was immer sich nicht ergreifen läßt. Aber sind nicht auch Gedanken unwägbare Kräfte, und die mächtigsten wie die unwägbarsten, die wir kennen? Giebt es nicht auch geistige Strömungen; hat nicht auch das Recht seine erwärmende Kraft, und die Wahrheit ihre anziehende, die sich eben so wenig leugnen, als zählen oder wägen läßt? —

12. Das Christenthum und seine Priester.

Verschleiert führten sie die hohe Gestalt zu den Barbaren, und wie vor Zeiten die Athenienser, bauen wir seit achtzehnhundert Jahren unsere Altäre dem unbekannten Gott.

13. Der heiligere Bund.

Wer mag die Unentbehrlichkeit eines heiligern Bundes bezweifeln, obgleich schon das sechszehnte Jahrhundert eine sainte ligue gesehen hat! So blieb die Schöpfung des Menschen übrig, nachdem die des Affen schon geschehen war.

14. Die ſpäten Frommen.

Es giebt Leute, die ein überſinnliches Leben zu beginnen meynen, wenn es mit ihrer verbrauchten Sinnlichkeit zu Ende ging. Jener Irrthum ſchöner Seelen, die alle Wahrheit in ihrem Gefühle ſuchen, weil es übermächtig zu ihnen ſpricht, was dem Schwärmer die Fülle des überſtrömenden Herzens, iſt ihnen der Bodenſatz im Becher der Wolluſt.

15. Die weisſagenden Proſelyten.

Laut verkündigen ſie das Unheil, an dem ſie heimlich arbeiten. Für betrautere Diener des höchſten Weſens möchten ſie gehalten werden, aber wie jene Pariſer, die auch mit dem Auge der Vorſehung prunken, ſind ſie nur die der hohen Polizei. *)

16. Moderne Heiligſprechung.

Der politiſchen Frömmigkeit ein politiſcher Lohn! Canoniſirt werden die Bekehrten unſerer Tage ſchwerlich, — aber geadelt.

17. Die politiſchen Wetterableiter.

Die Mächtigen der Erde ſcheinen es mit den Wolken am politiſchen Horizonte zu halten, wie die Bauern mit dem am phyſiſchen; ſie wollen ſie mit Glockenläuten beſchwichtigen. Aber es iſt bei jenem damit ſo wenig gethan als bei dieſem, und beide hatten bis jetzt auch das mit einander gemein, daß ſie deſto öfter ſich unter Kanonendonner zerſtreuten und auf Metallſpitzen entladeten.

18. Das gefährliche Spiel.

Den guten Geiſt ſollten ſie ſo wenig an die Wand malen als den böſen; er kommt ſonſt auch. Zur Verklärung ihrer Sünden laſſen ſie die Religion in's Leben treten, aber ſie tritt in's Leben. Sie wiſſen nicht was ſie thun. Dieſer Schatten erinnert an den Körper, dem er angehört, und ihre Fabel — an die Moral.

19. Verfaſſungsformen.

Von auſſen ſchaffen wollen, was aus dem Innern ſich entwickeln muß, heißt Leichen ſchminken, um ſie zu beleben.

---

*) Die Polizeiſpione in Paris erkennen ſich an einer Schaumünze mit dem ſogenannten Auge der Vorſehung.

20. Das verlassene Theater.

Das Jubeljahr hat keinen Effekt gemacht, die Krönung zu Rheims auch keinen. Nur die Logen waren besetzt, aber das Parterre blieb leer. Aus der großen Weltbühne wird immer augenscheinlicher ein bloßes Liebhabertheater, bei dem die handelnden Personen ihre eignen Zuschauer abgeben; und die letzten, die der politischen Haupt- und Staatsactionen müde werden, sind die Schauspieler, die sie aufführen.

21. Fürstengröße.

Janitscharenmusik und Glockengeläute und Kanonendonner, weltlicher und geistlicher Lärm, Friedens- und Kriegsgetöse, — was verkündigen sie, einen Aufruhr oder eine Schlacht? — Nein, die Eröffnung einer Ständeversammlung. Der Pöbel erkennt im Lärm die Größe, wie die Allmacht im Donnerwetter. Aber nicht im Sturme und nicht im Wetter offenbarte sich Gott dem Propheten, sondern im Wehen des Frühlings, der segenspendend über die Erde zog. Möge die gebietende Erscheinung auch unserer irdischen Majestäten immer nur das Vorzeichen einer wohlthätigern seyn! Die würdigere Vorstellung ist in beiden Fällen die spätere, und politische Wahrheiten gleichen in ihrer Wirkung den physischen; sie entzaubern die Einbildungskraft, aber sie veredeln den Begriff.

22. Das Talent.

Das Talent zum Gauner ist auch das Talent zum Sokrates und Franklin; es kömmt darauf an, welche Richtung es empfängt.

Sheridan, als glänzender Parlamentsredner bekannt, Obereinnehmer des Herzogthums Cornwallis, war in seiner Jugend ein lockerer Zeisig, von Schulden geplagt. Einst sprengte einer seiner Gläubiger in St. James Park auf prächtigem Rosse auf ihn an. Sheridan merkte die Absicht des bösen Mahners und schrie entzückt: „In meinem Leben sah ich nichts Schöneres. Ich beschwöre Sie, würden Sie das herrliche Thier verkaufen?“ — Hm, warum nicht, wenn's mir gut bezahlt wird. — „Und wie ists im Trab?“ — Vortrefflich. — „Ich bitte, lassen Sie es einmal recht austraben!“ — Der Reiter giebt seinem Bucephalus die Spornen, und während er den großen Gang hinuntertrabt, macht sich Freund Sheridan aus dem Staube.

23. Der Rollentausch.

Es hat große Herren gegeben, die sich ihre Reden von Andern machen ließen; aber die Antworten darauf diktirten sie selbst.

24. Patrioten und Brillen.

Es giebt Dutzend-Patrioten, wie es Dutzend-Brillen giebt, auch ihrerseits nicht zum Sehen, sondern zum Verkauftwerden gemacht.

25. Das unpassende Gleichniß.

„Sprecht uns nicht vom Gesetze der Engländer! — sagen sie, — es paßt nur zu ihren Verhältnissen, es paßt nicht für uns, es könnte unter uns nicht bestehn.“ — So wenig in der That, als die Flamme eines Lichtes in verdorbener Luft; und was Ihr sagt, beweist Alles gegen die Luft, in der wir athmen, — aber was beweist es gegen das Licht?

26. Die Zwangswahl des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch in der Türkei giebt es endlich eine Repräsentation, sogar in Spanien, — und zwar eine der bewaffneten Macht. Gleichviel, das Reich der Täuschungen hat aufgehört; die Willkühr des Schwächern büßte den alten Zauber ein, und ein Recht des Stärkern trat an ihren Platz. Volk oder Pöbel, Cortes oder apostolische Junta, Gesetze oder Janitscharen, eine sich berathende oder sich prügelnde Repräsentation, eine Regel auch den Herrschern oder die Zügellosigkeit auch der Beherrschten, — das ist die Alternative unserer Zeit.

27. Die überflüssige Vormundschaft.

Wollen wir nur nicht das Schlechte; das Gute macht sich von selbst. Der Zwang ist ein so bösartiges Element, daß nur das Schlimmere in ihm gedeiht, und das Gute, das anbefohlen wurde, gleicht gewissen Früchten, die man in Wärmebeeten zog. Auch den gelungensten schmeckt man den Miß an, in dem sie gezogen wurden.

28. Des Herrn Auge und des Herrn Hand.

Mit Regenten verhält sich's nicht wie mit Privatleuten. Diese thun am besten, was sie selber thun; bei jenen ist es umgekehrt. Nur des Herrn Auge verdoppelt die Arbeit, nicht seine Hand.

29. Die neue, große Armee.

Diese Unzahl ärmlich besoldeter, und in Hunger und Demuth ersterbender Beamter, — was soll aus ihnen werden! In Uniformen hat man sie schon gesteckt wie die Kriegsknechte, und geht es so fort, so wird man sie auch auf Commisbrod setzen und in Kasernen stecken müssen, wie die. Und warum nicht? Man wird dann bataillonweise auf die Kanzellei marschiren lassen, wie jetzt auf die Wache; die Schreiber werden sich auf ihren Posten ablösen wie Schildwachen, und wie die Minister es zum Theil schon thun, und es giebt doppelte Parade und doppelten Spaß.

30. Wer dient, wem wird gedient?

„Ich habe zwanzig Jahr' dem Staate gedient," sprach ein pensionsuchender Ueberflüssiger. „Sie drücken sich unrichtig aus, — erwiederte ihm der Minister, — Sie wollen sagen, der Staat hat Ihnen zwanzig Jahre gedient." Vortrefflich; und Schade nur, daß, der die Antwort gab, sie eben so wohl verdienen mochte, als der sie erhielt.

31. Das gefährlichere Majestätsverbrechen.

In Japan ist der Name des Fürsten seinen Dienern so heilig, daß keiner denselben auszusprechen wagt; ein Gesetz, von dem übrigen Volke um so heiliger gehalten, da es ihn gar nicht zu kennen pflegt. Klüger in ihrer Demuth übertragen Jene bei uns die Namenunverletzlichkeit ihres Gebieters am liebsten auf sich selbst. So dicht, versichern sie alle, hinter ihm zu stehen, daß jeder Pfeil, um sie zu treffen, nothwendig erst ihn durchbohrt haben müsse. In seiner Diener Wahl besteht des Fürsten wichtigste Aufgabe, und folglich ist jeder Zweifel an ihrer vollkommensten Lösung — Hochverrath; und weil auch Adler der Sonne zufliegen, meint jedes Stäubchen, im Sonnenscheine der Gunst, ein Adler zu seyn.

32. Die bevormundende Hülfe.

Die Art, wie manchen Künsten und Gewerben von Staatswegen aufgeholfen wird, erinnert an das Kunststück der Athleten, ihrem Gegner aufzuhelfen. Sie umarmen ihn auch, aber um ihn zu erdrücken; sie erheben ihn ebenfalls, und ebenfalls um ihn desto tüchtiger fallen zu lassen.

33. Die wohlfeilen Regierungen.

Die wohlfeilſten Regierungen ſind vielleicht — nicht die am wenigſten koſten, ſondern die am wenigſten thun.

34. Die Orakel der Gerechtigkeit.

Die Richter an den Höfen der alten ſcandinaviſchen Könige beſchäftigten ſich, nach Torfäus und Andern, auch damit, Räthſel aufzulöſen. Unſere Geſetzverſtändigen befaſſen ſich wohl auch mit Räthſeln, aber ſie machen ſich's bequemer, und geben ſie auf.

35. Die Briefſtellerinnen.

Briefe ſcheinen das einzige Fach der Literatur zu ſeyn, worin die Weiber, und nur die Weiber vortrefflich ſind. Wir Männer nehmen alles zu ſchwer. Jeder Brief ſcheint Bruchſtück einer Abhandlung. Liebesbriefe nehm' ich aus; in dieſen wird ſelbſt unſere Unbehülflichkeit unſer Vorzug.

Der Lady Montagu, der Frau von Sevigné und Babette's Briefe ſind unübertroffene Muſter. Frau von Sevigné iſt die lieblichſte Schwätzerin, Babette die liebenswürdigſte Tändlerin, Lady Montagu die Unterrichtetſte, die Geiſtvollſte, kurz die Erſte in dieſem Kreiſe. Frau von Stael wäre vielleicht von Natur einnehmend geweſen; aber ſie ſchminkte ſich. Grazien dürfen keine Schminke tragen.

36. Das philoſophiſche Criminalrecht.

Dem Himmel ſei Dank! wir lenken ein, und unſere Strafgeſetzgebung, die vor lauter Menſchlichkeit faſt zu einem Liebesrecht geworden wäre, iſt wieder ein peinliches Recht. Die Folter mag noch etwas bedenklich ſeyn, aber gegen Prügel iſt nichts zu ſagen. Ein Geſtändniß aus den Knochen herausbrechen, mag unſanft ſcheinen, aber es aus dem Hintern herauspochen, iſt ſo übel nicht. Unter dem Schraubſtocke ſtehen wir nicht mehr, nur noch unter dem Stocke. Wär' es fortgegangen mit dieſer Aufklärung, ſo würden am Ende unſere Kerker leer geſtanden haben, wie unſere Kirchen. Spiegeln wir uns an den Erfahrungen der armen Leute in New-York, in deren ſchöne Gefängniſſe, ſeitdem ſie zugleich eine Art von Erziehungsanſtalten abgeben, von hundert entlaſſenen Gefangenen kaum fünf zurückkehren, während ihrer

früher kaum eben so viele nicht wiederkamen. *) Mit Gefängnissen ist es nicht wie mit Gasthäusern, sondern umgekehrt. Nur die guten stehen am Ende leer, und nur in die schlechtesten kehren die alten Kunden immer wieder zurück.

37. Der eiserne Scepter.

Nur auf der Insel Ceylon war der Despotismus unbefangen genug, sich keiner Hölle zu bedienen, und jenes Wort von seiner „eisernen Ruthe" buchstäblich wahr zu machen. Einen eisernen Scepter **) führte der König von Candy, während seine Kollegen auf den Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges den ihrigen bald für einen Hirtenstab und bald für eine Hand der Gerechtigkeit ausgaben.

38. Die Statistiker.

Die politische Arithmetik hat uns nachgerade eine arithmetische Politik geliefert, und alle Verwaltung ist nur noch ein centralisirendes Tabellenwerk. Würden die Leute satt, wenn man sie zählt, so liesse sich die Sache hören, aber es ist kein Stern und Segen mit diesen statistischen Kunststücken. König David, der erste Statistiker, von dem zu lesen ist, hätte uns durch sein Beispiel belehren sollen. Als er seine Juden zählte, kam die Pest unter sie, und heute noch geht es uns mit so vielen wohlgezählten Quellen und Stützen unsers Staatshaushaltes nicht viel besser.

39. Regierungsvormundschaft.

Als die Venetianer sich im Jahr 1441 der Stadt Ravenna bemächtigt hatten, bestand eine der Maaßregeln, durch die sie die gute Meinung ihrer neuen Unterthanen zu gewinnen suchten, darin, Juden hinzuschicken, die den Geldbedürftigen auf Pfänder borgen sollten. ***)

*) A New-York une moyenne de quelques années donne le résultat suivant: de cent prisonniers relâchés à l'expiration de leur terme, il n'en est que cinq qui aient été ramenés dans la prison pour un nouvel délit. Avant qu'on eut établi le régime actuel, la proportion était à peu près inverse. — S. die Genfer Annales de législation et de jurisprudence I. 2. p. 280. Note 3. —

**) Er befindet sich gegenwärtig in der Waffensammlung des Königs von England.

***) S. Daru hist. de Venise XV. 17. nach Hieron. Rubei histor. Ravennat. C. VII.

Mit den Juden und dem Gelde in ihrer Tasche wären wir nun auch versorgt, und es käme jetzt nur noch darauf an, uns auch mit den gehörigen Pfändern zu versehen.

40. Ugolino und seine Zeiten.

Glückliche Zeiten! in welchen man die Leute einsperren mußte, damit sie verhungerten. Zu andern, wenn sie nicht auswandern wollen, können sie es ganz bequem im Freien thun.

41. Das Mißverständniß.

„Italien ist ein schlafender Löwe, — rief der politische Prophet, — hütet Euch, ihn zu wecken!“ Und sie weckten ihn, und er riß seinen weiten Rachen auf, und sie meinten, es geschehe um zu verschlingen; aber es geschah um zu gähnen, und er ist wieder eingeschlafen.

42. Die gefährlichen Philosophen.

„Von der männlichen Kleidung — heißt es in Winkelmann's Geschichte der Kunst *), — ist überhaupt zu bemerken, daß wenn an stehenden oder sitzenden Figuren mit einem umgeschlagenen Mantel, die Brust bloß ist, d. i. wenn dieselben ohne Unterkleider sind, Philosophen und keine Senatoren vorgestellt werden, denn die letzten sind allemal ganz bekleidet.“ Man sieht, die Philosophen waren von jeher Sanscülotten, und gefährlicher ist freilich Keiner jedem Besitzer eines guten Rockes, als der kein Hemd auf dem Leibe hat.

43. Die Geburtsstunde der Revolutionen.

Revolutionen lassen sich so wenig machen, ehe die Umstände sie erzwingen, als Kinder sich gebären lassen, ehe sie gezeugt wurden. Ist aber die Frucht reif, so kommt sie in beiden Fällen auch ohne Geburtshelfer zur Welt.

44. Unbeabsichtigte Erfolge.

Das Volk zu bewegen, ist jede Faktion bemüht; es zu erleuchten, keine. Vielleicht bewirken sie das Eine, indem sie das Andere beabsichtigen, und die Reibungen in der moralischen Welt schaffen, wie die in der physischen, indem sie die Flamme hervorlocken, zugleich das Licht.

*) Im 6. Buche, Cap. 3. §. 2.

45. Die politische Höllenarbeit.

Die Leidenschaften der Menge sind wie der Felsen des Sisyphus. Sie lassen sich wohl zu einem gewissen Gipfel hinaufschrauben, aber zerschmetternd und unaufhaltsam stürzen sie auf ihren vermeintlichen Meister zurück.

46. Die größere Gefahr.

Es giebt noch etwas Fürchterlicheres als den Kampf der Partheien, — ihren Sieg. Daß jede von ihnen stark genug ist, um ihn der andern streitig zu machen, ist unser Glück, so lange keine von ihnen gut genug ist, um seiner würdig zu seyn.

47. Die fürchterlichern Kriege und die unwürdigern.

Meinungskriege sind wohl die fürchterlichsten Kriege, die es giebt; — aber auch die entehrendsten? — Es ist noch immer edler, sich für eine Meinung zu schlagen, und käme sie aus dem Tollhause, als für sechs Kreuzer täglich, und kämen sie aus der Schatzkammer eines Titus.

48. Auch dem Teufel — Gerechtigkeit.

Alle Revolutionen lassen sich als nothwendige Folgen eines frühern Stillstandes ansehen, als gewaltsamere Bewegungen, durch die ein langunterlassenes Fortschreiten wieder eingeholt werden muß. Das protestantische Europa hat sich dreihundert Jahre früher auf den Weg gemacht als das katholische; was wundern wir uns denn über die tollern Anstrengungen dieses letzten! Jede Revolution hat am Ende nur Ein Gutes, aber dieses gewiß; auch die noch so arge erspart unfehlbar eine noch ärgere.

49. Reformationen und Revolutionen.

Reformationen und Revolutionen bestehen vielleicht wie Lebensluft und Scheidewasser aus denselben Grundstoffen, in einem umgekehrten Verhältnisse. Sechsundsechszig Theile Stickstoff und dreiunddreißig Theile Sauerstoff liefern die Luft, in der wir leben und gedeihen, und umgekehrt sechsundsechszig Theile Sauerstoff und dreiunddreißig Theile Stickstoff das zerstörendste Auflösungsmittel, das es giebt. So mögen sechsundsechszig Theile Vernunft und dreiunddreißig Theile Gewalt eine vortreffliche Reformation abgeben, während die nämlichen Bestandtheile im umgekehrten Verhältnisse jenes politische Königswasser aus-

machen, in dem das Kronengold ſich auflöſt, und ſo wenig als in dem chemiſchen ſich etwas Lebensfähiges erzeugt oder erhält.

50. Der günſtige Augenblick.

Welches iſt der günſtigſte Augenblick zu Verbeſſerungen? — Der, in dem ſie noch nicht ſo dringend nöthig ſind. Eben weil ſie ſich noch aufſchieben laſſen, verzögert ſie nicht. Ihr ſpart ſie nur jenem ungünſtigſten Zeitpunkte auf, in welchem Ihr ſie nicht länger verweigern dürft. Erndtet Ihr früher auch keinen Haß für das Gute, das Ihr unterlaßt, ſo erntet Ihr ſpäter noch weniger einen Dank für dasjenige, das Ihr thut.

51. Die zweite Entdeckung.

Die Entdeckung Amerika's hat uns eine neue Welt gezeigt, die Befreiung Amerika's etwas Größeres, — eine neue Zeit.

52. Die erwachſene Revolution.

Die Revolution iſt zur Beſinnung gekommen, und hat ſich von metapolitiſchen Schwärmereien zu den Geſchäften des Lebens gewandt, wie der Mann, nach einer durchtobten oder verträumten Jugend, zum nüchternen aber wohlthätigen Erwerb. Dieſes Geſchlecht wendet ſeinen Blick nicht länger nach Athen oder Sparta, ſondern nach Mancheſter und Birmingham. Es will die Freiheit, aber nicht als Zweck, ſondern als Mittel ſeines Wohlſeyns; und nicht dieſer oder jener politiſche Glaube, das Glück iſt hinfüro die Bedingung des politiſchen Friedens. Von Umtrieben und Verſchwörungen hat ſchwerlich etwas zu fürchten, wer auf ſeinem Throne oder in ſeiner Werkſtatt einem Bedürfniſſe des Menſchen entſpricht; aber was überflüſſig iſt, vermag nichts von dem geräuſchloſen Untergange in eigener Hinfälligkeit zu bewahren. Sie ſterben natürlichen Todes, die Mißbräuche, die man für verjährt ausgeben möchte, und die doch nur veraltet ſind.

53. Das Naturrecht.

Jedes geſellſchaftliche Unglück iſt eine Ungerechtigkeit, und das Naturrecht — das Recht glücklich zu ſeyn. Die Erklärung ſteht in keinem Lehrbuche, aber in jedem Herzen; ſie iſt die unbequemſte, aber auch die verſtändlichſte, die es giebt, und die Geißel, die uns züchtigt — aber vorwärts treibt.

54. Furcht und Uebermuth.

Manche Leute sind so schreckhaft, daß sie Feuer! schreien, wenn ein Licht geputzt wird, und wieder so übermüthig in ihrer Sicherheit, daß sie nach jeder ihrer Heldenthaten Caligula's Wunsch für erfüllt ansehen. In jedem Kopfe, den sie zu Boden schlugen, erblicken sie den des ganzen menschlichen Geschlechts.

55. Die Furcht vor dem Neuen.

So fürchteten sich Diokletian und Galerius vor dem Christenthume. Constantin stellte sich an die Spitze der gefürchteten Parthei, und hatte nicht nöthig zu erschrecken vor seiner eigenen Macht.

56. Die neuen Themistokleese.

So unzertrennlich ist von der menschlichen Natur der Trieb des Fortschreitens, daß er — abzulenken von seiner höhern Bahn, aber nicht zu unterdrücken, — das Daseyn vergiftet, das zu veredeln ihm nicht gestattet war. Der Eifer wird zum Neide, und wen die Tage von Marathon schlafen lassen, dem versäuern Hof- und Börsentage das ärmliche Leben.

57. Vaterlandsliebe.

Sogar die Vaterlandsliebe verdient Achtung nur als Schauende des größern Ganzen, Menschenliebe, die des Wohlwollens höchste Stufen erreicht, aber keine überspringt. Abgerissen von ihr ist sie ein werthloser Fetzen, ein Purpurlappen mehr auf dem Staatskleide der Eitelkeit, der keine einzige unserer Blößen bedeckt.

58. Der Mantel der Liebe.

Das edle Reis der Menschenliebe selbst artet aus, dem Stamme der Selbstsucht eingeimpft. Unser Mitleid mit dem Unglücke weicht unserm Mitgefühle für die Schuld, und wir bedecken mit dem Mantel der Liebe nicht die Blöße des Bestohlenen, sondern den Dieb.

59. Politische Empfindsamkeit.

Ich habe Leute gekannt, welchen über eine in Thränen schwimmende Königin das Herz brach, und die keine Notiz davon nahmen, wenn über diese nämlichen Thränen ein ganzes Volk in seinem Blute schwamm.

60. Das gefahrlose Verbrechen.

„Man vergeht sich eben so sehr, sagt Massillon, wenn man den Fürsten die Wahrheit verheimlicht, als wenn man ihnen die Treue bricht; und man sollte die Schmeichelei bestrafen wie den Verrath.“ Guter Massillon, wir müssen sehr wahrhaftig seyn, oder unsere Herren sind sehr langmüthig. Untersuchungskommissionen wegen verletzter Wahrheitspflichten soll die Welt noch erleben.

61. Die schwierige Versündigung.

Eben der hervorstechendste Schandfleck ist nicht selten das Zeichen einer vergleichungsweise reinern Zeit, und in mancher andern nur darum nicht möglich, weil sie ganz und gar selbst einer ist. So jene abscheuliche Sitte des Ermordens der Sclaven auf den Gräbern ihrer Herren, die nothwendig eine gleichzeitige Freiheit voraussetzt und wohl unthunlich erscheinen muß, wo ganze Völker nur noch aus Sclaven bestehen. Auf Alarich's Grabe erwürgten die Gothen alle seine Knechte; aber wie hätte auf dem Grabe Ludwigs XIV. das Nämliche geschehen sollen? Er hatte der Unterthanen zu viel.

62. Die verwandelten Sterne.

Unter Ludwig XIII. hielten einige Hofastronomen Sonnenflecken für Sterne, und nannten sie zu Ehren der Bourbons sidera Borbonia. Die Flecken sind noch zu sehen, aber Keinem fällt es ein, sie noch für Sterne anzusehen.

63. Mangelhafte Vorsicht.

Der Inca Atahualpa, um seinen königlichen Speichel nicht auf den unheiligen Boden fallen zu lassen, spie nie anders als in die Hand eines seiner Hofschranzen. Und warum nur in die Hand?

64. Die gefahrlosen Krisen.

Es ist ein Glück, daß der plötzliche Wechsel politischer Leiden und Freuden nicht so zerstörend einwirkt als der unserer persönlichen. Wäre das nicht: ganze Völker würden bei jedem Regierungswechsel zu Grunde gehen. Dicht neben dem unersetzlichsten Verluste steht jedesmal der überschwenglichste Ersatz; in die Fußstapfen jedes Verklärten tritt unmittelbar ein eben so gottähnlicher Nachfolger, und wer dem Jammer der ersten Minute nicht erlag, wird unfehlbar durch die Wonne der zweiten in den dritten Himmel versetzt.

65. Der Mensch im Glücke.

Wenn der Mensch sich nur im Unglück zu erheben, wenn er nur aus der Noth eine Tugend zu machen versteht; was wundern wir uns, daß er im Glücke so wenig taugt! Der Stoff zu seinen Verdiensten geht ihm aus mit seinen Leiden.

66. Hoftrauer.

In China trauert man drei Jahre um einen Vater. „Vor Zeiten, bemerkt Confucius im Liki, dem vierten kanonischen Buche der Chinesen, — vor Zeiten, wenn ein Kaiser gestorben war, bekümmerte sich der Thronerbe die drei Trauerjahre hindurch um kein Regierungsgeschäft, sondern überließ die Sache seinen Ministern.“ Lieber Himmel! käm' es darauf an, so hätte wohl auch unsere europäische Geschichte zärtliche Söhne genug aufzuweisen, die diese Trauer ihr Lebenlang nicht ablegten.

67. Fürstengroßmuth.

Eine königlichere Großmuth giebt es nicht, als Sparsamkeit. Jeder aus der Tasche des Fürsten geschenkte Thaler ist nothwendig ein aus der Tasche des Volks genommener; jeder nichtgenommene wird dem Fleiße des redlichen Erwerbers geschenkt.

68. Die höchste Würde.

Wie Ihr auch Eure Einbildungskraft erschöpfen und Eure Staatskalender füllen möcht, einen höhern Rang giebt es nicht, als den jedes menschliche Wesen mit sich auf die Welt brachte. Ein Affe, geschmückt mit allen Zeichen der Hoheit, würde doch ein Affe seyn, und jene Christen, die Nero, um sie in ihrem Todeskampfe zu beschimpfen, in die Häute wilder Thiere nähen ließ, blieben doch Menschen.

69. Vornehme Erziehung.

Das Kind, das sich für noch etwas mehr ansehen lernt als ein Kind, wird nothwendig in einem höhern Alter noch etwas mehr zu seyn glauben als ein Mensch.

70. Die gefährlichere Klippe.

Viele sind über den Tadel erhaben, Wenige über das Lob, weil Wenige über das Selbstlob. Nur wer nie sich selber zu genügen weiß, nur wer dem Schmeichler in der eigenen Brust Stillschweigen auflegt,

ist sicher vor jedem andern. Schwindeln macht uns der Blick in die Tiefe hinab; wer die Höhe ins Auge faßt, dem schwindelt nicht.

71. Der Zeitpunkt der Göttlichkeit.

„Wann sollen wir Dich als einen Gott verehren?“ fragten Alexanders Feldherren ihren sterbenden Gebieter, und er antwortete ihnen: „Wenn Ihr alle glücklich seid.“ O ihr Großen, aber keine Alexander, warum sollen wir denn voreiliger seyn als Jene; warum seyd Ihr doch ungeduldiger als er?

72. Wahlverwandtschaft.

Chapelain theilte die Summen aus, die Colbert durch Ludwig XIV. einigen fremden Gelehrten zuwarf, — ein weggeworfenes Geld, denn der Empfänger dankbare Bewunderung ist schon lange nicht mehr die ihrer Nachwelt, — und an der Spitze der Alterthumsforscher, deren Verein die nachmalige Akademie der Inschriften veranlaßte, stand wieder — Chapelain. „Jener Schickung zufolge, meint Lemontey *), die dem Mächtigen unaufhörlich die Mittelmäßigkeit unter die Hände führt.“ — Ist es nicht etwa die nämliche, die den Mächtigen unaufhörlich zur Mittelmäßigkeit hinunterzieht?

73. Der Schweigethaler.

In der guten Stadt Ulm kam — und kommt vielleicht noch jetzt, — von den neun dasigen Stadtgeistlichen jede Woche Einer an die Reihe, sämmtliche im Laufe dieser Woche vorkommenden Leichen von Stande zu bepredigen. Wollten die Erben des Verstorbenen dem ehemaligen Beichtvater desselben, auch wenn an diesem die Reihe nicht war, den Vorzug geben, so mußten sie vor allen Dingen dem Wöchner einen Thaler abreichen. Das hieß: der Schweigethaler. Der Ausdruck, ungeachtet seiner beschränkten örtlichen Bedeutung, ist vielleicht einer allgemeinern Anwendung fähig und werth. Schriftstellerpensionen z. B. wie ließen sie sich treffender bezeichnen als durch diesen — Schweigethaler?

74. Das unschädliche Licht.

Es giebt einen Schimmer der Aufklärung, der sich mit der ödesten Finsterniß ganz wohl verträgt. Manche Leute halten es nicht mit ihren

*) In seiner Notice sur Jean Baptiste Colbert, in der Galerie française.

Köpfen, wie Friedrich II. mit den leeren Häusern zu Potsdam, in die er des Nachts Lichte setzen ließ, damit es aussähe, als wären sie bewohnt.

75. Päbstlicher Kanzelleistyl.

Die päpstlichen Bullen werden immer noch in der Mönchsschrift des Mittelalters ausgefertigt, und man fügt ihnen, um sie verständlich zu machen, Abschriften in gebräuchlichern Zeichen hinzu. Hinsichtlich des Inhalts der Ausfertigungen herrscht auch wohl anderswo ein ähnlicher Grundsatz, aber so wenig als in Rom eine ähnliche Gefälligkeit.

76. Die literarischen Kinderkrankheiten.

Es giebt ihrer, das beweisen unsere Zeitungen. Die armen Kleinen! sie sterben alle an ihren ersten Zähnen.

77. Fallstaff als Finanzminister.

Man verlas ein Budget. „So viele Millionen für das Heer; so viele für den Hof; hunderttausend für die Oper, fünfzigtausend für die Affen im königlichen Thiergarten, und für den Volksunterricht — zwanzigtausend.“ Ich glaubte Falstaffs Rechnung zu hören: fünfzehn Schillinge für Branntwein, zehn für Sekt, acht für Zucker, und einen halben Pfennig — für Brod.

78. Die halbe Maßregel.

Freilich ein wunderliches Beginnen, aus Schriftstellern wie Tacitus unsere Jugend Vocabeln lernen zu lassen; und desto weniger zum Verwundern, wenn einmal in unsern Schulstuben aus einer solchen Vocabelnsaat Gefühle und Gesinnungen aufgehen, welchen es in ihnen zu enge wird. Aber damit ist noch nichts gethan, daß Ihr nur diesem Fehler abhelft. Ihr müßt nicht nur die alten Schriftsteller beseitigen, Ihr müßt auch die alten Sprachen vernichten, und nicht nur die alten Sprachen, sondern die Sprachen überhaupt. Alle sind sie Urkundensammlungen der Menschheit, und in ihren Klängen weht ein Geist. Wer die Namen: Gott, Freiheit, Vaterland aussprechen kann, der kann sie auch einmal denken und fühlen; — und was half denn Eure Vorsicht?

79. Ziska's Baum.

Ein Span aus dem Baume, unter dem Ziska's Mutter den Rächer, ach! aber nicht auch den Retter seines Vaterlandes geboren hatte, verlieh — so schmeichelte die Sage — dem Arme, der ihn führte, unerschöpfliche Kraft. Und sie haben ihn gefällt, den Greis unter den Bäumen, dessen Jugendruhm nur noch dem armen Fröhner heilig war, den letzten Zeugen früherer Thaten eines gesunkenen Volks. Aber das An-

denken jedes treuen Verfechters der Wahrheit ist ein Keim, der in den Herzen Wurzel schlägt; und seht! in Räumen, in die Eure Willkühr nimmer hinüberreicht, erheben sich ganze Wälder, unter deren Schatten ein künftiges Geschlecht zu anhaltendern Kämpfen und unvergänglichern Siegen geboren wird.

80. Verlorene Mühe.

Auf dem Wege der Civilisation ist nichts gewisser von jedem Schritte zurück, als daß er noch einmal vorwärts gethan werden muß.

81. Stabilität.

Es ist mit den Besitzthümern der Menschheit, wie mit den Reichthümern der Einzelnen. Wie diese nur zu erhalten sind, indem sie vermehrt werden, so jene auch. Ein Stillstand ist in dem einen Falle so unmöglich als in dem andern. So weit, aber nur so weit paßt das Gleichniß. Ein Einzelner mag ohne Thorheit den Erwerb aufgeben, wenn er reich genug ist, um die alsdann unvermeidliche Verringerung seines Vermögens durch Sparsamkeit ersetzen, oder ohne Sorge ansehen zu können. Er mag wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit das Ende seines Daseyns für näher halten als das seiner Habe. Die Menschheit aber stirbt nicht, und ein stillstehendes Volk erlebt nothwendig einmal den Zeitpunkt, in dem es von dem Gipfel seiner Civilisation zur leiblichen und geistigen Bettelarmuth unausbleiblicher Verwilderung hinabsinkt.

82. Die Fackelträger der Revolution.

Auslöschen läßt sich die geistige Leuchte des gesunden Menschenverstandes nicht, nur entfernen läßt sie sich aus dem Kreise, in dem sie naturgemäß sich finden sollte. Auf Eurem höhern Standpunkte ist sie Euch zur Last, Ihr wendet sie von Euch ab, und die Gesellschaft gleicht einer umgekehrten Fackel, deren Flamme gegen sich selbst hinauflodert; und Ihr wundert Euch, wenn sie prasselt und Funken sprüht, und sich und Euch desto schneller verzehrt? —

83. Die Segler im Dunkeln.

Schiffe segeln bekanntlich schneller bei Nacht, und unsere politischen Steuerleute rühmen das Nämliche von ihren Staatsschiffen. Sie mögen Recht haben, die Eiligen, man segelt besser im Dunkeln; aber man sieht nicht so gut. Schneller wird ihr Schiff dahin fliegen, aber vielleicht nur um so schneller der Klippe zu, an der es untergeht.

84. Die dunkeln Geister.

Der Obscurantismus ist nicht sowohl ein Grundsatz, als eine Eigenschaft. Jede Verfinsterung setzt immer schon frühere und eigenthüm-

liche Finsterniß in ihren Urhebern voraus, wie auch am Himmel nur dunkle Körper und die das Licht hinter sich haben, durch ihren eigenen Schatten sie hervorbringen.

85. Der kluge, große Mann.

Ce n'était qu'un sot avec tout son esprit, sagte von ihm Einer, der ihn gut gekannt hat. Und wie anders? Man ist nicht blos mit dem Kopfe klug. Große Gedanken, bemerkt Vauvenargues, kommen aus dem Herzen, und er hat Recht; aber die verständigern thun es auch. Mit der Tugend steht das Genie in einem ewigen Bunde, und es kann die Wahrheit nicht aufopfern ohne zugleich seine Kräfte einzubüßen. Wie eine mächtige Geliebte aus der Geisterwelt bleibt sie dem sterblichen Freunde hold, so lang er ihr treu ist, und verläßt sie ihn auf ewig bei dem ersten Verrath.

86. Lohn der Lüge.

Es ist noch gefährlicher, mit moralischen Giften, Irrthümern und Lastern zu experimentiren, als mit physischen. Das Unglück, das bei diesen sich ereignen kann, ereignet sich bei jenen früher oder später einmal gewiß. Dem Versucher entfällt die schützende Maske, der Heuchler wird entlarvt, und er erstickt in den tödtlichen Dämpfen, mit welchen er sein heilloses Spiel trieb.

87. Die schwierigere Aufgabe.

Auch in der sittlichen Welt ist eine gemessene und ununterbrochene Thätigkeit, in Vergleichung mit einer unaufhaltsam fortgehenden, die schwerere; Selbstbeherrschung ist schwerer als Sichziehenlassen, und schwerer z. B. dem Günstlinge des Glückes das Stehenbleiben auf der natürlichen Höhe, als das ungezügelte Weiterrennen bis zu der künstlichen Höhe eines Thrones hinauf. So können Betrunkene wohl laufen, aber weder gehen noch stehen; so können Stotternde singen, aber nicht sprechen.

88. Der Sprecher auf St. Helena.

Niemand sprach von ihm, als nur er selbst nicht aufhörte von sich zu sprechen, und Appellationsrechtfertigungen herzusagen an die Nachwelt. Der Wetterwolke ähnlich zog er verheerend über die Länder hin, und bildete auch er seinen eigenen Wiederhall. *)

89. Die politischen Sünder.

Umsonst versuchen sie ihre Schande zu verbergen, indem sie ihre Reue

*) Das Rollen des Donners ist nach den neuesten über die Natur des Schalles angestellten Beobachtungen hauptsächlich ein Echo aus den Wolken selbst.

verheimlichen. Die Geſchichte iſt ein öffentliches Gewiſſen, das die Sünden, die ſie nicht einmal ſich ſelbſt geſtehen wollten, vor aller Welt bekennt.

90. Das Urtheil der Geſchichte.

Es iſt nichts anders als die vernehmliche Stimme des ſittlichen Gefühls; nicht erſt entſtanden in der Nachwelt, nur erſt hörbar in ihr, wenn die Leidenſchaften verſtummt ſind, und die gedungenen Klatſcher ihr Tagewerk gethan haben, — wenn es ſtill wurde.

91. Politiſche Harthörigkeit.

Es giebt eine körperliche Harthörigkeit, die irgend einem Getöſe weicht, und wiederkehrt, wenn dieſes aufhörte. So jene politiſche unſerer Großen und unſers Pöbels, die nur unter dem Läuten von Sturmglocken und unter den Trommelſchlägen anrückender Soldaten, aber auch nur auf ſo lang als der Lärm dauert, ſich verliert.

92. Politiſche Beſſerung.

In ſittlicher Hinſicht muß die Sünde aufhören, wenn die Beſſerung anfangen ſoll; in politiſcher fängt die Beſſerung nicht eher an, als wenn die Sünde aufhören — muß. Mit dem Unvermögen zum Böſen ſtellt ſich die Neigung zum Guten ein.

93. Wirkung und Gegenwirkung.

Nur öffentliche Regierungen haben nichts von heimlichen Widerſachern zu beſorgen. Jede Wirkung hat ihre Gegenwirkung, und geheime Geſellſchaften ſind unausbleibliche Reaktionen einer geheimen Polizei, die inſofern allerdings die Mutter auch der Verſchwörungen iſt — die ſie nicht anſtiftete.

94. Wahrheit und Oeffentlichkeit.

Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, wer Wahrheit — Oeffentlichkeit, denn jene achtet nur der nicht, der es für unmöglich hält, daß ſie ihm geſagt werde.

95. Das letzte Wort.

Wir zucken die Achſel über den Schreier, der Recht zu behalten meint, weil er das letzte Wort behält; aber ſo manches politiſche letzte Wort, iſt es denn etwas Beſſeres? und der Schlag in's Geſicht ſeines Nachbarn, mit dem ein Trunkenbold ſeiner Sache den Ausſchlag giebt, iſt er, bei gleichen Kräften, nicht immer noch edler, als der gefahrloſe Uebermuth, mit dem wir der Wahrheit ins Geſicht ſchlagen, weil ihre Vertheidiger die Schwächern ſind? „Dem größten Dialektiker zum Trotze, hieß es in einer chineſiſchen Hofzeitung, werden wir Oberbonzen

haben.“ — Ludwig dem Zwölften, als er die Ligue von Cambray abzuschließen im Begriffe war, rühmte man die Weisheit der Venetianer: „Ich werde, tröstete sich der allerchristlichste König, ich werde ihnen dreißigtausend Narren auf den Hals schicken, deren Dummheit allen Verstand dieser weisen Leute zu Schanden machen soll.“ Das Faustrecht war im fünfzehnten Jahrhunderte noch ein Recht, im neunzehnten ist es eine bloße Thatsache, im zwanzigsten hoffentlich wird es nur noch Albernheit seyn.

96. Die Geschichte des Petitionswesens.

„Wer die Wahrheit fiedelt, dem schlägt man den Fiedelbogen um die Ohren“; das ist die Geschichte des Petitionswesens. Allerdings, nicht aber die ganze, wie einige Staatsmänner glauben. Die Fortsetzung folgt, und lautet: bis der Fiedler, durch Erfahrung gewitzigt, seinen undankbaren Zuhörern zuvorkommen lernt, und ihnen, eh' er noch seine Melodie aufspielt, den Bogen um die Ohren schlägt. Dann petitionirt man, wie in Constantinopel, mit Feuersbrünsten und mit gewaffneter Hand; und in der Stunde der Mitternacht, und im Schlafkabinette läßt sich die Wahrheit vernehmen, die am hellen Tage und in den Audienzsälen ein Verbrechen hieß.

97. Die unzeitige Wahrheit.

Jede Wahrheit kommt dem zu früh, der jede zu spät erkennt.

98. Die aufrührerische Wahrheit.

„Das paßt, pflegt man zu sagen, wie die Faust auf's Auge“, aber zuweilen paßt sie dahin. Non amo veritatem seditiosam, die aufrührerische Wahrheit mag ich nicht! wehklagte Erasmus, während Luther sprach. Aber wenn die Lüge herrscht, wie soll die Wahrheit nicht ein Aufruhr seyn!

99. Luther's Wahnsinn.

Sie haben ihn für wahnsinnig ausgegeben, weil er dem Teufel sein Dintenfaß an den Kopf warf. Aber er wußte wohl, was er that, und ein Dintenfaß ist heute noch die rechte Waffe gegen den Bösen, wenn es nur Spuren hinterläßt, wie das von Luthern geschleuderte in seinen Werken.

100. Wozu die Schriftsteller?

Wozu in den Gewölben der westindischen Docks zu London der kleine Spiegel, den man dem Eintretenden reicht, um die matten und zerstreuten Lichtstrahlen, die spärlich in das Gewölbe hineinfallen, zu

ſammeln, und leuchtend auf jeden beliebigen Punkt zu lenken! Unſere Erde iſt wohl nur ein ſolches Kellergewölbe in der großen Stadt Gottes und auch der größte Geiſt ein bloßer Handſpiegel, der das Licht nur ſammelte, und nicht ſchuf. Aber weil er ungeſchickt behandelt auch blenden kann, zerſchlagen ſie ihn, und greifen ſich lieber durch die liebe Finſterniß zu irgend einem Faſſe hin, vor dem ſie liegen bleiben. — Gute Nacht!

Druckfehler.

Seite 31 Zeile 3 von oben: lies Urgewiſſen, ſtatt Ungewiſſen.
„ 32 „ 13 von unten: lies verweinungsweis, ſtatt vereinungsweis.
„ 33 „ 16 v. ob.: l. du werdeſt wieder, ſtatt du werdeſt mir, wieder.
„ 34 „ 9 v. ob.: l. im Zuſchnitt, ſtatt ein Zuſchnitt.
„ 73 „ 12 v. unten: lies beim Aufſuchen, ſtatt kein Aufſuchen.
„ 86 „ 14 v. ob.: l. die Philoſophin, ſtatt Philoſophie.
„ 95 „ 14 v. ob.: l. Jaſſoi, ſtatt Jaffré.
„ 119 „ 5 v. unten: l. Einer, ſtatt Einen.
„ 122 „ 19 v. unten: l. Pole ſtatt Polen.
„ 129 „ 9 v. unten: l. Sprödes, ſtatt Schnödes.
„ 158 „ 10 v. unten: l. bleds, ſtatt pleds.
„ 160 „ 12 v. unten: l. als des, ſtatt als den.
„ 213 „ 15 v. unten: l. 35,000 Exemplare, ſtatt 35,000 Fr.
„ 214 „ 21 v. u.: l. aber beſtand wohl, ſtatt aber beſtand aber wohl.
„ 214 „ 8 v. unten: l. Regierungen, ſtatt Regierung.
„ 242 „ 11 v. unten: l. Il te sera, ſtatt Je te sera.
„ 245 „ 9 v. unten: l. altberühmte, ſtatt allberühmte.
„ 253 „ 12. v. oben: l. wenn ich ihm, ſtatt wenn ich ihn.
„ 254 „ 15 v. oben: l. ſondern Kräftigung, ſtatt ſonder Kräftigung.

Einige literarische Berichte.

Es wird die Nachfrage wegen H. Zschokke's Schriften, und was davon gesammelt, und wirklich noch vorräthig zu haben ist, immer wieder erneuert, und daher sei hier folgendes genaue Verzeichniß darüber mitgetheilt:

Zschokke's ausgewählte historische Schriften. Sechszehn Theile in Taschenformat. Weiß Papier 8 Thlr. — 12 fl.
Ordinär Papier 6 „ — 9 „

Dessen ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen. Zehn Theile in Taschenformat. Weiß Papier 9 Thlr. 16 gr. — 14 fl. 30 kr.
Halbweiß Papier 6 „ 16 „ — 10 „ — „

Dieselbe vollständige Sammlung in Einem Bande in groß Median-Oktav. Weiß Papier 7 Thlr. 8 gr. — 11 fl. — kr.
Halbweiß Papier 5 „ — „ — 7 „ 30 „

Diese beiden Ausgaben der historischen und belletristischen Schriften bilden die vollständige Sammlung von H. Zschokke's Schriften.

Dann sind noch einzeln in besondern Ausgaben folgende Schriften im Buchhandel zu erhalten:

Zschokke's Geschichten des bayerischen Volks und seiner Fürsten. Vier Bände. Zweite verbesserte Ausgabe. gr. 8. Herabgesetzter Preis 6 Thlr. 16 gr. — 10 fl.

Desselben Werkes wohlfeilere Ausgabe ohne Noten in vier Bänden. Herabgesetzter Preis 2 Thlr. — 3 fl.

— — Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. gr. 8. Weiß Papier 1 Thlr. 6 gr. — 1 fl. 54 kr.
Zweite Auflage. 1824. gr. 8. Weiß Papier 1 „ 8 „ — 2 „ — „
Halbweiß Papier — „ 22 „ — 1 „ 20 „
Ordinär Papier — „ 12 „ — — „ 45 „
Vierte wohlfeilste Auflage 1831. gr. 12. — „ 8 „ — — „ 30 „

— — Das Goldmacherdorf. Eine anmuthige und wahrhafte Geschichte für gute Landschulen und verständige Landleute. Vierte verbesserte Auflage. Geh. 5 gr. — 20 kr.

— — Der Gebirgsförster, oder deutliche und genaue Anweisung für Forstbediente, Gemeindevorsteher und Waldbesitzer des südlichen Deutschlands und der Schweiz, ihre Waldungen auf die beste Art zu besorgen, und den möglichst größten Nutzen daraus zu ziehen. Zwei Theile. Zweite Auflage. 12. 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

— — Bilder aus der Schweiz. Erster Theil. Der Flüchtling im Jura. Zweiter und dritter Theil. Der Freihof von Aarau. Vierter und fünfter Theil. Addrich im Moos, überhaupt fünf Theile à 4 fl. 30 kr. — 3 Thlr.

— — Der Creole. Eine Erzählung. 8. 1830. Geh. 1 Thlr. 12 gr. — 2 fl. 20 kr.

In demselben Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau sind im Jahre 1832 folgende neue Werke erschienen:

Bibliothek der neuesten Weltkunde. Herausgegeben von H. Malten, für 1832. 12 Theile. 6 Thlr. — 12 fl. — kr.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Vierzehnte vollständige Originalausgabe in grobem Druck. 8 Theile. gr. 8.
Weiß Papier 6 „ — 9 fl. — kr.
Ordinär Papier 5 „ — 7 „ 30 „

Stunden der Andacht. 15. Ausgabe in engem Druck, in Einem Bande, groß Bibelformat 2 Thlr. 12 gr. — 3 fl. 45 kr.

NB. Die 15. ist bereits vergriffen; es wird die 16. in gleichem Format nun im Druck wieder angefangen.

Usteri, Paul Dr., Kleine gesammelte Schriften. 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Zschokke, H., Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwangslosen Heften. 2 Thlr. — 3 fl.

Für den vollständigen Unterricht in der französischen Sprache sind bei demselben Verleger H. R. Sauerländer in Aarau folgende allgemein anerkannte gute Schulbücher in neuen und sehr vervollkommneten Ausgaben erschienen:

Hirzels neue praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Achte verbesserte Auflage von C. v. Orell. gr. 8. 54 kr. — 14 gr.

— — Neues französisches Lesebuch. Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben; vervollständiget von C. v. Orell; dritte verbesserte Auflage. 8. 45 kr. — 12 gr.

Nouveau Dictionnaire français-allemand à l'usage des écoliers, première partie; und deutsch-französisches Schulwörterbuch, zweiter Theil; beide Theile in einem Band. Dritte verbesserte Auflage. 1 fl. 30 kr. — 20 gr.

Orell's kleine französische Sprachlehre für Anfänger, namentlich solche, mit welchen der Lehrer späterhin die vom Verfasser mehrmals revidirte Hirzelsche französische Sprachlehre zu durchgehen gedenkt. 24 kr. — 6 gr.

Exercices du génie de la langue française. Ein Uebungsbuch für diejenigen, welche sich mit dem Geiste der französischen Sprache vertraut machen, und in den Regeln der Grammatik befestigen wollen. In Bezug auf die Hirzelsche Grammatik bearbeitet von F. C. Feller. 1 fl. — 16 gr.

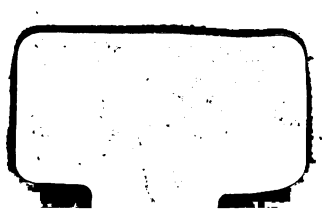
Histoire de la nation suisse, par H. Zschokke, traduite de l'allemand par Ch. Monnard. Nouvelle édition revue par le traducteur. 1 fl. — 16 gr.

Im Laufe des Jahres werden noch von folgenden Schriften neue Auflagen erscheinen:

Katholikon, oder: Für alle unter jeder Form das Eine. gr. 8. Dritte verbesserte Auflage.

Legende, goldene, das ist: wahre und kurze Glaubens- und Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes. Ein Erbauungsbuch zur Beförderung des wahren Christenthums, auf jeden Tag des Jahres. gr. 8. Zweite verbesserte Auflage. 2 fl. 30 kr. — 1 Thlr. 16 gr.

Handbuch des schweizerischen Staatsrechts. Dritte verbesserte Auflage.

Bronner, Franz Xaver, Archivar des Kantons Aargau, Anleitung, Archive und Registraturen nach leichtfaßlichen Grundsätzen einzurichten und zu besorgen. 8.

62634642